

DAVID
BALDACCİ
MIT JEDEM SCHLAG
DER STUNDE

BASTEI
LÜBBE

Roman

D a v i d B a l d a c c i

M I T J E D E M

S C H L A G

D E R S T U N D E

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Uwe Anton

K A P I T E L 1

Der Mann in der Regenjacke ging leicht gebückt. Er atmete schwer, und sein Körper war verschwitzt. Das Gewicht, das er auf der Schulter trug, war nicht übermäßig, doch die Last war sperrig und der Boden uneben. Es war nie einfach, mitten in der Nacht eine Leiche durch den Wald zu schleppen. Der Mann wechselte das zusammengeschnürte Bündel auf die linke Schulter und stapfte weiter. Seine Schuhsohlen wiesen kein charakteristisches Muster auf, was im Grunde auch gar keine Rolle spielte, da der Regen binnen kürzester Zeit jeden Fußabdruck fortgewaschen hätte. Der Mann hatte den Wetterbericht verfolgt; er war hier, weil es regnete. Das unfreundliche Wetter war der beste Freund, den er sich wünschen konnte.

Abgesehen von der Leiche auf seiner kräftigen Schulter wies der Mann eine weitere Auffälligkeit auf: Er trug eine schwarze Sturmhaube, die mit einem esoterischen Symbol bestickt war, einem Kreis mit einem Fadenkreuz. Jeder über fünfzig hätte das Zeichen vermutlich sofort wiedererkannt. Einst hatte es Angst und Schrecken verbreitet, doch mit den Jahren war diese Wirkung verblasst. Es spielte auch keine Rolle, dass kein Lebender ihn mit der Sturmhaube sehen würde; die tödliche Symbolik verschaffte dem Mann sogar eine gewisse Befriedigung.

Nach zehn Minuten hatte er die Stelle erreicht, die er bei einem früheren Besuch sorgfältig ausgewählt hatte. Dort legte er die Leiche mit einer Ehrfurcht ab, die im Widerspruch zu dem gewaltsamen Tod stand, den die Person erlitten hatte. Er holte tief Luft und hielt den

Atem an, als er den Knoten im Telefonkabel löste, mit dem das Bündel umwickelt war. Dann schlug er die Plastikfolie auseinander. Die Frau war jung, und ihre Züge waren vor zwei Tagen noch sehr hübsch gewesen. Nun bot sie keinen schönen Anblick mehr. Das blonde Haar fiel aus dem Gesicht mit der grünlichen Haut, den geschlossenen Augen und den gedunsenen Wangen. Wären die Augen geöffnet gewesen, hätte noch der Ausdruck maßlosen Erstaunens darin gestanden, den die Frau im Augenblick ihres gewaltsamen Todes gezeigt hatte – eine Erfahrung, die in den USA jedes Jahr ungefähr dreißigtausend Menschen machten.

Der Mann entfernte die Plastikfolie und legte die Frau auf den Rücken. Er stieß den Atem aus und kämpfte gegen den Würgereiz an, den der Gestank der Leiche auslöste, als er seine Lungen erneut füllte. Im Licht der Taschenlampe suchte er nach dem kleinen gebelnten Ast, den er zuvor im Gestrüpp bereitgelegt hatte, und drückte ihn in die Erde. Er zog seine Handschuhe straff, packte den Unterarm der Frau, legte ihn in die Astgabel und richtete den Arm der Toten so aus, dass er zum Himmel zeigte. Die Leichenstarre erschwerte ihm die Arbeit, aber der Mann war kräftig und schaffte es schließlich, den steifen Arm in den gewünschten Winkel zu biegen. Er zog eine Armbanduhr aus der Tasche, überzeugte sich mittels seiner Taschenlampe, dass sie auf die richtige Zeit eingestellt war, und legte sie um das Handgelenk der Toten.

Obwohl er kein gläubiger Mensch war, kniete der Mann vor der Leiche nieder und murmelte ein kurzes Gebet, wobei er sich Mund und Nase mit einer Hand zuhielt.

»Du warst nicht direkt verantwortlich, aber du warst alles, was ich hatte. Du bist nicht umsonst gestorben. Und ich glaube, du bist jetzt besser dran.«

Glaubte er wirklich, was er da gerade gesagt hatte? Vielleicht ja, vielleicht nein. Vielleicht spielte es auch gar keine Rolle.

Er blickte ins Gesicht der Toten, musterte eingehend ihre Züge, wie ein Wissenschaftler, der ein faszinierendes Experiment beobachtet. Er hatte nie zuvor einen Menschen getötet. Er hatte es schnell und, wie er hoffte, schmerzlos getan. Im matten, dunstigen Licht schien die Frau von einer gelblichen Aura umgeben zu sein, als wäre sie bereits zu einem Geist geworden.

Der Mann suchte die Umgebung ab, ob er Spuren hinterlassen hatte, die Hinweise auf seine Person geben konnten. Er fand nur ein Stückchen Stoff von seiner Sturmhaube, das sich in der Nähe der Leiche an einem Ast verfangen hatte. *Eine solche Nachlässigkeit darfst du dir nicht erlauben.* Er steckte den Stofffetzen in die Tasche und suchte weiter, verbrachte mehrere Minuten damit, mit nahezu mikroskopischem Blick nach anderen verräterischen Spuren Ausschau zu halten.

Oft waren es fast unsichtbare Details, die der Spurensicherung den Täter verrieten. Ein einziger Tropfen Blut, Sperma oder Speichel, ein verwischter Fingerabdruck, ein Haarbalg mit ein paar Wurzelzellen, die eine DNA-Analyse erlaubten – mehr brauchte es nicht, und schon wurde man von der Polizei über seine Rechte belehrt, während die Staatsanwälte hungrig in der Nähe lauerten. Leider bot es einem nur wenig Sicherheit, wenn man sich dieser Gefahren bewusst war. Ein Verbrecher konnte noch so vorsichtig sein, er hinterließ an jedem Tatort Spuren, die ihn belasten konnten. Deshalb hatte der Mann sorgsam darauf geachtet, jeden körperlichen Kontakt mit der Leiche zu vermeiden, als bestünde die Gefahr, sich bei der kleinsten Berührung mit einer tödlichen Krankheit anzustecken.

Der Mann legte die Plastikfolie zusammen und steckte das Telefontkabel ein, blickte noch einmal auf die Uhr und machte sich dann langsam auf den Rückweg zu seinem Wagen.

Hinter ihm lag die Tote und reckte die Hand zum verregneten Himmel. Ihre Armbanduhr schimmerte in der Dunkelheit und markierte ihren neuen Ruheplatz. Sie würde nicht lange unbemerkt bleiben. Leichen, die nicht vergraben waren, wurden fast immer nach kurzer Zeit gefunden, selbst an abgelegenen Orten wie diesem.

Bevor der Mann losfuhr, zeichnete er mit dem Finger das Fadenkreuz-Symbol auf der Sturmhaube nach, das sich auch auf der Uhr befand, die er der Toten angelegt hatte. *Das müsste genügen, um sie aufzurütteln.* Er atmete tief durch und verspürte Erregung und Furcht zugleich, als er den Motor anließ und losfuhr. Seit Jahren hatte er geglaubt, dieser Tag würde nie kommen. Seit Jahren hatte ihn immer wieder der Mut verlassen. Nachdem er nun den ersten Schritt getan hatte, empfand er ein überwältigendes Gefühl der Macht und Befreiung.

Er legte den Gang ein und gab Gas. Die Reifen griffen auf dem feuchten Straßenbelag; dann verschluckte die Dunkelheit die Rücklichter seines blauen VW. Er wollte sein Ziel so schnell wie möglich erreichen.

Er musste einen Brief schreiben.

K A P I T E L 2

Michelle Maxwell steigerte das Tempo. Sie hatte den ebenen Teil ihrer Joggingstrecke durch die Hügel um Wrightsburg, Virginia, hinter sich gelassen; nun wurde das Gelände steiler. Michelle war Olympiateilnehmerin im Rudern gewesen und hatte anschließend neun sehr intensive Jahre beim Secret Service gearbeitet. Deshalb war die eins fünfundsiebzig große Frau in hervorragender körperlicher Verfassung. Allerdings herrschte an diesem Frühlingstag eine ungewöhnlich hohe Luftfeuchtigkeit, denn über dem Mittelatlantik hatte sich ein Hochdrucksystem festgesetzt. Michelle spürte die Belastung in den Muskeln und Lungen, als sie eine Steigung hinauf lief. Nach einem Viertel der Strecke hatte sie ihr schulterlanges schwarzes Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden; dennoch fanden widerspenstige Strähnen immer wieder den Weg in ihr Gesicht.

Sie hatte den Secret Service verlassen, um sich als Privatdetektivin in dieser kleinen Stadt in Virginia selbstständig zu machen. Ihr Partner war Sean King, Rechtsanwalt und ebenfalls einstiger Mitarbeiter des Secret Service, der sich in Wrightsburg eine neue Existenz aufgebaut hatte. Michelle und King hatten sich erst im vergangenen Jahr zusammengetan, als Michelle noch für den Service gearbeitet hatte und King mit einer Serie von Morden in der näheren Umgebung beschäftigt gewesen war. Nachdem der Fall erfolgreich abgeschlossen war und beide zu trauriger Berühmtheit gelangt waren, hatte Michelle den Vorschlag gemacht, eine Detektei zu eröffnen. King hatte sich nach einigem Zögern einverstanden erklärt.

Beide waren erstklassige Ermittler, sodass die Detektei anfangs großen geschäftlichen Erfolg verbuchen konnte. Dann war es zu einer Flaute gekommen, doch Michelle war beinahe dankbar dafür. Sie liebte es, sich im Freien aufzuhalten, und eine Trekkingtour oder ein Marathonlauf verschaffte ihr genauso viel Befriedigung, wie eine Fälscherbande hochgehen zu lassen oder einem Wirtschaftsspion die Daumenschrauben anzulegen.

Es war still im Wald; nur das Rascheln der Zweige und der toten Blätter des vergangenen Winters, die eine feuchte Brise zu Mini-Zyklonen verwirbelte, war zu vernehmen. Plötzlich weckte das Knacken von Ästen Michelles Aufmerksamkeit. Sie hatte gehört, dass man in dieser Gegend gelegentlich Schwarzbären sah, aber wenn ihr tatsächlich ein Tier über den Weg lief, war es eher ein Hirsch, Eichhörnchen oder Fuchs. Sie dachte nicht weiter darüber nach, beruhigte sich allerdings mit dem Gedanken, dass eine Pistole im Halfter am Gürtel ihrer Bauchtasche steckte. Schon als Agentin des Secret Service hatte sie ihre Waffe überall dabeigehabt, sogar auf der Toilette. Man konnte nie wissen, wann sich die SIG mit ihren vierzehn Neun-Millimeter-Patronen als praktisch erweisen mochte.

Augenblicke später hörte Michelle ein weiteres Geräusch – das von schnellen Schritten. Während ihrer Dienstzeit hatte sie gelernt, auf die unterschiedlichsten Schrittgeräusche zu achten. Manche verrieten Angst oder Panik, andere Vorsicht oder Verstohlenheit, wieder andere Entschlossenheit oder Aggressivität. Michelle war sich noch nicht sicher, wie sie die Schritte einordnen sollte, die sie nun hörte. Waren sie harmlos, oder verhießen sie Gefahr? Michelle lief ein wenig langsamer und schirmte die Augen mit einer Hand vor dem Sonnenlicht ab, das durchs Blätterdach fiel. Ein paar Sekunden herrschte völlige Stille, dann waren wieder die raschen Schritte zu hören, diesmal

wesentlich näher. Jetzt erkannte Michelle, dass es nicht die rhythmischen Schritte eines Joggers waren: Sie klangen eilig und unregelmäßig und verrieten Angst. Der oder die Unbekannte schien sich jetzt links von ihr zu befinden, doch sicher war Michelle sich nicht. Der Wald streute sämtliche Geräusche, sodass die Richtung schwer zu schätzen war.

»Ist da jemand?«, rief Michelle und zog ihre Pistole aus dem Halfter. Sie rechnete nicht mit einer Antwort und erhielt auch keine. Ein Anflug von Furcht überkam sie, als die Geräusche, die zweifellos von einem Menschen stammten, immer näher kamen. Rasch ließ sie den Blick in die Runde schweifen, da es sich um eine Falle handeln konnte: Eine Person lenkte ihre Aufmerksamkeit ab, sodass eine zweite sie von hinten attackieren konnte.

Michelle lächelte verzerrt. Wenn das der Fall war, würde es den Typen verdammt Leid tun. Dann hatten sie sich die Falsche ausgesucht.

Sie blieb stehen, als sie die Quelle der Geräusche nun deutlich ausmachen konnte. Sie kamen von rechts, von der Rückseite des kleinen Hügels genau vor ihr. Wer immer dort rannte – sein Atem ging keuchend, und seine schnellen Schritte durchs Unterholz verrieten Hektik. In wenigen Sekunden würde der Unbekannte hinter der Kuppe aus Erde und Fels erscheinen.

Michelle entsicherte ihre Waffe und brachte sich hinter einem dicken Eichenstamm in Stellung. Wider besseres Wissen hoffte sie, dass es doch nur ein Jogger war; er würde nicht einmal bemerken, dass sie ihn mit einer Waffe in der Hand erwartete. Erde und Steinchen rieselten über die Hügelkuppe. Jede Sekunde würde der Unbekannte erscheinen. Michelle wappnete sich, beide Hände fest um den Griff der Pistole

gelegt und bereit, dem Ankömmling nötigenfalls eine Kugel zwischen die Augen zu jagen.

Ein kleiner Junge kam über die Hügelkuppe gerannt, machte einen langen Satz durch die Luft und purzelte dann mit einem Schrei den steilen Abhang hinunter. Bevor er am Fuß des Hügels war, tauchte ein zweiter, etwas älterer Junge auf. Er konnte rechtzeitig abbremser und rutschte den Abhang auf dem Hosenboden hinunter, bis er neben dem kleineren Jungen zu liegen kam.

Michelle hätte erleichtert aufgeatmet, hätten die Gesichter der Kinder nicht einen Ausdruck nackten Entsetzens gezeigt. Der Jüngere, dessen Gesicht mit Dreck und Tränen verschmiert war, schluchzte. Der Ältere zog ihn am Hemdkragen hoch; dann rannten beide Jungen weiter, genau in Michelles Richtung, die Gesichter vor Angst und Anstrengung gerötet.

Michelle steckte ihre Waffe ins Halfter, trat hinter dem Baum hervor und hob eine Hand. »Halt, ihr beiden!«

Die Jungen schrien vor Schreck und huschten in panischem Entsetzen rechts und links an ihr vorbei. Michelle wirbelte herum und griff nach einem der Jungen, verfehlte ihn aber. »Was ist denn?«, rief sie ihnen nach. »Ich will euch helfen!«

Sie überlegte kurz, ob sie die Verfolgung aufnehmen sollte, war aber nicht sicher, ob sie die Jungen, deren Beine offensichtlich von nackter Angst angetrieben wurden, trotz ihrer olympischen Vergangenheit einholen konnte. Sie drehte sich wieder um und blickte zur Hügelkuppe hinauf. Was konnte den beiden einen solchen Schrecken eingejagt haben? Oder *wer*?

Michelle schaute sich noch einmal in die Richtung um, in die die Jungen geflüchtet waren. Dann bewegte sie sich vorsichtig zum Hügel. *Okay, jetzt wird es riskant.* Sie überlegte, ob sie per Handy Hilfe

herbeirufen sollte, beschloss dann aber, sich die Sache zuerst genauer anzusehen. Sie wollte nicht die Polizei alarmieren, wenn sich herausstellte, dass die Jungen bloß einen Bären gesehen hatten.

Oben auf dem Hügel erkannte Michelle sofort, welchen Weg die Jungen genommen hatten. Sie folgte dem schmalen Pfad durch den Wald, den die zwei sich bei ihrer panischen Flucht gebahnt hatten. Nach etwa dreißig Metern stieß Michelle auf eine kleine Lichtung. Von hier aus war die Spur nicht mehr so deutlich zu erkennen; dann aber entdeckte sie einen Fetzen Stoff, der am untersten Ast eines Hartriegelstrauchs hing. Also drang sie an dieser Stelle wieder in den Wald ein. Nach fünfzehn Metern kam eine weitere Lichtung, größer als die erste, auf der sich die Reste eines erloschenen Lagerfeuers befanden.

Michelle fragte sich, ob die Jungen hier gelagert hatten und von einem Tier aufgeschreckt worden waren. Aber sie hatten keine Campingausrüstung dabeigehabt, und auch hier auf der Lichtung war nichts zu sehen. Außerdem hatte das Feuer schon vor längerer Zeit gebrannt.

Nein, hier geht etwas anderes vor sich.

Unvermittelt änderte sich die Windrichtung und trieb Michelle den Geruch tief in die Nasenhöhlen. Sie würgte, und ein Ausdruck des Entsetzens erschien in ihren Augen. Sie kannte diesen unverwechselbaren Geruch genau.

Es war verwesendes Fleisch.

Menschenfleisch.

Michelle zog sich ihr T-Shirt über Mund und Nase und konzentrierte sich darauf, ihren eigenen Schweißgeruch einzuatmen, um den üblen Gestank einer in Fäulnis übergegangenen Leiche zu überdecken. Sie hatte die Lichtung zu ungefähr einem Drittel um-

rundet, da fand sie es. Beziehungsweise *sie*. Im Gestrüpp am Rand der Lichtung sah sie die ausgestreckte Hand, als würde die Tote ihr zur Begrüßung winken – oder in diesem Fall zum Abschied. Selbst aus dieser Entfernung konnte Michelle erkennen, dass die grünliche Haut bereits ein Stück vom Armknochen heruntergerutscht war. Sie bewegte sich zur Windseite der Leiche und füllte ihre Lungen wieder mit frischer Luft.

Dann sah sie sich die Leiche genau an, hielt dabei jedoch die Waffe bereit. Obwohl der Gestank sowie die Verfärbung und Auflösung der Haut erkennen ließen, dass die Frau schon seit einiger Zeit tot war, konnte es sein, dass sie erst vor kurzem hier deponiert worden war und der Mörder sich noch in der Nähe aufhielt. Und Michelle legte keinen Wert darauf, dass ihr das gleiche Schicksal widerfuhr wie dieser Frau.

Das Sonnenlicht spiegelte sich auf etwas, das sich am Handgelenk der Toten befand. Michelle ging einen Schritt näher heran und sah, dass es eine Armbanduhr war. Sie schaute auf ihre eigene Uhr: Es war halb drei. Sie ging in die Hocke und vergrub ihre Nase in der Armbeuge. Dann rief sie die 911 an und erklärte dem Mitarbeiter der Notrufzentrale, was sie gefunden hatte und wo genau sie sich befand. Anschließend wählte sie die Nummer von Sean King.

»Kannst du die Frau erkennen?«, fragte er.

»Ich glaube, nicht einmal ihre eigene Mutter würde sie wiedererkennen, Sean.«

»Bin schon unterwegs. Pass auf dich auf. Wer das getan hat, könnte zurückkehren, um sein Werk zu bewundern. Ach ja, noch was, Michelle.«

»Ja?«

»Wäre es nicht besser, wenn du im Fitnessstudio auf dem Laufband joggen würdest?«

Michelle trennte die Verbindung und suchte sich eine Stelle, möglichst weit von der Leiche entfernt, von der aus die Tote aber immer noch zu sehen war. Sie behielt die Umgebung aufmerksam im Auge. Der schöne Tag, der Endorphin spendende Lauf in der malerischen Hügellandschaft – alles hatte plötzlich eine düstere Stimmung angenommen.

Seltsam, wie sehr ein Mord die Wahrnehmung verändern konnte.

K A P I T E L 3

Auf der kleinen Lichtung herrschte ungewöhnliche Aktivität. Ein großer Bereich war von der Polizei mit gelbem Plastikband abgesperrt worden, das sich zwischen den Bäumen hindurchschlängelte. Ein zweiköpfiges Spurensicherungsteam suchte in unmittelbarer Umgebung des Tatorts nach Hinweisen und analysierte Dinge, die viel zu klein erschienen, um irgendeine Bedeutung besitzen zu können. Andere Ermittler beschäftigten sich mit der Frauenleiche, während wieder andere den Wald und das Unterholz durchkämmten, da der Mörder auf dem Weg zum Tatort und zurück möglicherweise irgendetwas zurückgelassen hatte. Ein Polizist in Uniform hatte die gesamte Umgebung zuerst fotografiert und dann auf Video aufgenommen. Alle Polizeibeamten trugen Masken, die sie vor dem Gestank schützten. Trotzdem wechselten sie sich damit ab, tiefer in den Wald zu flüchten, um ihren Magen zu entleeren.

Alles wirkte geordnet und eingespielt, doch für einen erfahrenen Beobachter wurde rasch deutlich, dass es eins zu null für den Täter stand. Bislang war kein Hinweis gefunden worden.

Michelle schaute sich alles aus einiger Entfernung an. An ihrer Seite stand Sean King, ihr Partner in der Detektei King & Maxwell. King war in den Vierzigern, einen halben Kopf größer als Michelle, gut gebaut und breitschultrig, mit kurzem schwarzem Haar, das an den Schläfen bereits ergraut war. Er hatte ein steifes Knie und eine Schussverletzung in der Schulter, wo ihn vor Jahren eine Kugel getroffen hatte, als bei einer Verhaftung etwas schief gegangen war, während er als

Agent des Secret Service in einem Fälschungsfall ermittelt hatte. Eine Zeit lang hatte er als Deputy Sheriff in Wrightsburg gearbeitet, dann aber gekündigt und dem bewaffneten Polizeidienst ein für alle Mal abgeschworen.

Sean King war im Laufe seines Lebens von mehreren Tragödien heimgesucht worden. Er war in Ungnade aus dem Secret Service entlassen worden, nachdem jemand, dem man King als Personenschützer zugeteilt hatte, vor seinen Augen ermordet worden war. Dann war seine Ehe gescheitert und nach einem erbitterten Prozess geschieden worden. Und erst vor kurzem war er zum Opfer einer Verschwörung geworden, als man ihm eine Serie von Morden in die Schuhe schieben wollte, wobei einige unangenehme Einzelheiten aus seinen letzten Diensttagen beim Secret Service ans Licht gekommen waren. Nach diesen Ereignissen war King zu einem vorsichtigen und misstrauischen Menschen geworden – bis das Leben ihm Michelle Maxwell vor die Füße geworfen hatte. Obwohl ihre Beziehung unter ziemlich ungünstigen Bedingungen ihren Anfang genommen hatte, war sie mittlerweile der einzige Mensch, auf den er sich zu hundert Prozent verlassen konnte.

Michelle hatte ihr Leben mit Vollgas gestartet. Sie hatte in drei Jahren das College absolviert, eine olympische Silbermedaille im Rudern gewonnen und war in Tennessee, ihrem Heimatstaat, Polizistin geworden, bevor sie zum Secret Service gewechselt war. Genau wie bei King war ihr Ausstieg aus dem Service unerfreulich verlaufen, nachdem sie bei einer hinterhältigen Entführung einen Schützling verloren hatte. Damals war sie zum ersten Mal im Leben gescheitert, und diese neue und bittere Erfahrung hätte sie beinahe aus der Bahn geworfen.

Während der Ermittlungen in dem Entführungsfall war sie Sean King begegnet. Anfangs war er ihr unsympathisch gewesen; dann aber hatte sie Kings Stärken erkannt. Von allen Ermittlern, mit denen sie je zu tun gehabt hatte, war er mit Abstand der klügste Kopf. Mittlerweile war er ihr Partner und bester Freund.

Doch es gab kaum zwei Menschen, die unterschiedlicher hätten sein können. Während Michelle adrenalinsüchtig war und ihren Körper durch physische Anstrengungen immer wieder bis an seine Grenzen trieb, zog King es vor, seine Freizeit mit der Suche nach guten Weinen für seine Sammlung zu verbringen, die Werke von Künstlern aus der näheren Umgebung zu erwerben, gute Bücher zu lesen und mit seinem Boot zum Angeln auf den See hinter seinem Haus hinauszufahren. Er war von Natur aus ein in sich gekehrter Mann, der erst gründlich nachdachte, bevor er handelte. Michelle hingegen neigte dazu, sich mit Warpgeschwindigkeit zu bewegen und den Dingen ihren Lauf zu lassen. Diese Partnerschaft zwischen einer Supernova und einem Gletscher hatte sich als äußerst fruchtbar erwiesen.

»Hat man die beiden Jungen gefunden?«, fragte Michelle nun.

King nickte. »Sie sind traumatisiert.«

»Traumatisiert? Wahrscheinlich brauchen sie eine Dauertherapie, mindestens bis zum College.«

Michelle hatte bereits eine ausführliche Aussage gemacht, die von Todd Williams aufgenommen worden war, dem Polizeichef der Stadt. Williams' Haar war sichtlich weißer geworden, seit Michelle und King ihr erstes Abenteuer in Wrightsburg erlebt hatten. Heute lag ein resignierter Ausdruck auf Williams' Gesicht, als hätte er sich damit abgefunden, dass in seiner kleinen Stadt Mord und Totschlag nun an der Tagesordnung waren.

Michelle beobachtete, wie eine schlanke, attraktive rothaarige Frau Ende dreißig eintraf. Sie hatte einen Arztkoffer dabei. Die Frau kniete sich vor der Leiche hin und begann mit der Untersuchung.

»Das ist die Rechtsmedizinerin, die für diese Gegend zuständig ist«, erklärte King. »Sylvia Diaz.«

»Diaz? Sie sieht eher wie Maureen O'Hara aus.«

»George Diaz, ein bekannter Chirurg, war ihr Ehemann. Er ist vor ein paar Jahren gestorben. Ein Autounfall. Sylvia war früher Professorin für Rechtsmedizin an der UVA. Jetzt führt sie eine private Arztpraxis.«

»Und nebenbei ist sie Rechtsmedizinerin. Eine sehr beschäftigte Frau. Hat sie Kinder?«

»Nein. Ich glaube, die Arbeit ist ihr Leben«, sagte King.

Michelle hielt sich die Nase zu, als der Wind wieder die Richtung wechselte und den Leichengestank zu ihnen trug. »Ein tolles Leben«, sagte sie. »Mein Gott, sie trägt nicht mal eine Maske, und ich halte es schon in dieser Entfernung kaum aus.«

Zwanzig Minuten später erhob sich Diaz, unterhielt sich mit den Polizisten, zog ihre Gummihandschuhe aus und machte Fotos von der Leiche und der Umgebung. Als sie damit fertig war, verstaute sie die Kamera und wollte gehen, als sie King bemerkte. Sie lächelte und kam zu ihm und Michelle herüber.

»Hast du vergessen, mir zu sagen, dass ihr mal was miteinander hatten?«, flüsterte Michelle.

King warf ihr einen überraschten Blick zu. »Wir sind vor längerer Zeit ein paar Mal zusammen ausgegangen. Woher weißt du davon?«

»Wenn jemand sich einige Zeit in unmittelbarer Nähe einer Leiche aufgehalten hat und dann so strahlend lächelt, muss eine frühere Beziehung im Spiel sein.«

»Danke für die scharfsinnige Beobachtung. Aber sei nett zu ihr. Sylvia ist eine wunderbare Frau.«

»Davon bin ich überzeugt. Aber erspar mir nähere Einzelheiten.«

»Zu diesem Thema wirst du kein Sterbenswörtchen von mir hören, solange ich atme.«

»Der typische Virginia-Gentleman, was?«

»Nein, ich möchte nur keine Kritik hören.«

K A P I T E L 4

Sylvia Diaz begrüßte King mit einer Umarmung, die für Michelles Geschmack ein bisschen inniger ausfiel als zwischen bloßen Freunden. Dann machte King die beiden Frauen miteinander bekannt.

Sylvia bedachte Michelle mit einem Blick, den diese als ausgesprochen unfreundlich empfand.

Dann wandte sie sich wieder King zu. »Wir haben uns lange nicht gesehen, Sean.«

»Michelle und ich haben bis über beide Ohren in Aufträgen gesteckt, aber jetzt hat die Lage sich ein wenig beruhigt.«

»Haben Sie schon einen Hinweis auf die Todesursache?«, meldete Michelle sich zu Wort.

Erstaunt blickte Sylvia sie an. »Ich glaube nicht, dass ich mit Ihnen darüber reden sollte.«

»Es hat mich nur interessiert«, sagte Michelle mit Unschuldsmiene, »da ich zufällig die erste Person am Tatort war. Ich nehme an, Sie können es erst mit Sicherheit sagen, wenn Sie die Obduktion vorgenommen haben?«

»Machst du die Autopsie?«, fragte King.

Sylvia nickte. »Ja. Obwohl verdächtige Todesfälle früher immer von den Kollegen in Roanoke übernommen wurden.«

»Warum jetzt nicht mehr?«, fragte Michelle.

»Früher gab es vier offizielle Einrichtungen, die in diesem Staat Autopsien vornehmen durften: Fairfax, Richmond, Tidewater und Roanoke. Aber dank der Großzügigkeit von John Poindexter, einem

sehr wohlhabenden Gentleman, besitzen wir hier jetzt ein weiteres forensisches Zentrum.«

»Ein bisschen seltsam, ein Leichenschauhaus zu stiften«, sagte Michelle.

»Poindexters Tochter wurde hier vor Jahren ermordet. Wrightsburg liegt genau auf der Grenze zwischen der Zuständigkeit des Rechtsmediziners in Richmond und der Verwaltung des westlichen Distrikts in Roanoke. Deshalb kam es zum Streit, welche Stelle die Autopsie vornehmen sollte. Schließlich setzte Roanoke sich durch. Aber während der Überführung der Leiche wurde das Fahrzeug in einen Verkehrsunfall verwickelt, und wichtige Spuren gingen verloren, was zur Folge hatte, dass der Mörder des Mädchens nie gefasst wurde. Wie Sie sich vorstellen können, war Poindexter gar nicht glücklich darüber. Deshalb verfügte er in seinem Testament, nach seinem Tod eine hochmoderne Einrichtung zu bauen, was dann auch geschehen ist.« Sylvia blickte kurz zu der Leiche. »Aber selbst mit den modernsten Geräten dürfte es schwierig sein, in diesem Fall die Todesursache zu ermitteln.«

»Hast du eine Ahnung, wie lange sie schon tot ist?«, fragte King.

»Das hängt sehr von individuellen Faktoren, Umwelteinflüssen und dem Verwesungszustand ab. Wenn der Todeszeitpunkt schon so lange zurückliegt wie in diesem Fall, können wir durch die Obduktion nur einen ungefähren Zeitrahmen erhalten.«

»Ich habe gesehen, dass der Toten ein paar Finger fehlen«, sagte King.

»Eindeutig von Tieren abgenagt.« Nachdenklich setzte Sylvia hinzu: »Trotzdem hätte die Leiche schlimmer zugerichtet sein müssen. Die Kollegen versuchen gerade, Identifikationsmerkmale zu ermitteln.«

»Was hältst du von der Position, in der die Hand fixiert wurde?«, fragte King.

»Ich fürchte, das ist nicht mein Metier, sondern Sache der offiziellen Ermittler. Ich sage denen nur, wie das Opfer starb, und sammle während der Obduktion weitere Beweise, die nützlich sein könnten. Zu Anfang habe ich mal Sherlock Holmes gespielt, wurde aber schnell in meine Schranken verwiesen.«

»Es kann doch nicht falsch sein, wenn Sie Ihr Fachwissen einsetzen, um bei der Aufklärung eines Verbrechens zu helfen«, bemerkte Michelle.

»Das sollte man meinen, nicht wahr?« Sylvia wandte sich wieder der Toten zu. »Nun, der Arm wurde absichtlich auf dem Ast in dieser Position fixiert. Mehr kann ich nicht dazu sagen.« Sie wandte sich an King. »Es hat mich gefreut, dich wiederzusehen, auch wenn die Begleitumstände nicht gerade angenehm waren.« Dann reichte sie Michelle die Hand, die den Händedruck erwiderte.

Als Sylvia davonging, sagte Michelle: »Hast du nicht gesagt, du hättest *vor einiger Zeit* etwas mit ihr gehabt?«

»Ja. Das ist jetzt über ein Jahr her.«

»Ich bin mir nicht ganz sicher, ob die Botschaft bei ihr angekommen ist.«

»Vielen Dank für diese Erkenntnis. Vielleicht könntest du mir als Nächstes aus der Hand lesen. Kommst du mit? Oder möchtest du deine Joggingrunde fortsetzen?«

»Ich glaube, das war für heute Anregung genug.«

Als sie an der Leiche vorbeikamen, blieb King plötzlich stehen und starrte auf die Hand, die immer noch in den Himmel zeigte.

»Was ist?«, fragte Michelle, der Kings angespannte Miene nicht entgangen war.

»Die Uhr«, sagte er.

Erst jetzt erkannte Michelle, dass der Zeiger auf ein Uhr eingestellt und offenbar stehen geblieben war. »Was ist damit?«

»Es ist eine Zodiac-Uhr.«

»Zodiac?«

»Irgendetwas sagt mir, dass wir nicht das letzte Mal mit diesem Täter zu tun haben«, sagte King.

K A P I T E L 5

Die abgelegene Stelle an der Böschung über einem der Hauptzuflusskanäle des Cardinal Lake war schon seit längerer Zeit ein bevorzugter Treffpunkt für die Teenager Wrightsburgs. Hier konnten sie Dinge tun, mit denen ihre Eltern gar nicht einverstanden gewesen wären. An diesem Abend war der Himmel bedeckt, Wind rauschte durch die Bäume, und gelegentlich nieselte es. Deshalb stand heute nur ein einziger Wagen an der Böschung, doch die Insassen trieben es umso lebhafter.

Das Mädchen war bereits nackt. Ihr Kleid und die Unterwäsche lagen ordentlich zusammengelegt neben den Schuhen auf dem Rücksitz. Der junge Mann war hektisch damit beschäftigt, sich das Shirt über den Kopf zu ziehen, während das Mädchen seine Hose öffnete, was in der Enge nicht leicht war. Endlich hatte er das Hemd ausgezogen, während ihm von der schwer atmenden jungen Dame gleichzeitig Hose und Slip heruntergerissen wurden. Geduld schien – zumindest in dieser Situation – nicht ihre Stärke zu sein.

Er schob sich zur Mitte des Vordersitzes, nachdem er sich ein Kondom übergestreift hatte; dann hockte das Mädchen sich auf ihn. Rasch beschlugen die Wagenfenster vom keuchenden Atem der Teenager. Der Blick des Jungen schweifte ganz kurz hinaus in die Nacht hinter der Windschutzscheibe, bis er vor Lust die Augen schloss. Es war sein erstes Mal; seine Partnerin dagegen schien bereits über mehr Erfahrung zu verfügen. Der junge Mann stöhnte, als das Mädchen nun keuchend auf ihm ritt.

Dann öffnete er die Augen – und erstarrte.

Die Gestalt unter der schwarzen Sturmhaube blickte ihn durch die beschlagene Windschutzscheibe an. Verschwommen sah der junge Mann, wie der Lauf der Schrotflinte sich hob. Er wollte das Mädchen von sich herunterstoßen, um den Wagen zu starten, schaffte es aber nicht mehr. Das Glas explodierte nach innen. Die Schrotladung traf das Mädchen in den Rücken und schleuderte es auf den jungen Mann, der durch ihren Körper vor den Kugeln abgeschirmt wurde. Sein Nasenbein brach, als ihr Kopf gegen sein Gesicht prallte. Ihm wurde schwarz vor Augen, doch er blieb bei Bewusstsein. Feucht vom Blut des Mädchens, aber nicht ernsthaft verletzt, drückte er die Tote an seine Brust, als wäre sie ein Schutzschild, stark genug, um den Tod von ihm fern zu halten. Er wollte schreien, brachte aber keinen Laut hervor. Schließlich ließ er das Mädchen los und schob sich auf die Fahrerseite. Er war benommen, seine Bewegungen unbeholfen. Er wusste nicht, ob er selbst angeschossen war, hatte aber einen Schock erlitten, sodass sein Blutdruck verrückt spielte und seinen Körper zusätzlich unter Stress setzte.

Der junge Mann wollte gerade den Zündschlüssel drehen, als die Fahrertür aufgerissen wurde und die schwarze Sturmhaube wieder auftauchte. Hilflös beobachtete der Teenager, wie sich der Lauf der Schrotflinte auf ihn zuschob, einer tödlichen Schlange gleich. Der Junge flehte, schrie und jammerte, während ihm das Blut aus der gebrochenen Nase lief. Er wich vor dem Mann mit der Waffe zurück, bis er gegen die Leiche des Mädchens stieß.

»Bitte nicht. Bitte, bitte nicht!«

Die Schrotkugeln schlugen mit der Wucht eines Vorschlaghammers in seinen Kopf, und er wurde neben das tote Mädchen geschleudert. Die Vorderseite ihres Körpers war völlig unversehrt. Ein Betrachter

hätte keinen Hinweis entdeckt, wodurch die junge Frau zu Tode gekommen war. Bei ihrem Freund dagegen war es offensichtlich: Er hatte kein Gesicht mehr.

Der Mörder lehnte die Schrotflinte gegen den Wagen, befestigte eine Armbanduhr am Handgelenk des jungen Mannes und klemmte den Arm des Toten zwischen Armaturenbrett und Tür fest. Als Nächstes fummelte er an der Uhr des toten Mädchens herum. Dann zog er ihr den billigen Amethystring vom Finger und steckte ihn sich in die Tasche. Dort verschwand auch der Christophorus-Anhänger, den er vom Hals des Jungen nahm.

»Tut mir Leid«, sagte er dann zu der Leiche des Jungen. »Dich persönlich trifft keine Schuld, aber du warst Teil der ursprünglichen Sünde. Dein Tod war nicht umsonst. Du hast einen Fehler wieder gutgemacht, der vor langer Zeit begangen wurde. Das ist ein Trost für dich, nicht wahr?«

Er machte sich nicht die Mühe, auch ein paar Worte an das Mädchen zu richten. Stattdessen nahm er einen Gegenstand aus der Tasche und legte ihn in den Fußraum des Wagens. Dann schlug er die Tür zu und stapfte davon. Als der Regen durch die zerborstene Windschutzscheibe drang, schien es, als würden sich die beiden nackten, toten Teenager aneinander klammern.

Auf dem Boden des Wagens lag der Gegenstand, den der Mörder zurückgelassen hatte.

Es war ein Hundehalsband.

K A P I T E L 6

Todd Williams hielt vor dem Büro von King & Maxwell, das sich in einem zweistöckigen Klinkerhaus im Herzen der kleinen, aber feinen Innenstadt von Wrightsburg befand. In diesem Haus hatte auch Kings Anwaltskanzlei ihren Sitz gehabt, bevor er die Juristerei an den Nagel gehängt hatte. Der Polizeichef setzte sich, legte seine Mütze in den Schoß und informierte King und Michelle mit verquollenen Augen und abgespannten Gesichtszügen über die grausigen Einzelheiten des Doppelmordes.

»Ich bin aus der Polizeitruppe von Norfolk ausgeschieden, weil ich nicht mehr mit dieser Scheiße zu tun haben wollte«, fügte Williams hinzu. »Meine Exfrau hat mich überredet, hierher zu ziehen, wo es ruhig und friedlich ist. Eine ziemliche Fehleinschätzung, was? Kein Wunder, dass unsere Ehe kaputtgegangen ist.«

King reichte ihm einen Becher Kaffee und nahm ihm gegenüber Platz, während Michelle auf der Kante einer Ledercouch sitzen blieb. »Warten Sie mal ab, bis die Zeitungen Wind von der Sache bekommen«, fuhr Williams fort. »Und die arme Sylvia. Kaum hat sie die Autopsie der Toten aus dem Wald abgeschlossen, bekommt sie zwei neue Kunden auf den Tisch.«

»Wer waren die beiden?«, fragte King.

»Sie gingen zur Wrightsburg High School. Steve Canney und Janice Pembroke. Dem Mädchen wurde in den Rücken geschossen, der Junge hat eine Ladung ins Gesicht gekriegt. Mit einer Schrotflinte. Kaum hatte ich die Wagentür aufgemacht, hab ich mein Frühstück aus-

gespuckt. Verdammt, ich werde noch Monate von diesem Anblick träumen.«

»Keine Zeugen?«

»Zumindest sind uns keine bekannt. Es war eine Regennacht. Die einzigen Reifenspuren stammten von dem Wagen der Teenager.«

Michelle wurde hellhörig. »Ja, stimmt, es hat geregnet. Wenn es also keine weiteren Reifenspuren gibt, muss der Mörder zu Fuß gekommen sein. Haben Sie Spuren von ihm gefunden?«

»Das meiste wurde vom Regen weggespült. Im Fußraum des Wagens stand das blutige Wasser drei Zentimeter hoch. Ich begreife das nicht. Steve gehörte zu den beliebtesten Jungen der Schule. Mädchenschwarm, viele Kumpels, Star der Footballmannschaft...«

»Und das Mädchen?«, fragte Michelle.

Williams zögerte. »Janice Pembroke hat sich einen ziemlichen Ruf bei den Jungs erworben.«

»War sie leicht zu haben?«, fragte King.

»Ja.«

»Wurde irgendetwas mitgenommen? Könnte es Raubmord gewesen sein?«

»Unwahrscheinlich, obwohl tatsächlich zwei Gegenstände vermisst werden. Ein billiger Ring, den Janice die meiste Zeit trug, und Steves Christophorus-Anhänger. Aber wir wissen nicht, ob der Mörder beides mitgenommen hat.«

»Sie sagten, Sylvia wäre mit der Autopsie fertig. Ich nehme an, Sie waren dabei.«

Williams wirkte verlegen. »Ich hatte ein kleines Magenproblem, als die Tote aus dem Wald obduziert wurde. Und als Sylvia mit den anderen beiden beschäftigt war, hatte ich zu tun«, sagte er. »Ich warte auf Sylvias Bericht. Tja, wir haben keinen offiziellen Mordspezial-

isten in unserer Truppe, deshalb dachte ich mir, dass ich mal vorbeischaue und Sie frage.«

»Gibt es weitere Hinweise?«, wollte Michelle wissen.

»Nicht zum ersten Mordfall. Wir haben die Tote noch nicht mal identifizieren können, obwohl es uns gelungen ist, Fingerabdrücke zu nehmen, die zurzeit überprüft werden. Und wir haben ihr Gesicht am Computer rekonstruiert. Das Bild wird gerade rausgegeben.«

»Gibt es Hinweise, dass eine Verbindung zwischen beiden Morden besteht?«, fragte Michelle.

Williams schüttelte den Kopf. »Bei Janice Pembroke und Steve Canney werden wir vermutlich bald auf irgendeine Dreiecksgeschichte stoßen. Heutzutage ballern die Kids los, ohne sich was dabei zu denken. Zu viel Mist im Fernsehen.«

King und Michelle tauschten einen Blick. Dann sagte King: »Im ersten Fall hat der Mörder die Frau entweder in den Wald gelockt oder sie gezwungen, ihn dorthin zu begleiten. Oder er hat sie anderswo getötet und anschließend in den Wald gebracht.«

Michelle nickte. »Wenn Letzteres stimmt, ist er ein kräftiger Mann. Bei dem Mord an den Teenagern könnte der Täter den beiden gefolgt sein oder auf der Böschung gewartet haben.«

»Die Stelle ist allgemein als Knutschecke bekannt, falls man so was heute noch so nennt«, sagte Williams. »Beide Opfer waren nackt. Der Täter könnte ein Junge gewesen sein, den Janice abserviert hatte oder der auf Steve eifersüchtig war. Die Unbekannte aus dem Wald ist vermutlich der schwierigere Fall. Deshalb könnte ich Ihre Hilfe gut gebrauchen.«

King überlegte einen Moment; dann sagte er: »Haben Sie sich die Uhr im ersten Mordfall mal genauer angeschaut, Todd?«

»Sie kam mir zu klobig für eine junge Frau vor.«

»Sylvia sagte, der Arm, an dem sich die Uhr befand, wäre absichtlich in diese ungewöhnliche Stellung gebracht worden.«

»Das kann sie doch nicht mit Sicherheit wissen.«

»Ich habe gesehen, dass die Zeiger auf ein Uhr eingestellt waren«, fuhr King fort.

»Richtig, aber die Uhr ist stehen geblieben, oder das Rädchen wurde herausgezogen.«

King warf Michelle einen kurzen Blick zu. »Ist Ihnen die Marke der Uhr aufgefallen?«

William sah ihn neugierig an. »Die Marke?«

»Es war eine Zodiac. Ein Kreis mit Fadenkreuz.«

Williams hätte beinahe seinen Kaffee verschüttet. »Zodiac!«

King nickte. »Außerdem war es eine Männeruhr. Ich glaube, der Mörder hat sie der Frau angelegt.«

»Zodiac«, wiederholte Williams. »Wollen Sie damit sagen...?«

»Der ursprüngliche Zodiac-Killer hat 1968 und 1969 in der Bay Area gemordet, in San Francisco und Vallejo«, sagte King. »*Dieser* Täter dürfte inzwischen viel zu alt sein. Aber es hat mindestens zwei Nachahmer gegeben, einen in New York und einen weiteren in Kobe, Japan. Der Zodiac-Killer von San Francisco trug eine schwarze Henkerkapuze oder Sturmhaube, die mit einem weißen Fadenkreuz im Kreis versehen war – das gleiche Symbol wie auf einer Zodiac-Uhr. Auch er ließ bei seinem letzten Opfer, einem Taxifahrer, eine Uhr zurück, obwohl es eine andere Marke war. Doch der Mann, der als Killer von San Francisco verdächtigt wurde, besaß eine Zodiac-Uhr. Die Psychologen vermuten, dass diese Uhr ihn dazu angeregt hatte, das Fadenkreuz-Symbol zu benutzen, dem er seinen Spitznamen ›Zodiac-Killer‹ verdankte. Der Fall wurde nie gelöst.«

Williams beugte sich vor. »Das alles ist ziemlich weit hergeholt.«

Michelle blickte ihren Partner an. »Glaubst du wirklich, dass es ein Nachahmungstäter ist, Sean?«

King zuckte mit den Schultern. »Wenn zwei Personen das Original kopiert haben, warum nicht auch ein Dritter? Der Zodiac-Killer von San Francisco schrieb kodierte Nachrichten an die Zeitungen, bis der Kode schließlich geknackt wurde. Die Briefe zeigten, dass der Mörder sich durch einen Film mit dem Titel *Graf Zaroff, Genie des Bösen* inspirieren ließ. In dem Film geht es um die Jagd auf Menschen.«

»Ein Massenmörder, der auf Menschenjagd geht«, sagte Michelle leise.

»Trug eine der Leichen im Auto eine Armbanduhr?«, fragte King.

Williams runzelte die Stirn. »Moment mal, Sean. Wie ich bereits sagte, sind es zwei völlig unterschiedliche Morde. Einmal mit einer Schrotflinte und... Okay, wir wissen immer noch nicht, wie die Unbekannte gestorben ist, aber es war keine Schrotladung, so viel steht fest.«

»Und was ist mit den Uhren?«

»Beide Jugendliche trugen Armbanduhren. Na und? Ist das ein Verbrechen?«

»Und Sie haben nicht darauf geachtet, ob es Zodiac-Uhren waren?«

»Nein. Bei der Unbekannten habe ich auch nicht darauf geachtet.« Plötzlich wurde er nachdenklich. »Obwohl Steve Canneys Arm ein bisschen seltsam am Armaturenbrett lehnte...«

»Als wäre der Arm absichtlich so fixiert worden?«

»Schon möglich«, sagte Williams. »Andererseits wurde der Junge mit einer Schrotflinte erschossen. Niemand kann vorhersagen, in welcher Körperhaltung ein Opfer liegen bleibt, wenn es eine volle Ladung ins Gesicht bekommt.«

»Liefen beide Uhren?«

»Nein.«

»Wie spät war es auf Janice Pembrokes Uhr?«

»Zwei.«

»Punkt zwei?«

»Ich glaube, ja.«

»Und auf Steves Uhr?«

Williams zog seinen Notizblock hervor und blätterte darin, bis er gefunden hatte, wonach er suchte. »Die stand auf drei«, sagte er nervös.

»Hat die Uhr etwas von der Schrotladung abbekommen?«

»Da bin ich mir nicht sicher«, erwiderte Williams. »Ich nehme an, Sylvia kann es uns sagen.«

»Und die Uhr von dem Mädchen?«

»Es scheint, als wäre sie von einem Splitter der Windschutzscheibe getroffen worden.«

»Trotzdem steht ihre Uhr auf zwei und Steves auf drei«, sagte Michelle. »Wenn Janices Uhr um zwei stehen geblieben ist, als das Mädchen getötet wurde, wie kann die Uhr des Jungen dann um drei stehen geblieben sein, obwohl sie *nicht* getroffen wurde?«

»Kommen Sie«, sagte Williams, »bis auf diese Uhrensache, die nicht besonders überzeugend klingt, gibt es nicht die geringste Verbindung.«

Michelle schüttelte störrisch den Kopf. »Das erste Mordopfer war die Unbekannte, Janice Pembroke das zweite, und Steve Canney war Nummer drei. Das kann kein Zufall sein.«

»Sie müssen unbedingt nachsehen, ob auch Steve und Janice Zodiac-Uhren getragen haben«, sagte King eindringlich.

Der Polizeichef machte ein paar Anrufe per Handy. Als er die Verbindung schließlich unterbrach, wirkte er verwirrt.

»Die Uhr, die an Janices Arm gefunden wurde, war ihre eigene – eine Casio. Ihre Mutter hat bestätigt, dass es die Armbanduhr ihrer Tochter war. Steve Canneys Vater sagte mir, dass sein Sohn überhaupt keine Uhr getragen hat. Tja, und gerade erfahre ich, dass an Steves Leiche eine Timex gefunden wurde.«

King legte die Stirn in Falten. »Also keine Zodiac. Aber die Uhr wurde Steve möglicherweise vom Mörder angelegt, vermutlich genauso wie beim ersten Fall. Und ich kann mich erinnern, dass auch der Killer von San Francisco ein Liebespaar im Auto ermordet hat. Und die meisten seiner Morde fanden in der Nähe von Gewässern statt oder an Orten, die nach Gewässern benannt sind.«

»Canney und Pembroke wurden am Ufer des Cardinal Lake ermordet«, sagte Williams widerstrebend.

»Und die Unbekannte lag auch nicht weit vom See entfernt«, sagte Michelle. »Man muss nur den Hügel hinaufsteigen, und man kann eine der Buchten sehen.«

»An Ihrer Stelle«, sagte King zu Todd Williams, »würde ich an dieser Zodiac-Sache weiterarbeiten. Der Mörder muss sich die Uhr ja irgendwo besorgt haben.«

Williams blickte auf seine Hände und runzelte die Stirn.

»Was gibt's?«, fragte Michelle.

»Im Fußraum von Steve Canneys Wagen haben wir ein Hundehalsband gefunden. Wir sind davon ausgegangen, dass es Steve gehört. Aber sein Vater sagte mir, dass sie keinen Hund haben.«

»Könnte es von Janice stammen?«, fragte King.

Williams schüttelte den Kopf. »Nein, auch nicht...«

Das Klingeln des Bürotelefons unterbrach ihn. King nahm den Anruf entgegen und kehrte mit zufriedener Miene zurück. »Das war Harry Carrick, der Anwalt. Er hat einen Mandanten, der schwerer

Vergehen angeklagt wird, und braucht unsere Hilfe. Er hat nicht gesagt, um wen oder was es geht.«

Williams stand auf und räusperte sich. »Es dürfte sich um Junior Deaver handeln.«

»Junior Deaver?«, fragte King.

»Ja. Er hat gelegentlich für die Battles gearbeitet. Der Fall liegt außerhalb meines Zuständigkeitsbereichs. Junior sitzt im Bezirksgefängnis in Untersuchungshaft.«

»Was hat er angestellt?«, fragte King.

»Das müssen Sie Harry fragen.« Williams ging zur Tür. »Ich werde die State Police um Unterstützung bitten.«

»Sie sollten sich überlegen, ob Sie nicht auch das FBI einschalten«, sagte Michelle. »Wenn es sich wirklich um einen Serienmörder handelt, kann VICAP ein Profil erstellen.« Die Abkürzung stand für Violent Criminal Apprehension Program, das Fahndungsprogramm der Bundespolizei für Gewaltverbrecher.

»O Mann. Ich hätte nie gedacht, dass ich in Wrightsburg mal ein VICAP-Formular ausfüllen muss.«

»Die Bürokratie wurde erheblich vereinfacht«, versuchte Michelle ihn zu trösten.

Nachdem der Polizeichef gegangen war, wandte Michelle sich an King. »Und wer sind Junior Deaver und die Battles?«

»Junior ist im Grunde ein prima Kerl, der sein ganzes Leben hier verbracht hat. Leider ist er auf die schiefe Bahn geraten. Die Battles sind eine ganz andere Geschichte. Sie sind die bei weitem reichsten Leute in der Gegend. Eine alteingesessene Südstaatenfamilie.«

»Und was genau bedeutet das?«

»Sie sind ein bisschen eingebildet, ein bisschen verschoben, ein bisschen exzentrisch...«

»Du meinst, ein bisschen verrückt«, sagte Michelle.

»Nun ja...«

»Jede Familie ist verrückt. Manche zeigen es nur deutlicher als andere.«

»Ich glaube, du wirst feststellen, dass die Battles in dieser Hinsicht ganz oben auf der Liste stehen.«

K A P I T E L 7

Harry Lee Carrick lebte auf einem großen Anwesen am östlichen Rand von Wrightsburg. Als sie zu ihm fuhren, erzählte King seiner Partnerin alles, was sie über ihn wissen musste.

»Er hat schon vor Jahren hier als Anwalt gearbeitet. Dann ging er an das hiesige Berufungsgericht und später zum Obersten Gericht des Bundesstaates, wo er die letzten zwanzig Jahre verbracht hat. Er hat mir sogar den Eid abgenommen, als ich in Virginia als Anwalt zugelassen wurde. Seine Familie nimmt seit gut dreihundert Jahren eine wichtige Stellung ein. Nachdem er das Richteramt aufgegeben hatte, kehrte er in unsere Stadt zurück und ließ sich auf dem Anwesen der Familie nieder.«

»Und dieser Junior? Du hast gesagt, er sei auf die schiefe Bahn geraten.«

»Sagen wir mal, er hat gelegentliche Ausflüge in die Illegalität gemacht. Aber er war lange nicht mehr in Schwierigkeiten.«

»Bis jetzt.«

Sie passierten ein gusseisernes Tor, dessen zwei Flügel mit dem Buchstaben C geschmückt waren.

Michelle blickte sich auf dem weitläufigen Grundstück um. »Nettes Plätzchen.«

»Harry hat sich ganz gut durchs Leben geschlagen, und seine Familie hat sowieso genug Geld.«

»Verheiratet?«

»Seine Frau starb in jungen Jahren. Er hat sich nie auf eine neue Ehe eingelassen und hat keine Kinder. Er ist der letzte Carrick, soviel ich weiß.«

Sie sahen aus der Ferne ein großes Ziegelhaus mit weißen Säulen zwischen den hohen Bäumen. Doch King bog ab und fuhr einen schmalen Kiesweg entlang, bis er vor einem kleinen, weiß gestrichenen Schindelgebäude hielt.

»Was ist das?«, fragte Michelle.

»Das feudale Anwaltsbüro von Harry Lee Carrick.«

Sie klopfen an. Eine angenehme Stimme sagte: »Herein!«

Der Mann erhob sich hinter dem großen Schreibtisch und streckte ihnen die Hand entgegen. Harry Carrick war eins achtzig groß und schlank, hatte gepflegtes silbriges Haar und eine rötliche Gesichtsfarbe. Er trug eine graue Hose, einen blauen Blazer, ein weißes Button-down-Hemd und eine rot-weiß gestreifte Krawatte. Seine Augen hatten die Farbe von Immergrün und strahlten Verschmitztheit aus. Die Augenbrauen waren buschig und von der gleichen Farbe wie das Haar. Sein Händedruck war fest, und sein melodischer Südstaatenakzent war so angenehm wie eine freundliche Umarmung oder ein Schluck Whisky, den man in einem bequemen Sessel genießt. Er hatte die Energie und Beweglichkeit eines Mannes, der mindestens zwanzig Jahre jünger war, als er an Jahren zählte. Kurz, er war die Hollywood-Version des Idealbildes, das man von einem Richter hatte.

»Ich hatte mich schon gefragt«, sagte Harry zu Michelle, »wann Sean dazu kommt, Sie mir vorzustellen. Also fühlte ich mich genötigt, diese Angelegenheit persönlich zu übernehmen.«

Er führte sie zu einer Sitzecke. Stabile Bücherregale nahmen fast die gesamte Wandfläche des kleinen Raumes ein. Die Möbel sahen antik und häufig benutzt aus. Wie Miniaturzirkuswolken schwebte Zi-

garrenrauch im Zimmer, und Michelle entdeckte eine alte Remington-Schreibmaschine auf einem kleinen Tisch, obwohl Harrys kunstvoll geschnitzter Schreibtisch mit PC und Laserdrucker ausgestattet war.

»Ich habe mich völlig den Notwendigkeiten des modernen Zeitalters ergeben«, sagte er, als seine wachsamen Augen die Richtung ihres Blickes verfolgten. »Ich habe mich so lange wie möglich gegen Computer gewehrt, um mich dann bedingungslos ihrer Macht zu unterwerfen. Die Remington habe ich für die Korrespondenz mit Freunden in fortgeschrittenem Alter behalten, die es als entwürdigend betrachten würden, ein Schreiben zu bekommen, das nicht mit einer manuellen Schreibmaschine auf Büttenpapier mit Monogramm verfasst wurde, oder besser noch von Hand, obwohl meine Klaue bedauerlicherweise kaum noch zu entziffern ist. Deshalb würde ich empfehlen, immer jung und schön zu bleiben, so wie Sie, Michelle.«

Michelle lächelte. Harry war ein Gentleman und Charmeur der alten Schule.

Er bestand darauf, einen Tee für sie zuzubereiten, und servierte das Getränk in hauchdünnen, abgenutzten Porzellantassen. Dann nahm er zwischen ihnen Platz.

»Junior Deaver«, gab King das Stichwort.

»Und die Battles«, sagte Harry.

»Klingt wie eine ziemlich exzentrische Band«, bemerkte Michelle.

»Äußerst exzentrisch«, pflichtete Harry ihr bei. »Bobby Battle war ein bemerkenswerter Mensch. Zäh wie Leder. Sein Vermögen hat er sich im Schweiß seines Angesichts und mit viel Grips erworben. Seine Frau Remmy ist eine wirkliche Dame. Auch sie ist ein ziemlich zäher Brocken. Das muss sie auch sein, wenn sie mit Bobby verheiratet ist.«

Michelle warf ihm einen neugierigen Blick zu. »Sie sagten *war*. Ist Bobby Battle gestorben?«

»Nein, aber er hat vor nicht allzu langer Zeit einen schweren Schlaganfall erlitten. Kurz bevor es zu dem Vorfall kam, für den Junior verantwortlich gemacht wird. Es ist immer noch nicht klar, ob Bobby sich jemals erholen wird.«

»Gibt es noch weitere Familienangehörige?«, fragte Michelle.

»Ja, einen Sohn, Edward Lee Battle, der von allen nur Eddie genannt wird. Er ist um die vierzig. Es gab noch einen zweiten Sohn, Bobby junior, Eddies Zwillingbruder. Er starb als Jugendlicher an Krebs.«

»Dann gibt es noch Eddies Frau Dorothea und seine jüngere Schwester Savannah«, fügte King hinzu. »Sie hat soeben das College abgeschlossen, wie ich hörte.«

»Eddie ist um die vierzig, und Savannah hat gerade ihren College-Abschluss gemacht?«, wunderte sich Michelle.

»Nun, Savannah war so etwas wie eine Überraschung«, sagte Harry. »Remmy war schon über vierzig, als sich unverhofft der neue Nachwuchs einstellte. Ironischerweise waren Remmy und Bobby eine Zeit lang getrennt, bevor Savannah geboren wurde, und schienen geradewegs auf die Scheidung zuzusteuern.«

»Was hatten sie für ein Problem?«, fragte King.

»Remmy hatte Bobby mit einer anderen Frau erwischt, einer Prostituierten. Es war nicht das erste Mal. Bobby hatte eine Vorliebe für solche Frauen. Aber dann ist es ihnen gelungen, ihre Ehe wieder zu flicken.«

»Ein Baby kann manchmal Wunder bewirken«, sagte King.

»Leben sie alle noch zusammen?«, fragte Michelle.

Harry schüttelte den Kopf. »Bobby, Remmy und Savannah wohnen im Herrenhaus. Eddie und Dorothea sind nebenan ins ehemalige

Kutschenhaus eingezogen, das heute ein eigenständiger Teil des Anwesens ist. Ich habe Gerüchte gehört, dass Savannah demnächst vielleicht auszieht.«

»Ich könnte mir vorstellen, dass ein Teil ihres Treuhandvermögens nach dem College-Abschluss fällig geworden ist«, sagte King.

»Was sie vermutlich kaum erwarten konnte«, sagte Harry.

»Wie meinen Sie das?«, fragte Michelle. »Versteht sie sich nicht mit ihren Eltern?«

»Ich möchte es mal so ausdrücken: Bobby war als Vater oft nicht da, und Remmy und Savannah sind starke, unabhängige Frauen, die nur selten einer Meinung sind.«

»Was machen Eddie und Dorothea beruflich?«, fragte Michelle.

»Eddie ist Künstler und passionierter Teilnehmer an historischen Wiederaufführungen des Bürgerkriegs. Dorothea hat ein Immobilienbüro, das recht gut läuft.« Harry sah Michelle mit einem schelmischen Grinsen an. »In den gesellschaftlichen Kreisen der Battles wechseln die Lebenspartner mit besorgniserregender Schnelligkeit, sodass ein großer Bedarf an neuen und noch luxuriöseren Wohnungen besteht. Das dürfte nicht nur gut für Dorotheas Brieftasche sein, sondern ihr auch einen aktuellen Überblick geben, wer gerade mit wem zusammen ist.«

»Klingt ein bisschen nach Peyton Place«, sagte Michelle.

»Das haben wir schon lange hinter uns«, sagte Harry. »Wir nähern uns eher den Zuständen in Twin Peaks.«

»Und jetzt reden wir über Junior«, sagte King.

Harry stellte seine Teetasse ab und holte sich eine Akte vom Schreibtisch. »Junior hatte verschiedene Bauarbeiten für die Battles erledigt, insbesondere im Ankleideraum neben Remmys Schlafzim-

mer. Junior ist ein tüchtiger Bursche. Er hat auch hier für mich einiges getan, und für viele andere Leute in der Gegend.«

»Und was wirft man ihm vor?«, fragte King.

»Einbruchdiebstahl. In Remmys Ankleidezimmer gibt es einen versteckten Wandschrank, in dem sie ihren Schmuck, Bargeld und andere Wertgegenstände aufbewahrt. Er wurde aufgebrochen und ausgeräumt. Auch in Bobbys Ankleidezimmer gab es ein Geheimfach. Es wurde ebenfalls ausgeraubt. Der Schaden beträgt etwa zweihunderttausend Dollar, wie ich hörte. Bedauerlicherweise befindet sich unter den geraubten Gegenständen auch Remmys Ehering.« Harry blätterte in der Akte. »Was ist die Hölle gegen den Zorn einer Frau, die ihres Eherings verlustig ging?«, fügte er hinzu.

»Und nun wird Junior verdächtigt, weil er dort gearbeitet hat?«, fragte Michelle.

»Es gibt gewisse Hinweise, die ihn mit dem Verbrechen in Verbindung zu bringen scheinen.«

»Zum Beispiel?«, fragte King.

Harry zählte die Punkte an den Fingern ab. »Der Einbrecher ist durch ein Fenster im dritten Stock eingestiegen. Das Fenster wurde aufgebrochen, und man hat Werkzeugspuren sowie einen Metallsplitter gefunden, der zu einem Brecheisen passt, das Junior gehört. Außerdem besitzt er eine Leiter, die lang genug ist, um an das Fenster heranzukommen. Und man hat Glasscherben im Aufschlag seiner Hose gefunden. Sie lassen sich nicht eindeutig dem Glas zuordnen, aus dem das Fenster der Battles besteht, aber die Beschaffenheit ist sehr ähnlich. Beide Glassorten sind gefärbt.«

»Sie sagten, das Fenster wurde aufgebrochen. Woher kamen dann die Glassplitter?«, fragte King.

»Ein Teil des Fensters ist beim Aufbrechen zersplittert. Wahrscheinlich nimmt die Polizei an, dass die Splitter an Juniors Hose kamen, als er durch die Fensteröffnung stieg. Außerdem wurden Schuhabdrücke auf dem Holzfußboden in Remmys Schlafzimmer entdeckt. Sie passen zu einem Paar Stiefel, das bei Junior gefunden wurde. Auf dem Fußboden in Remmys Ankleidezimmer waren Spuren von Rigips-Pulver, Zement, Sägespänen – all das, was ein Mann wie Junior an Kleidung und Schuhen haben müsste, wegen seines Jobs. Und es wurde etwas Erde gefunden, die vom Boden vor Juniors Haus stammen könnte. Ähnliche Spuren gab es in Bobbys Schlaf- und Ankleidezimmer.«

»Die beiden schlafen getrennt?«, fragte Michelle.

Harry hob eine buschige Augenbraue. »Ich bin überzeugt, dass Remmy es vorziehen würde, wenn Sie diese Information vertraulich behandeln.«

»Nun, das alles sind belastende Fakten«, sagte King, »aber letztlich nur Indizien.«

»Es gibt da noch ein weiteres Beweisstück. Beziehungsweise zwei Stücke. Ein Handschuhabdruck und ein Fingerabdruck, der von Junior stammt.«

»Ein Handschuhabdruck?«, fragte Michelle.

»Es war ein Lederhandschuh«, erwiderte Harry, »und die haben individuelle Linienmuster, ähnlich wie bei einem Fingerabdruck. Hat man mir zumindest so erklärt.«

»Wenn Junior Handschuhe getragen hat, wie kann er dann einen Fingerabdruck hinterlassen haben?«, fragte King.

»Offenbar war ein Loch in einem der Finger. Und genau einen solchen Handschuh besitzt Junior.«

King sah Harry an. »Was sagt Junior selbst dazu?«

»Er beteuert energisch seine Unschuld. Er hat drüben in Albemarle County bis in die frühen Morgenstunden am neuen Haus für seine Familie gearbeitet. Leider hat er niemanden gesehen, und niemand hat ihn gesehen. Also hat er kein Alibi.«

»Wann wurde der Einbruch entdeckt?«, fragte King.

»Gegen fünf Uhr morgens, als Remmy vom Krankenhaus zurückkam. Sie war am Vorabend bis acht Uhr in ihrem Schlafzimmer, und bis gegen elf waren Leute im Haus. Also wurde der Einbruch wahrscheinlich zwischen Mitternacht und vier Uhr morgens verübt.«

»In der Zeit, als Junior allein an seinem Haus gearbeitet haben will«, murmelte King.

»Trotz allem halten Sie ihn für unschuldig, nicht wahr?«, sagte Michelle.

Harry erwiderte ihren Blick. »Ich habe schon mehrere Mandanten vertreten, die schuldig waren. Das gehört zu meinem Job. Als Richter habe ich erlebt, wie Schuldige freigesprochen wurden und Unschuldige hinter Schloss und Riegel kamen, und meist konnte ich nichts dagegen tun. Im Fall von Junior gründet sich meine feste Überzeugung, dass er dieses Verbrechen nicht begangen hat, auf einen simplen Grund: Der arme Kerl würde überhaupt nicht wissen, was er mit Bargeld, Inhaberschuldverschreibungen und Schmuck im Wert von zweihunderttausend Dollar anfangen sollte, genauso wenig, wie ich in einem Vierer mit Steuermann zur olympischen Silbermedaille rudern könnte.«

Michelle sah ihn überrascht an, weil ihr genau das gelungen war.

»Ja, meine Liebe«, sagte Harry, »ich habe mich über Sie informiert. Ich hoffe, das stört Sie nicht.« Er tätschelte ihre Hand. »Auf jeden Fall ist unzweifelhaft erwiesen, dass Junior als Dieb ein Stümper ist. Vor Jahren hat er Autobatterien für Lastwagen aus einer Werkstatt

gestohlen, ließ sie aber dummerweise auf der Ladefläche seines Pick-ups stehen, als er zu derselben Werkstatt fuhr, um das Fahrzeug reparieren zu lassen. Dieser kleine Patzer brachte ihm sechs Monate Haft ein und beweist seinen Mangel an Begabung für das Diebstahlgewerbe.«

»Vielleicht hat er im Laufe der Jahre dazugelernt«, sagte King.

»Als selbstständiger Handwerker geht es ihm so gut wie nie. Auch seine Frau verdient ordentlich. Sonst könnten sie sich das neue Haus in Albemarle gar nicht leisten. Warum also sollte er versuchen, die Battles auszurauben?«

»Vielleicht sind ihm die Kosten für sein neues Haus über den Kopf gewachsen. Aber selbst wenn Junior es nicht war, gibt jemand sich alle Mühe, ihn zu belasten. Warum?«, sagte King.

Harry war auf diese Frage vorbereitet. »Er hat dort gearbeitet, also würde der Verdacht ohnehin sofort auf ihn fallen. Die betreffende Person hätte sich jederzeit sein Werkzeug, seine Schuhe, seine Arbeitshose und die Handschuhe aus dem Wohnwagen besorgen können, in dem Junior mit seiner Familie lebt. Der Wohnwagen steht mitten im Nirgendwo, und häufig ist keiner zu Hause.« Nachdenklich setzte er hinzu: »Allerdings ist der Fingerabdruck beunruhigend. Nur ein Routinier konnte so etwas fingieren.«

»Wie groß ist seine Familie?«, fragte Michelle.

»Drei Kinder, das älteste zwölf, soviel ich weiß. Seine Frau heißt Lulu Oxley.«

»Lulu Oxley?«, wiederholte Michelle.

»Sie leitet einen Nachtclub namens *Aphrodisia*. Sie hat mir gesagt, dass sie inzwischen sogar einen Anteil an dem Etablissement besitzt.«

»Wollen Sie mich auf den Arm nehmen?«, sagte Michelle. »Das *Aphrodisia*?«

»Ich selbst war natürlich noch nie dort, aber es soll keine schmutzige Bar mit Nackttänzerinnen, Separées und dergleichen sein. Angeblich ist es dort recht nett.«

»Stimmt«, sagte King.

Michelle sah ihn an. »*Du* warst schon mal dort?«

Er wand sich. »Nur ein einziges Mal. Bei einer Junggesellenparty für einen Freund.«

»Aha«, sagte Michelle.

King beugte sich vor. »Junior kann die Aktion also nicht allein bewältigt haben. Aber was ist, wenn jemand anders die Planung übernommen hat? Jemand, der wusste, dass Junior Zugang zum Haus der Battles besitzt, und der ihn dazu angestiftet hat? Die Beweise sind eindeutig.«

Harry ließ sich nicht beirren. »Viele Beweise sprechen gegen ihn. Zu viele.«

King wirkte nicht überzeugt. »Okay. Also, was sollen wir für Sie tun?«

»Reden Sie mit Junior. Hören Sie sich seine Geschichte an. Besuchen Sie die Battles.«

»Und wenn wir nichts Entlastendes finden?«

»Dann rede ich selbst mit Junior. Wenn er dann immer noch behauptet, unschuldig zu sein, bleibt mir keine andere Wahl, als die Sache durchzuziehen. Aber wenn die Staatsanwaltschaft ein vernünftiges Angebot zur Strafminderung macht, werde ich mit Junior darüber sprechen müssen. Er war schon einmal im Gefängnis und möchte diese Erfahrung nicht wiederholen.«

Er gab King eine Aktenmappe mit sämtlichen Unterlagen. Sie besiegelten den Auftrag, und Harry nahm Michelles Hand. »Dass ich

endlich diese reizende junge Frau kennen gelernt habe, Sean, rechtfertigt jedes Honorar, das Sie mir in Rechnung stellen.«

»Wenn Sie so weitermachen, werde ich rot, Harry.«

»Das fasse ich als Kompliment auf.«

»Ich liebe diesen Mann«, sagte Michelle, als sie das Büro verließen.

»Sehr gut. Denn die Begegnung mit ihm könnte das einzig Angenehme sein, das wir von diesem Fall zu erwarten haben.«

Kings Handy klingelte. Nachdem er die Verbindung getrennt hatte, sagte er: »Das war Todd. Fahren wir.«

»Wohin?«, fragte Michelle.

»Zu einem Ort, an dem uns jede Menge Spaß erwartet – zum Leichenschauhaus.«

K A P I T E L 8

Der blassblaue VW-Käfer, Baujahr 1969, tuckerte über eine der Zubringerstraßen, die ins Zentrum von Wrightsburg führten. Der Fahrer trug ein weißes Button-down-Hemd, Jeans und Halbschuhe. Außerdem hatte er sich eine Baseballkappe tief in die Stirn gezogen, und seine Augen wurden von einer dunklen Sonnenbrille verdeckt. Er wusste, dass er es höchstwahrscheinlich übertrieb, denn die meisten Leute waren so sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, dass sie nicht einmal hätten sagen können, was sie zehn Sekunden vorher im Vorbeigehen gesehen hatten.

Aus der Gegenrichtung kam ein Lexus-Cabrio. Als Sean King und Michelle Maxwell den Mann auf dem Weg zum Leichenschauhaus passierten, warf er ihnen nicht einmal einen flüchtigen Blick zu. Er fuhr in seinem VW weiter, der schon über 300000 Kilometer auf dem Tacho hatte. Der Käfer war seinerzeit in Kanariengelb ausgeliefert worden, hatte aber mehrere Farbwechsel über sich ergehen lassen, seit er vor Jahren zum ersten Mal gestohlen worden war, und hatte schon mindestens zehn verschiedene Nummernschilder getragen. Irgendwann hatte jemand die Fahrgestellnummer professionell verändert, sodass die wahre Herkunft des Wagens nun praktisch nicht mehr zu bestimmen war. Der Mann liebte den VW.

Auch der Serienmörder Theodore »Ted« Bundy hatte am liebsten Käfer benutzt, wenn seine Mordzüge ihn von Küste zu Küste führten. Er hatte oft von der großen »Frachtmenge« gesprochen, die man im Käfer transportieren konnte, wenn die Rückbank ausgebaut war –

Fracht, die zuvor gelebt hatte und menschlich und weiblich gewesen war. Bundy hatte auch den günstigen Benzinverbrauch des Volkswagens gelobt. Nach einem Mord konnte er sich mit einer Tankfüllung sehr weit vom Tatort entfernen.

Der Mann bog nach rechts auf den Parkplatz des mondänen Einkaufszentrums ab, das von vielen Einwohnern des kleinen, aber recht wohlhabenden Wrightsburg besucht wurde. Es hieß, dass Bundy und ähnliche Serienmörder vierundzwanzig Stunden am Tag damit zubrachten, ihren nächsten Mord zu planen. Für Menschen seines Schlages musste das ein Kinderspiel gewesen sein. Bundy hatte angeblich einen IQ von 120 gehabt. Bei dem Mann hinter dem Lenkrad des VW lag er deutlich über 160.

Doch in Wirklichkeit musste man kein Genie sein, um geeignete Opfer ausfindig zu machen. Sie waren überall. Und heutzutage war es noch viel leichter als zu Bundys Zeiten, aus Gründen, die für die meisten Menschen nicht offensichtlich waren.

Er beobachtete, wie ein altes Ehepaar aus dem Supermarkt kam und sich in einen Mercedes-Kombi setzte. Er notierte sich das Nummernschild. Später würde er im Internet nachsehen und ihre Adresse ermitteln. Sie tätigten ihre Einkäufe selbst, also hatten sie wahrscheinlich keine Hilfe durch Betreuer oder Kinder, die in der Nähe wohnten. Ihr Wagen war ein verhältnismäßig neues Modell; offenbar ging es ihnen finanziell ziemlich gut. Der Mann trug eine Mütze mit dem Logo des städtischen Country Clubs. Das war eine weitere potenzielle Goldmine, die er später für Informationen nutzen konnte.

Der Mann lehnte sich zurück und wartete geduldig. In diesem gut besuchten Einkaufszentrum liefen mit Sicherheit noch weitere aussichtsreiche Kandidaten herum. Er konnte ausgiebig konsumieren, ohne ein einziges Mal seine Brieftasche zücken zu müssen.

Wenige Minuten später verließ eine attraktive Frau in den Dreißigern eine Apotheke. Sie trug eine große Tüte. Sein Blick wurde von ihr angezogen, und sein Mordinstinkt erwachte. Die Frau blieb am Geldautomaten neben der Apotheke stehen, hob Bargeld ab und beging anschließend die Todsünde des Tages: Sie warf den Auszahlungsbeleg in den Müll, bevor sie in ein nagelneues rotes Chrysler-Sebring-Cabrio stieg. Auf dem Nummerschild stand »DEH JD«.

Er erkannte sofort, dass es sich um ihre Initialen handelte und dass sie Anwältin war, da »JD« für »Juris Doctor« stehen musste. Ihre Kleidung verriet ihm, dass sie großen Wert auf ihre äußere Erscheinung legte. Gesicht, Arme und Beine waren tief gebräunt. Wenn sie Rechtsanwältin war, hatte sie entweder vor kurzem Urlaub gemacht oder im Winter regelmäßig das Solarium besucht. Sie wirkte sehr sportlich; vermutlich trainierte sie regelmäßig oder joggte in den Wäldern der Umgebung. Während sie in den Wagen stieg, fixierte sein Blick die goldene Fußkette, die sie am linken Knöchel trug. *Ein faszinierendes Detail*, dachte er.

Der Wagen trug einen Aufkleber der amerikanischen Anwaltsvereinigung aus dem laufenden Jahr, was darauf hindeutete, dass sie tatsächlich Juristin war. Und sie war Single, da sie keinen Ehering trug. Und gleich rechts neben dem Aufkleber befand sich die Parkerlaubnis für ein sehr teures Wohnviertel, das etwa drei Kilometer von hier entfernt lag. Er nickte zufrieden. Diese Aufkleber waren äußerst informativ.

Er suchte sich einen Parkplatz, stieg aus dem Käfer, ging zum Abfallbehälter, tat so, als würde er etwas hineinwerfen, und nahm mit der gleichen Handbewegung den Auszahlungsbeleg heraus. Die Frau hätte es eigentlich besser wissen müssen. Sie hätte genauso gut ihre

Einkommenssteuererklärung herumliegen lassen können. Jetzt war sie völlig nackt. Er konnte alles über sie in Erfahrung bringen, was er wissen wollte.

Als er zu seinem Wagen zurückkehrte, warf er einen Blick auf den Beleg. Ihr Name war mit D. Hinson angegeben; aber das konnte er später im Telefonbuch nachschlagen. Sie musste auch im Branchenbuch stehen, wodurch sich herausfinden ließ, in welcher Anwaltskanzlei sie arbeitete. Damit hatte er bereits zwei potenzielle Angriffspunkte. Neuerdings ließen die Banken einen Teil der Kontonummer weg, weil sie wussten, dass ihre Kunden ständig die Dummheit begingen, ihre Belege fortzuwerfen, wodurch Leute wie er leichtes Spiel hatten. Doch das Geld der Frau interessierte ihn gar nicht; ihm ging es um etwas viel Persönlicheres.

Entspannt genoss er die zunehmend wärmere Sonne. Es schien ein angenehmer Tag zu werden. Er lehnte sich im Sitz zurück und blickte erst wieder auf, als rechts von ihm eine typische Ganztagsmutter ihre Einkäufe in einen Van lud. Er musste nicht lange raten, da sie ein T-Shirt trug, das unmissverständlich ihren Status verkündete. Ein Kleinkind saß auf dem Rücksitz. Ein grüner Sticker am Heck teilte aller Welt mit, dass die Besitzerin die Mutter eines Schülers war, der es auf die Bestenliste des laufenden Schuljahrs an der Wrightsburg Middle School geschafft hatte.

Gut zu wissen, dachte er. Ein Kind in der siebten oder achten Klasse und ein Baby. Er fuhr in die Parkbucht neben dem Van und wartete. Als die Frau den Einkaufswagen zurückbrachte, ließ sie ihren Säugling völlig unbeaufsichtigt.

Er stieg aus seinem Käfer, beugte sich durch das offene Fenster auf der Fahrerseite und sah das Kind lächelnd an, das zurückgrinste und gluckste. Im Van sah es ziemlich chaotisch aus. Wahrscheinlich

herrschte im Haus dieser Frau eine ähnliche Unordnung. Wenn sie eine Alarmanlage hatte, war diese vermutlich nie eingeschaltet. Wahrscheinlich dachte die Frau auch nie daran, sämtliche Türen und Fenster zu verschließen. Es verwunderte ihn immer wieder, dass die Verbrechensrate in diesem Land, in dem Millionen Idioten genauso blind wie diese Frau durchs Leben tappten, nicht deutlich höher war.

Auf dem Rücksitz lagen ein Algebra-Lehrbuch, das ohne Zweifel dem Musterschüler gehörte, und ein Bilderbuch für Kinder. Also gab es zumindest noch ein drittes Kind. Diese Schlussfolgerung wurde durch ein Paar Tennisschuhe mit Grasflecken im hinteren Fußraum bestätigt. Die Schuhe schienen einem fünf- oder sechsjährigen Jungen zu gehören.

Der Mann sah sich auf dem Fahrersitz um. Da war es: eine Ausgabe der Zeitschrift *People*. Er blickte auf. Die Frau hatte soeben den Einkaufswagen in die Schlange zurückgeschoben und unterhielt sich jetzt mit jemandem, der gerade aus dem Geschäft kam. Der Mann griff nach der Zeitschrift. Auf dem Versandetikett waren Name und Adresse angegeben. Ihre Telefonnummer hatte er sich längst notiert, da die Frau sie freundlicherweise auf dem Zettel mit der Aufschrift »Zu verkaufen« angegeben hatte.

Noch ein Volltreffer. Ihre Schlüssel steckten im Zündschloss. Der Mann drückte die Hausschlüssel, die ebenfalls am Bund hingen, in ein Stück Kitt, um einen Abdruck zu erhalten. Ein Einbruch wurde viel einfacher, wenn man gar nicht einbrechen, sondern nur eintreten musste.

Und noch ein Hauptgewinn. Ihr Handy steckte in der Halterung. Der Mann schaute auf und sah, dass die Frau noch immer tratschte. Er hätte ohne Schwierigkeiten ihr Baby töten, ihre sämtlichen Einkäufe stehlen und den Wagen in Brand setzen können – die Frau hätte es erst

bemerkt, wenn andere Leute die Flammen gesehen und geschrien hätten. Er blickte sich um. Die Leute in seiner Nähe waren viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um ihn zu bemerken.

Er holte das Handy heraus, drückte den Knopf für die Menüauswahl und rief ihre Nummer auf. Dann öffnete er ihr privates Telefonbuch, zog eine fingergroße Digitalkamera hervor und fotografierte die Liste ab, bis er sämtliche Namen und Nummern ihres Bekanntenkreises besaß. Er steckte das Handy zurück, winkte dem Baby zum Abschied und setzte sich wieder in seinen Wagen.

Sofort sah er sich die Aufnahmen an. Er hatte jetzt ihren Namen und ihre Adresse und wusste, dass sie mindestens drei Kinder hatte und verheiratet war. Das Zeitschriftenabo lief auf Jean und Harold Robinson. Außerdem hatte er ihre Telefonnummern und die Namen und Nummern zahlreicher Leute, die von Bedeutung für sie waren, sowie einen Abdruck ihres Haustürschlüssels.

Sie und ihre reizende Familie gehörten jetzt ihm.

Die Frau kehrte zum Van zurück, stieg ein und fuhr los. Er beobachtete, wie sie den Parkplatz verließ, ohne zu ahnen, dass er binnen weniger Minuten einen tiefen Einblick in ihr Privatleben erhalten hatte. Er winkte ihr zum Abschied.

Vielleicht sehen wir uns wieder, wenn du großes Pech hast.

Er blickte auf die Uhr. Drei potenzielle Opfer in weniger als zwanzig Minuten. Tief atmete er die frische Luft des wohlhabenden Städtchens Wrightsburg ein, das in kürzester Zeit eine Serie von drei brutalen Morden erlebt hatte.

Die Menschen ahnten nicht, dass es erst der Anfang gewesen war.

K A P I T E L 9

Das Leichenschauhaus von Wrightsburg lag an einer ruhigen, von Bäumen gesäumten Straße ungefähr drei Kilometer vom Stadtzentrum entfernt. Es war in einem kleinen, einstöckigen Gebäude untergebracht, das mit einer Bepflanzung aus dem Gartencenter versehen war; die Pflanzen waren im feuchten Wetter der letzten Zeit prächtig gediehen. Von außen wirkte das Gebäude völlig normal. Wer hier vorbeikam, wäre nie darauf gekommen, dass in diesem Haus Leichen geöffnet wurden. Ein Schild auf dem Platz neben dem Gebäude wies darauf hin, dass sich hier außerdem die Arztpraxis von Dr. Sylvia Diaz befand.

King steuerte seinen Lexus auf den Parkplatz; dann stiegen er und Michelle aus. Kurz darauf hielt neben ihnen ein Streifenwagen der Polizei, und Polizeichef Williams wuchtete seinen massigen Körper hinaus. Er machte keinen glücklichen Eindruck, als er sein Hemd in die Hose stopfte und den Sitz seiner Pistole überprüfte.

»Bringen wir's hinter uns«, brummte er und marschierte voraus.

»Was ist mit ihm?«, flüsterte Michelle.

»Ich vermute, es gefällt ihm nicht, sich Leichen ansehen zu müssen.«

Sie fragten am Empfang nach Sylvia Diaz. Die Sekretärin telefonierte kurz, worauf ein schlanker Mann mit Brille erschien. Er war Ende zwanzig, trug einen Spitzbart und war in einen Medizinerkittel gekleidet. Er stellte sich als Kyle Montgomery vor, Sylvias Assistent.

»Sie ist gleich fertig«, sagte er mit gelangweilter Stimme, obwohl er Michelle mit Blicken verschlang. »Sie hat gesagt, ich soll Sie in ihr Büro bringen.«

»Wie lange arbeiten Sie schon hier?«, fragte King.

Montgomery sah ihn mit misstrauisch zusammengekniffenen Augen an. »Was spielt das für eine Rolle?«

»Ich bin bloß neugierig«, sagte er.

»Und ich habe das Recht auf meine Privatsphäre«, gab Montgomery zurück.

»Ich wette, Sie waren an der UVA«, sagte Michelle. »Eine ausgezeichnete Hochschule«, fügte sie lächelnd hinzu und trat ein Stück näher an ihn heran.

King beobachtete amüsiert, wie seine Partnerin ihren weiblichen Charme einsetzte, um Montgomery weitere Informationen zu entlocken. Das tat sie nur selten, aber es konnte sehr wirkungsvoll sein. Montgomery wusste vermutlich gar nichts Wichtiges, aber es war nicht verkehrt, Informationen über sämtliche Personen zu haben, die auf irgendeine Weise an den Ermittlungen beteiligt waren.

Montgomery wandte ihr sofort seine gesamte Aufmerksamkeit zu. »Ja, ich habe meinen Abschluss mit einem guten Schnitt gemacht«, prahlte er. »Ich wollte in der Gegend bleiben, also arbeitete ich ein paar Jahre lang am Uni-Krankenhaus, bis ich meine Zulassung als medizinischer Assistent bekam. Aber dann musste ich mit dem Onkologie-Praktikum aufhören und konnte meine Rechnungen nicht mehr bezahlen, als plötzlich diese Stelle angeboten wurde. Tja, und jetzt bin ich pathologischer Assistent. Dafür danke ich dir, Gott«, fügte er sarkastisch hinzu.

»Für diese Art von Arbeit muss man sehr spezielle Voraussetzungen mitbringen«, sagte Michelle.

»Das kann man wohl sagen«, erwiderte Montgomery großspurig. »Außerdem arbeite ich als Dr. Diaz' Assistent in der Arztpraxis nebenan. Es ist ein ganz schöner Balanceakt, immer zwischen

Leichenhalle und Praxis hin und her pendeln zu müssen, aber wenigstens liegen beide Arbeitsplätze direkt nebeneinander. Außerdem haben wir hier nicht viele Todesfälle, die eine Autopsie erforderlich machen. Aber das scheint sich ja zu ändern. Plötzlich gibt's jede Menge Action. Wrightsburg wird endlich erwachsen!« Montgomery lächelte bei diesem Gedanken.

Michelle, Williams und King tauschten angewiderte Blicke, als sie ihm folgten.

Sylvias Büro war genauso, wie Michelle es sich vorgestellt hatte. Sehr ordentlich und geschmackvoll ausgestattet, jedenfalls im Vergleich zu anderen rechtsmedizinischen Einrichtungen. Sylvia hatte hier und dort warme, feminine Akzente gesetzt, um die kalte, antiseptische Atmosphäre zurückzudrängen, die das gesamte Gebäude beherrschte. An der Garderobe neben der Tür hingen eine Damenjacke, eine übergroße Tasche und ein Hut. Auf dem Boden stand ein Paar elegante Schuhe.

»Eine Frau mit Geschmack.«

Michelle blickte sich um und sah, dass Kyle Montgomery sie anlächelte. »In ihrer Arztpraxis sieht es genauso aus. Frau Doktor mag es nicht, wenn Schmutz in den Obduktionsraum gelangt, obwohl es da nicht gerade steril ist. Eher das Gegenteil. Wir haben hier einen Umkleideraum, wo wir Kittel und Mundschutz anlegen können, aber manchmal glaube ich, sie würde sich lieber hier umziehen, aus Angst, irgendein Beweisstück zu kontaminieren. Ich finde, sie könnte ein bisschen mehr Realitätssinn entwickeln.«

»Und ich finde es großartig, dass es noch Menschen gibt, die mit Leib und Seele an ihrem Beruf hängen«, sagte King steif.

Während Montgomery zurückblieb, um auf seine Chefin zu warten, ließ Michelle den Blick durchs Zimmer schweifen. Auf dem Regal

hinter Sylvias Schreibtisch standen mehrere Fotos von einem Mann, der entweder allein oder zusammen mit Sylvia aufgenommen worden war. Michelle nahm eins der Porträts und zeigte es King mit fragendem Blick.

»Das ist George Diaz, ihr verstorbener Ehemann«, erklärte er.

»Sie hat immer noch Bilder von ihm an ihrem Arbeitsplatz?«

»Ich nehme an, sie hat ihn wirklich geliebt.«

»Wie kommt es, dass ihr euch nicht mehr trifft? Gab es Probleme?«, fragte Michelle.

»Du bist meine Geschäftspartnerin, nicht meine Psychiaterin«, gab er zurück.

Kaum hatte Michelle das Foto zurückgestellt, trat Sylvia durch die Tür.

»Vielen Dank, Kyle«, sagte sie knapp.

»Schon gut.« Montgomery entfernte sich zusammen mit seinem überheblichen Lächeln.

»Kann es sein, dass dein Assistent sich ein bisschen seltsam benimmt, oder liegt es an uns?«, fragte King.

Sylvia zog ihren Arztkittel aus und hängte ihn an einen Haken neben der Tür. Michelle nahm sich einen Moment Zeit, um die Frau eingehender zu betrachten. Sie war mittelgroß und mit einer schwarzen Hose und einem weißen Leinenhemd bekleidet. Sie trug keinen Schmuck, wahrscheinlich wegen ihrer Arbeit. Es wäre wohl nicht sehr günstig, wenn ein Ohrring im aufgeschlitzten Magen einer Leiche landete. Sylvias Haut war glatt, die Wangen mit ein paar Sommersprossen gesprenkelt. Ihr rotes Haar war zusammengebunden und legte die perfekt geformten Ohren und einen langen, schlanken Hals frei. Ihr Blick wirkte gedankenverloren, als sie nun hinter ihrem Schreibtisch Platz nahm.

»Kyle ist gerade dreißig geworden und hat sich seine berufliche Laufbahn ein bisschen anders vorgestellt«, sagte sie.

»Ich schätze, mit dem Spruch ›Willst du mal eine richtig tolle Leiche sehen?‹ dürfte es nicht einfach sein, in einer Bar Frauen aufzureißen«, sagte Michelle.

»Ich glaube, Kyle träumt eher davon, in einer berühmten Rockband zu spielen«, sagte Sylvia.

»So wie zwanzig Millionen andere Jungs«, sagte King. »Er wird darüber hinwegkommen. Ich hab's mit siebzehn auch geschafft.«

Sylvia blätterte in Papieren auf ihrem Schreibtisch, unterschrieb sie, schloss die Akte, streckte sich und gähnte. »Tut mir Leid. Drei Autopsien nacheinander, das schlaucht. Außerdem grassiert derzeit wieder die Frühlingsgrippe, um die ich mich nebenan in der Praxis kümmern muss.« Sie schüttelte erschöpft den Kopf. »Es ist schon verrückt. Vor ein paar Minuten erst habe ich einer fünfzigjährigen Frau Halstropfen verschrieben, und gleich werde ich jemanden aufschneiden, um festzustellen, wie die Person ermordet wurde. Manchmal habe ich das Leichenschauhaus monatelang nicht betreten. In letzter Zeit ist das anders.«

Sie wandte sich an Todd Williams, der immer blasser zu werden schien. »Ich hoffe, Sie haben sich von der ersten Autopsie erholt.«

»Mein Kopf schon, aber mein Magen noch nicht.«

»Ich hatte damit gerechnet, Sie am Tatort zu sehen, wo das junge Pärchen gefunden wurde. Es ist hilfreich, wenn der leitende Ermittler dabei ist.« Ihr tadelnder Tonfall machte deutlich, was sie von seinem Verhalten hielt.

Todd Williams warf ihr einen leidenden Blick zu. »Ich wollte vorbeikommen, wurde dann aber zu anderen Pflichten gerufen.«

»Natürlich.« Sylvia blickte zu King und Michelle auf. »Ich hoffe, wenigstens ihr habt einen guten Magen.«

Michelle und King sahen sich an. »Gut genug«, antwortete King.

Sylvia wandte sich wieder an Todd Williams. »Haben Sie irgendwelche Einwände, dass die beiden die Leichen sehen, Todd? Außerdem möchte ich, dass auch Sie dabei sind, oder einer von Ihren Leuten. Vor Gericht könnte es einen merkwürdigen Eindruck machen, wenn kein Vertreter der Polizei die Leichen während oder nach der Autopsie begutachtet hätte.«

Williams seufzte tief. »Gehen wir. Ich kann's kaum erwarten.«

K A P I T E L 1 0

Der Obduktionsraum machte einen ähnlichen Eindruck wie Sylvias Büro. Alles war sauber und ordentlich. Auf der einen Seite des Raumes standen zwei Arbeitsplätze mit eingebauten Schreibtischen; auf der anderen Seite befanden sich zwei blitzblanken Untersuchungstische mit Abflusslöchern, Wasserhähnen und Schläuchen, einem kleinen Seziertisch, Schalen und Instrumenten.

Im Umkleideraum hatten Michelle und die anderen Kittel, Handschuhe und Gesichtsmasken angelegt. Nun sahen sie aus wie Statisten in einem zweitklassigen Spielfilm über Bioterrorismus.

Als Sylvia vorausging, um mit Montgomery zu sprechen, wandte Michelle sich flüsternd an King. »Ich kann verstehen, warum ihr zwei eine Affäre hattet. Ihr habt beide das Ordnungsfimmel-Gen. Aber mach dir keine Sorgen, es wird gerade eine Therapie entwickelt.«

»Und mach du dir keine großen Hoffnungen«, flüsterte King durch den Mundschutz zurück. »Ich werde niemals auf die dunkle Seite wechseln.«

Sylvia kam zu ihnen zurück. »Ich werde euch zuerst die Unbekannte zeigen«, sagte sie.

Eine große Stahltür schwang auf, und Montgomery schob eine Bahre herein, auf der die Tote unter einem Laken lag. Ein Schwall eiskalter Luft wehte aus dem Kühlraum.

Montgomery ging. Bevor Sylvia das Laken zurückzog, warf sie Todd Williams einen etwas freundlicheren Blick zu. »Tun Sie einfach, was ich Ihnen beim ersten Mal gesagt habe, dann wird's schon gehen.

Das Schlimmste haben Sie bereits gesehen. Ich verspreche Ihnen, dass es keine weiteren Überraschungen gibt.«

Williams nickte, zog sich die Hose hoch und schien den Atem anzuhalten, während er betete, dass sich eine Naturkatastrophe ereignete, damit er einen Grund hatte, fluchtartig von hier zu verschwinden.

Sylvia zog das Laken zurück.

Der lange Schnitt, der von der Brust der Toten bis zum Schambein verlief, erweckte den Anschein, als wäre die Leiche mit einem Reißverschluss geöffnet worden. Die Organe waren entfernt, gewogen und analysiert worden; dann hatte man den Haufen aus Eingeweiden, Muskeln und Gewebe in einen Beutel gepackt und formlos in die Körperhöhle zurückgedrückt. Den Schnitt, mit dem der Schädel geöffnet worden war, konnten sie von ihrem Standort aus nicht ohne weiteres sehen, obwohl das Gesicht merkwürdig erschlafft wirkte, wie bei einer Puppe, deren Nähte geplatzt waren.

»Der Y-Schnitt ist jedes Mal aufs Neue ein erhebender Anblick«, bemerkte King trocken.

»Ich bin beeindruckt, Sean«, sagte Sylvia.

Todd Williams starrte King an, als hätte er ihn am liebsten erdrosselt, hätte er nicht alle Energie dafür aufbringen müssen, gegen die Ohnmacht anzukämpfen.

Der Leichengeruch war in dem kleinen Raum sehr intensiv. Michelle wollte sich trotz ihrer Maske eine Hand auf Mund und Nase legen, doch Sylvia hielt sie rasch davon ab.

»Nein. Hier wimmelt es von Krankheitskeimen, also sollten Sie Ihr Gesicht auf keinen Fall berühren. Und versuchen Sie nicht, den Geruch zu unterdrücken. Damit machen Sie es nur schlimmer. In zwei Minuten werden Ihre Riechzellen den Gestank nicht mehr wahrneh-

men. Atmen Sie einfach normal weiter.« Sie warf einen Blick zu Todd Williams, der vorbildlich tief und schnell ein- und ausatmete, während er sich eine Hand auf den Bauch hielt, als wollte er versuchen, dessen Inhalt festzuhalten. »Am Tatort sind Ihre Deputys ständig weggerannt, um frische Luft zu schnappen, mit dem einzigen Erfolg, dass ihr Geruchssinn sich immer wieder normalisieren konnte.«

»Ich weiß«, sagte Williams zwischen zwei keuchenden Atemzügen. »Sie haben sich sämtliche Uniformen voll gekotzt. Wir haben unser Wäschereibudget für einen ganzen Monat verbraten.« Der Polizeichef wurde vorübergehend grün im Gesicht, doch er hielt sich wacker.

Michelle bemerkte, dass auch sie schnell und unregelmäßig atmete. Doch wie Sylvia angekündigt hatte, wurde ihr Geruchssinn bereits schwächer. Sie warf einen neuerlichen Blick auf die Leiche.

»Ich sehe keine offensichtlichen Verletzungen. Wurde sie stranguliert?«

Sylvia schüttelte den Kopf. »Das habe ich zuerst überprüft. Ich habe mir den Hals im Laserlicht angesehen und nach Ligaturen gesucht, die im normalen Licht nicht zu erkennen sind. Ich dachte, es wäre zu Hämatomen in den Halsmuskeln gekommen, aber ich habe keine Anzeichen gefunden. Und das Zungenbein sowie der Schilddrüsen- und Luftröhrenknorpel waren nicht gebrochen, wie es bei Strangulationen häufig geschieht.« Sie betrachtete die unbekannte Tote. »Wir haben sie auf Vergewaltigung und andere sexuelle Übergriffe untersucht. Negativ. Wer immer sie getötet hat, hat ihr keine sexuelle Gewalt angetan. Bedingt durch den üblichen Ablauf einer Autopsie bin ich erst gegen Ende auf die Todesursache gestoßen. Bis dahin war mir dieser Fall ein Rätsel.« Sie warf Todd Williams einen strengen Blick zu. »Zu diesem Zeitpunkt waren Sie bereits gegangen, Todd.«

Williams sah sie Hilfe suchend an. »Verdammt, ich gebe mir schon alle Mühe, Doc!«

»Mach es nicht so spannend, Sylvia«, sagte King. »Wie ist sie gestorben? Und sag es bitte so, dass auch ein Normalsterblicher es versteht.«

Sylvia nahm einen langen Metallstab und hebelte den Mund der Unbekannten auf.

»Man hat ihr einen Revolver vom Kaliber zwoundzwanzig in den Mund gesteckt und abgedrückt. Der Schusswinkel beträgt etwa fünfundsiebzig Grad. Die Kugel blieb mitten im Gehirn stecken. Mir sind seltsame Rückstände auf ihren Zähnen aufgefallen. Sie stammten nicht von der Waffe, das hätte ich sofort erkannt. Der Mörder muss Zähne und Mundhöhle mit einer Reinigungsflüssigkeit ausgespült haben, um die Beweise zu beseitigen. Die Wunde im Gaumen wurde durch die heißen Gase versiegelt, die beim Abfeuern der Waffe austraten. Sie wurde praktisch kauterisiert. Auf der Röntgenaufnahme ist die Kugel zu sehen. Wir machen immer Röntgenbilder, bevor wir eine Leiche öffnen, aber diesmal kamen die Bilder erst später, weil wir Probleme mit der Entwicklung hatten. Deshalb hatte ich ohne Röntgenbefund mit der Autopsie angefangen und sofort den Wundkanal und die Kugel gefunden. Als die Röntgenbilder schließlich kamen, war die Kugel auf dem Film sofort zu erkennen.«

»Ist es nicht eine typische Selbstmordmethode, sich eine Waffe in den Mund zu stecken?«, fragte Michelle.

»Nicht für Frauen«, entgegnete Sylvia. »Eine klassische Mars-und-Venus-Geschichte, Testosteron kontra Östrogen. Männer bringen sich um, indem sie sich erschießen oder aufhängen. Frauen ziehen Gift oder eine Überdosis Medikamente vor, oder sie schneiden sich die

Pulsadern auf oder stülpen sich eine Plastiktüte über den Kopf. Außerdem gab es keinerlei Schmauchspuren an ihren Händen.«

»Der Mörder muss gewusst haben«, sagte King nachdenklich, »dass die Todesursache irgendwann ermittelt wird, obwohl er versucht hat, sie zu verschleiern.«

»Es gibt noch einen interessanten Punkt«, sagte Sylvia. »Die Frau wurde nicht im Wald getötet, sondern in einem Gebäude. Ihre Leiche wurde später in den Wald gebracht. Wahrscheinlich in einem Auto. Und die Leiche war in Plastik gewickelt.«

»Wie kannst du dir so sicher sein?«, fragte King.

»Nun, die Leichenstarre ist ein einfacher chemischer Prozess, der nach dem Tod eintritt. Sie beginnt in den kleinen Muskeln an Kiefer und Hals und breitet sich dann zu den größeren Muskelgruppen und über den Rumpf und die Extremitäten aus. Üblicherweise ist dieser Prozess nach sechs bis zwölf Stunden abgeschlossen. Doch es gibt verschiedene Ausnahmen von dieser Regel. Der körperliche Zustand und Umweltbedingungen können den zeitlichen Ablauf verändern. Bei einer fettleibigen Person beispielsweise tritt die Leichenstarre manchmal gar nicht erst ein. Außerdem wird sie durch Kälte verzögert und durch Wärme beschleunigt. Die Erstarrung hält zwischen dreißig Stunden und drei Tagen an und verschwindet anschließend so, wie sie eingetreten ist.«

»Und was sagt uns das?«, fragte Michelle.

»Eine ganze Menge. Die Unbekannte war eine junge Frau, gut genährt, aber nicht übergewichtig. Die Leichenstarre hätte sich bei ihr innerhalb der normalen Parameter entwickelt. Die Außentemperatur in der Nacht, bevor sie gefunden wurde, war auf unter zehn Grad Celsius gesunken, was den Fortschritt der Leichenstarre ein wenig verzögert hätte. Bei der Unbekannten war die Starre jedoch voll en-

twickelt, und als ich sie am Fundort untersuchte, war die Leiche schon wieder erschlaft. Das bedeutet, dass sie zu diesem Zeitpunkt seit höchstens drei Tagen oder mindestens dreißig Stunden tot war. Da der Rigor mortis trotz des kühlen Wetters vollständig ausgebildet war, neige ich eher zu der Einschätzung, dass der Todeszeitpunkt drei Tage zurücklag.«

»Aber Sie haben gesagt, dass die Leichenstarre keine präzise Angabe ermöglicht. Vielleicht hat ein anderer Faktor den Verlauf beeinflusst«, warf Michelle ein.

»Was das betrifft, habe ich weitere Untersuchungen vorgenommen. Am Fundort im Wald habe ich festgestellt, dass die Leiche bereits verfärbt und der Körper vom Gas aufgebläht war, das von den Fäulnisbakterien erzeugt wird. Die Haut warf schon Blasen, und aus sämtlichen Körperöffnungen trat Flüssigkeit aus – ein Vorgang, der in der Regel erst drei Tage nach dem Tod eintritt.« Sie hielt kurz inne. »Und wenn sie auch nur dreißig Stunden im Wald gelegen hätte – ganz zu schweigen von drei Tagen –, hätte sich der Insektenbefall erheblich von dem unterschieden, was ich gesehen habe. Ich hätte einen starken Befall von Gold- und Schmeißfliegen erwartet. Fliegen legen ihre Eier fast unmittelbar nach dem Tod in eine Leiche. Nach zwei Tagen schlüpfen die Larven, und dann geht der Zyklus immer weiter. Bei der Untersuchung von Mund, Nase und Augen habe ich tatsächlich geschlüpfte Fliegenlarven gefunden, aber es stellte sich heraus, dass es Stubenfliegen waren. Die Larven der Freilandfliegen waren noch gar nicht geschlüpft. Außerdem hätte es auf der Leiche vor Totengräbern und anderen Aaskäfern wimmeln müssen, als wir sie gefunden haben. Darüber hinaus wären nach drei Tagen im Wald größere Teile der Extremitäten von Wildtieren gefressen worden. Aber es fehlten nur ein paar Finger.«

Sie drehte die Leiche auf die Seite und zeigte auf dunkelrote Stellen auf der Vorderseite, wo sich nach dem Eintritt des Todes das Blut gesammelt hatte. »Ich konnte meine Theorie, dass die Leiche bewegt wurde, auch noch auf andere Weise bestätigen. Die Lage der Leichenflecke verriet mir bereits alles, was ich wissen musste. Sie sehen fast genauso aus wie blaue Flecke. Doch hier können Sie außerdem erkennen, dass die Verfärbungen sich auf der Vorderseite des Rumpfs und an den Oberschenkeln und Schienbeinen befinden. Die weißen Streifen auf der unteren Rumpfhälfte und an den Beinen sind Stellen, an denen etwas Hartes gegen die Haut gedrückt hat, sodass dort ein Blutstau verhindert wurde.«

Sie drehte die Leiche erneut, sodass sie nun die Rückseite betrachten konnten.

»Wie Sie sehen, keine Verfärbungen. Schlussfolgerung: Die Frau wurde getötet und lag anschließend mit dem Gesicht nach unten. In dieser Stellung setzte die Bildung der Leichenflecke ein. Der Vorgang beginnt gewöhnlich eine Stunde nach dem Tod und ist nach drei bis vier Stunden abgeschlossen. Wenn die Leiche innerhalb dieses Zeitraums bewegt wird, kann die ursprüngliche Verfärbung teilweise verschwinden und an anderen Stellen auftreten, wenn das Blut sich verlagert. Wird die Position zwölf Stunden nach dem Tod verändert, entstehen keine neue Leichenflecke mehr, weil das Blut sich zu diesem Zeitpunkt verfestigt hat.«

Behutsam legte sie die Leiche zurück. »Meiner Ansicht nach wurde sie in einem Haus oder vielleicht in einem Auto durch den Schuss in den Mund getötet. Vermutlich blieb die Leiche über einen Zeitraum von vierundzwanzig bis achtundvierzig Stunden am ursprünglichen Tatort und wurde dann an die Stelle gebracht, wo man sie fand. Sie

kann nicht länger als zehn oder zwölf Stunden im Wald gelegen haben.«

»Und der Transport im Wagen? Und das Plastik?«, fragte King.

»Was hätte der Täter denn tun sollen? Sie auf den Armen über die Straße tragen?«, entgegnete Sylvia. »Weder ich noch die Polizei haben irgendwelche Fasern an ihrer Kleidung gefunden, wie sie typisch sind, wenn jemand im Fußraum oder Kofferraum eines Autos gelegen hat. Und auf den Körperoberflächen der Leiche habe ich auch nichts entdeckt. Plastik hinterlässt nicht allzu viele Spuren, wenn überhaupt.«

»Ich habe sie etwa um halb drei gefunden«, sagte Michelle. »Die beiden Jungen müssten sie ein paar Minuten früher gesehen haben.«

»Wenn wir zurückrechnen«, sagte King, »heißt das, die Leiche kann dort nicht früher als halb drei Uhr nachts abgeladen worden sein, wenn wir deine Zwölf-Stunden-Frist zugrunde legen.«

Williams hatte sich die ganze Zeit im Hintergrund gehalten; nun trat er vor. »Gute Arbeit, Sylvia«, sagte er. »Wrightsbury kann sich glücklich schätzen, jemanden wie Sie zu haben.«

Sie lächelte zurückhaltend über das Lob. »Eine Obduktion verrät nicht, wer das Verbrechen begangen hat, es sei denn, der Mörder hinterlässt Sperma, Speichel oder Urin, das wir untersuchen können. Mit einer Obduktion können wir nur erkennen, was und wie es geschehen ist.« Sylvia warf einen Blick auf ihre Notizen. »Wie ich bereits sagte, gibt es keine Hinweise auf eine Vergewaltigung, keine Verletzungen an Rektum oder Vagina, und sie hat nie ein Kind zur Welt gebracht. Ich würde ihr Alter auf Mitte zwanzig schätzen, und sie war körperlich gesund, eine gut gebaute Frau, etwa eins fünfundsechzig groß. Sie hatte Brustimplantate und Kollagen-Injektionen in den Lippen. Außerdem wurde irgendwann ihr Blinddarm entfernt. Wir wer-

den mehr wissen, wenn in ein paar Wochen die Ergebnisse der toxikologischen Untersuchungen vorliegen.« Sylvia zeigte auf den offenen Bauch der Unbekannten. »Sie war am Bauchnabel gepierct und hat vermutlich einen Nabelring getragen, aber nicht, als sie gefunden wurde. Das könnte Ihnen helfen, Sie zu identifizieren, Todd.«

»Danke. Ich werde es überprüfen.«

»Das einzige hilfreiche Identifikationsmerkmal war das hier.« Sie nahm eine Lupe, zog das Laken vom unteren Teil der Leiche weg und hob ein Bein an. Sie zeigte auf eine Stelle an der Innenseite der Oberschenkel. »Aufgrund der extremen Verfärbung der Haut ist es nicht leicht zu erkennen, aber hier befindet sich eine Tätowierung, die eine Katze zeigt.«

Michelle sah sich das Tattoo an und dachte daran, wie nahe es den Genitalien dieser Frau war. Abrupt richtete sie sich wieder auf. »Ich möchte wirklich nicht genauer über diesen Zusammenhang nachdenken.«

»Verdammt«, sagte Williams und errötete.

»Ich weiß. Das ist nicht sehr damenhaft«, sagte Sylvia.

Sie blickte auf, als Montgomery den Raum betrat.

»Da draußen ist noch ein Typ von der Polizei, der mit dem Chief reden möchte, Doc.«

»Ein Typ von der Polizei?«, wiederholte sie in scharfem Tonfall.

»Versuchen Sie es mal mit *Polizist*.«

»Okay, dieser *Polizist* möchte den *Polizeichef* sprechen.«

»Könnten Sie ihn zu uns hereinbitten?«

Die Züge des jungen Mannes verzogen sich zu einem boshaften Grinsen. »Das habe ich bereits, Doc. Der *Polizist* lehnte das Angebot ohne weitere Erklärung ab, wurde allerdings grün im Gesicht, als ich ihm den Vorschlag unterbreitete.«

»Ich gehe zu ihm«, sagte Todd Williams und eilte hinaus, gefolgt von Montgomery.

Fünf Minuten später kehrte der Polizeichef mit einem nervös wirkenden Streifenpolizisten in Uniform zurück, den er als Officer Dan Clancy vorstellte. »Wir scheinen eine Identifikation des Mädchens erhalten zu haben«, sagte Clancy mit leicht zitternder Stimme. »Anhand des Bildes, das wir herausgegeben haben. Wie es aussieht, hat die Frau für kurze Zeit im *Aphrodisia* gearbeitet.«

»Im *Aphrodisia*?«, rief King.

Todd Williams nickte. »Als Nackttänzerin. Ihr Bühnenname war Tawny Blaze. Nicht sehr phantasievoll, was? Ihr richtiger Name ist Rhonda Tyler.« Er warf einen Blick auf einen Zettel, den er in der Hand hielt. »Nachdem ihr Vertrag abgelaufen war, hat Tyler ihren Job im *Aphrodisia* aufgegeben.«

»Würde die Person, die sie auf dem Bild erkannt hat, zu mir kommen und versuchen, sie eindeutig zu identifizieren?«, fragte Sylvia. »Auch wenn ich mir nicht sicher bin, ob das in Anbetracht des Zustands der Leiche noch möglich ist. Aber wenn...«

»Das wird nicht nötig sein, Sylvia«, unterbrach Todd Williams sie.

»Warum?«, fragte sie.

»Man hat uns gesagt, dass sie ein eindeutiges Merkmal besitzt«, erklärte Williams und blickte verlegen zu Boden.

Michelle war sofort alles klar. »Das Tattoo einer Katze in der Nähe ihrer...?«

Williams nickte.

»Von wem stammt die Identifikation?«, fragte King.

»Von der Geschäftsführerin des *Aphrodisia*, Lulu Oxley.«

King riss erstaunt die Augen auf. »Lulu Oxley! Junior Deavers Lulu Oxley?«

»Wie viele Lulu Oxleys kennen Sie, Sean?«, fragte Todd Williams.

»Ich kenne die Frau ebenfalls«, sagte Sylvia. »Wir sind früher zum selben Gynäkologen gegangen.«

»Das ist noch nicht alles«, sagte Williams. »Wir haben einen Anruf von der *Wrightsbury Gazette* erhalten. In der Redaktion ist ein Brief eingetroffen.«

»Was für ein Brief?«, fragte Michelle ungeduldig.

»Ein verschlüsseltes Schreiben«, erklärte Todd Williams, der blass geworden war. »Mit dem Zodiac-Zeichen auf dem Umschlag.«

K A P I T E L 11

King begleitete Todd Williams zum Polizeirevier, um sich den Brief anzuschauen, während Michelle bei Sylvia blieb und zusammen mit Clancy die Berichte der Autopsien durchging, die bereits an Steve Canney und Janice Pembroke vorgenommen worden waren.

Auf der Fahrt zum Revier rief King Bill Jenkins an, einen alten Kumpel, der in San Francisco lebte. Als er ihm seine Bitte vortrug, reagierte Jenkins verständlicherweise überrascht.

»Wozu brauchst du das?«, fragte er.

King warf Todd Williams einen Seitenblick zu. »Für ein Kriminalistikseminar, das ich hier an der Abendschule gebe«, sagte er.

»Ach so«, sagte Jenkins. »Nach der ganzen Aufregung, die du und deine Partnerin letztes Jahr ausgelöst habt, dachte ich schon, ihr hättet schon wieder mit so einer Sache zu tun.«

»Nein, Wrightsburg ist wieder ein ruhiges, verschlafenes Südstaatenstädtchen. Wie schnell kannst du mir die Unterlagen beschaffen?«

»Du hast Glück. In dieser Woche läuft hier eine Veranstaltung über berühmte Serienmörder. In dreißig Minuten hast du die Sachen. Gib mir eine Nummer, an die ich faxen kann – und die deiner Kreditkarte«, fügte er lachend hinzu.

King ließ sich von Williams die Faxnummer des Polizeireviers geben und nannte sie seinem Freund.

»Wieso geht das so schnell?«, wollte er dann von Jenkins wissen.

»Weil du dir einen idealen Zeitpunkt für deinen Anruf ausgesucht hast. Wir haben gerade eine seit langem überfällige Aufräumaktion im Büro durchgezogen und genau diese Akte letzte Woche für die Archivierung vorbereitet. Sie enthält auch die Notizen des Lehrers. Ich habe erst vor kurzem darin geblättert. Ich schicke dir die Sachen. Auch den Schlüssel, den der Lehrer ausgearbeitet hatte, um die kodierten Briefe zu entziffern.«

King dankte ihm und unterbrach die Verbindung.

Schließlich betraten er und Williams das Polizeirevier.

Als Williams sich wieder auf heimischem Boden befand, machte er eine erstaunliche Verwandlung durch. Er rief nach dem Deputy, der ihn wegen des Briefes angerufen hatte, und ließ sich von seiner Sekretärin eine Packung Kopfschmerztabletten geben. Dann betraten die Männer Williams' Büro, wo der Polizeichef sich hinter seinen Schreibtisch fallen ließ und ohne etwas zum Hinunterspülen drei Tabletten schluckte. Bevor er Brief und Umschlag vom Deputy entgegennahm, sagte er: »Ich hoffe, dass beides auf Fingerabdrücke untersucht wurde...«

»Selbstverständlich«, sagte der Deputy. »Allerdings hat Virgil Dyles von der *Gazette* das Ganze anfangs für einen Scherz gehalten. Wir hätten nie davon erfahren, hätte mich nicht eine Freundin angerufen, die als Reporterin für die Zeitung arbeitet. Ich bin sofort übergegangen und habe den Brief sichergestellt. Aber für mich sind das Hieroglyphen.«

»Was hat Virgil getan? Den Brief in der Redaktion herumgereicht?«, brüllte Williams.

»So ungefähr«, erwiderte der Deputy nervös. »Wahrscheinlich haben ihn etliche Leute in den Fingern gehabt. Ich hatte zu meiner Freundin gesagt, dass sie nichts davon sagen soll, aber sie hatte wohl

schon einigen Leuten erzählt, dass sie den Brief für eine ernste Sache hält.«

Todd Williams' kräftige Faust knallte mit solcher Wucht auf den Schreibtisch, dass King und der Deputy zusammenzuckten. »Verdammt! Die Geschichte gerät immer mehr außer Kontrolle. Wie sollen wir die Ermittlungen geheim halten, wenn schon die Bewohner von Wrightsburg tun und lassen, was sie wollen?«

»Am besten, wir sehen uns jetzt den Brief an«, sagte King. »Über die Medien können wir uns später Gedanken machen.«

Er schaute Todd Williams über die Schulter, als dieser den Umschlag inspizierte. Der Poststempel stammte aus Wrightsburg; das Datum lag vier Tage zurück. Die Briefmarke war sehr exakt aufgeklebt worden. Als Adresse war in Blockschrift Virgil Dyles von der *Wrightsburg Gazette* angegeben. In der unteren rechten Ecke des Umschlags war der Kreis mit Fadenkreuz zu erkennen. Auf dem Feld für den Absender stand nichts.

»Das gibt nicht viel her«, sagte Williams, als er den Brief auseinander faltete. »Vielleicht könnte ein Experte etwas dazu sagen, wie die Buchstaben geschrieben sind, wo die Briefmarke aufgeklebt wurde und so weiter, aber mir fällt nichts dazu ein.«

Die Nachricht war in verwaschener schwarzer Tinte geschrieben, ebenfalls in Großbuchstaben, die in exakten horizontalen und vertikalen Reihen angeordnet waren.

»Es liegt am Ninhydrin, dass die Schrift so verwischt ist«, erklärte der Deputy. »Mit der Substanz werden Briefe bedampft, um sie auf Fingerabdrücke zu untersuchen.«

»Danke. Darauf wäre ich nie gekommen«, sagte Todd Williams gereizt.

Neben den erkennbaren Buchstaben gab es auch andere Zeichen und Symbole, doch auf den ersten Blick ergab die Abfolge keinen Sinn. Todd Williams studierte den Text ein paar Minuten lang, bis er sich schließlich mit einem Seufzer zurücklehnte.

»Sie kennen sich nicht zufällig mit der Entschlüsselung kodierter Botschaften aus?«, fragte er King.

In diesem Moment klopfte Deputy Rogers an – ein einstiger Kollege von King, als dieser eine Zeit lang in Wrightsburg als Polizist gearbeitet hatte – und trat ein. Er hielt mehrere Blätter in der Hand. »Dieses Fax ist gerade für dich hereingekommen, Sean.«

King nahm ihm die Ausdrucke ab und sagte zu Williams: »Jetzt kann ich den Kode knacken.«

Er ging mit dem Brief und den gefaxten Blättern zu einem kleinen Tisch in einer Ecke, setzte sich und machte sich an die Arbeit. Zehn Minuten später blickte er auf.

»Haben Sie es entziffert?«, fragte Williams.

King nickte. »Mir fiel ein, dass ein Lehrer aus Salinas damals den Kode der Briefe des Killers von San Francisco geknackt hatte. Ich habe einen Freund bei der dortigen Polizei, der Zugang zu den Unterlagen hat. Das hier hat er mir gefaxt – den Schlüssel zur Entzifferung. Dadurch war die Sache ziemlich einfach.«

»Und wie lautet die Botschaft?«, fragte Todd Williams und schluckte nervös.

King blickte auf seine Notizen. »Sie enthält jede Menge Rechtschreib- und Grammatikfehler, aber die könnten Absicht sein. Genauso war es beim ursprünglichen Zodiac.«

Deputy Rogers blickte Williams an. »Zodiac?«

»Ein Serienmörder aus Kalifornien«, erklärte Williams. »Lange bevor Sie geboren wurden. Man hat ihn nie gefasst.«

Ein Ausdruck des Entsetzens trat in Rogers' blaue Augen.

King las die Nachricht vor: »Jetzt habt ihr das Mädchen bestimmt gefunden. Es ist ziemlich kaputt, aber ich war's nicht. Schneidet sie auf und sucht nach Hinweisen. Werdet keine finden. Glaubt mir. Die Uhr lügt nicht. Sie war *numero uno*. Aber es kommen noch mehr. Viele. Und noch etwas. Ich bin nicht der Zodiac oder seine Wiedergeburt. Ich bin ich. Aber stellt es euch nicht zu einfach vor. Wenn ich fertig bin, werdet ihr euch wünschen, ich wäre der Zodiac gewesen.«

»Also ist es noch nicht zu Ende«, sagte Todd Williams nachdenklich.

»Ich fürchte, jetzt geht es erst richtig los«, erwiderte King.

K A P I T E L 1 2

Deputy Clancy war groß und kräftig und gab sich alle Mühe, keinen verunsicherten Eindruck zu machen.

»Kommen Sie damit klar?«, fragte Sylvia und musterte ihn aufmerksam. »Nicht, dass Sie mir in Ohnmacht fallen.«

»Ich schaff das schon, Doc«, erwiderte er tapfer.

»Haben Sie schon mal eine obduzierte Leiche gesehen?«

»Na klar«, antwortete er.

»Der Kopf wurde von einer Schrotladung getroffen«, sagte Sylvia und sah dabei auch Michelle an.

Michelle nahm einen tiefen Atemzug. »Ich bin bereit.«

»Das gehört zu meinem Job«, sagte Clancy in dem Versuch, Selbstsicherheit zu verbreiten. »Es trifft sich sogar ganz gut, weil Chief Williams mich nächsten Monat zu einem rechtsmedizinischen Lehrgang schickt.«

»Das ist ein vorbildliches Programm. Sie werden dort eine Menge lernen. Lassen Sie sich von dem, was Sie gleich sehen werden, nicht davon abhalten, den Kurs zu besuchen.«

Sylvia ging zu einer Doppeltür aus rostfreiem Stahl. »Das hier nennen wir inoffiziell unser Gruselkabinett. Hier bewahren wir Leichen auf, die extremen Situationen ausgesetzt waren – Feuer, Explosionen, längerer Verbleib unter Wasser. Und Schrotschussverletzungen des Kopfes«, betonte sie und drückte auf einen Knopf an der Wand, worauf die Türflügel sich öffneten. Sylvia ging in den Raum dahinter und kehrte mit einer Rollbahre zurück, auf der eine Leiche lag. Nachdem

sie die Bahre zu ihrem Arbeitsplatz gerollt hatte, schaltete sie die große Lampe an der Decke ein.

Clancy hüstelte und legte eine Hand auf seinen Mundschutz. Sylvia erteilte ihm die übliche Lektion über die Gewöhnung des Geruchssinns. Er zog widerstrebend die Hand zurück, doch seine Beine schienen plötzlich einen Teil ihrer Standfestigkeit verloren zu haben. Sylvia schob einen Stuhl zu ihm hinüber. Michelle sah es, Clancy nicht. Die beiden Frauen verständigten sich durch einen stummen Blick.

»Das ist Steve Canney.« Als sie die Leiche enthüllte, reagierte Michelle blitzschnell und schob den Stuhl rechtzeitig hinter den Deputy, um ihn auffangen zu können, als er zusammenklappte.

Sie rollten ihn mit dem Stuhl in eine Ecke des Raumes, wo Sylvia eine Ammoniakampulle öffnete und ihm unter die Nase hielt. Clancy wachte auf, fuhr erschrocken hoch und schüttelte benommen den Kopf.

»Wenn Sie sich nicht gut fühlen – gleich nebenan ist ein Raum, in dem Sie sich ausruhen können«, sagte Sylvia.

Der Deputy errötete. »Tut mir Leid, Doc. Ich weiß nicht, wieso...«

»Es braucht Ihnen nicht Leid zu tun, Deputy. Es ist ein schrecklicher Anblick. Als ich das erste Mal so etwas gesehen habe, bin ich auch aus den Latschen gekippt.«

Er sah sie verblüfft an. »Wirklich?«

»Wirklich«, versicherte sie ihm. »Wenn Sie gehen möchten, gehen Sie einfach. Wenn Sie später wieder dazukommen möchten, sobald Sie sich erholt haben, auch gut. Und wenn Sie einfach hier sitzen bleiben möchten, geht das auch in Ordnung.«

Clancy entschied sich für Letzteres. Doch sobald die Frauen sich von ihm abgewandt hatten, schlug er die Hände vors Gesicht und stützte die Ellbogen auf den Tisch.

Sylvia und Michelle kehrten zu Steve Canneys Leiche zurück.

»Sind Sie beim ersten Mal wirklich ohnmächtig geworden?«, fragte Michelle leise.

»Natürlich nicht. Aber es tut ihm gut, dass ich es gesagt habe. Bis jetzt hat noch jeder Kerl schlappgemacht. Je größer und stärker sie waren, desto schneller.«

Sylvia zeigte mit einem langen Stahlstab auf verschiedene Stellen. »Wie Sie sehen, wurde der supratentorielle Bereich des Gehirns größtenteils zerstört, was bei einer Schrotschussverletzung nicht ungewöhnlich ist.«

Sie legte den Stab weg, und ihre Miene wurde ernst. »Steve Canneys Vater war hier, um den Jungen zu sehen. Ich hatte ihm davon abgeraten, weil die Verletzungen fürchterlich sind, aber er hat darauf bestanden. Das ist immer der schwierigste Teil dieser Arbeit. Jedenfalls, Canney konnte ihn auf Indizienbasis identifizieren, aufgrund eines Muttermals und einer Narbe am Knie, die Steve von einer Verletzung beim Football zurückbehalten hatte. Anhand des Zahnstatus und der Fingerabdrücke konnten wir die Identifikation bestätigen.«

Sylvia atmete tief durch. »Ich hatte Mitleid mit ihm, aber er hat es ziemlich gefasst aufgenommen. Ich habe selbst keine Kinder, aber ich kann mir vorstellen, wie es sein muss, hierher zu kommen und...« Sie verstummte.

Michelle fragte leise: »Und was ist mit Steves Mutter?«

»Sie ist vor ein paar Jahren gestorben. In gewisser Weise ein Segen, würde ich sagen.« Sylvia wandte sich wieder der Leiche zu. »Es ist nicht einfach, den Abstand zu bestimmen, aus dem eine Schrotflinte

abgefeuert wurde. Am zuverlässigsten ist es, die gleiche Munition aus genau derselben Waffe mit identischem Choke abzufeuern. Diesen Luxus können wir uns hier nicht erlauben, aber Ihnen dürfte nicht entgangen sein, dass die Eintrittswunde keine Bogenränder aufweist und dass es keine sekundären Verletzungen gibt. Also dürfte der Abstand zwischen Mündung und Opfer höchstens fünfzig Zentimeter betragen haben.« Sie bedeckte das, was von Steve Canneys Kopf übrig war, mit einem kleinen Tuch.

»Ich habe den Pfropfen der Schrotpatrone in der Wunde gefunden. Alle Schrotkugeln steckten noch im Kopf. Deshalb war die Verletzung so schwer. Die gesamte kinetische Energie hat sich im Gewebe verteilt.«

»Und Janice Pembroke starb auf die gleiche Weise?«

»Durch einen Schuss in den Rücken. Die Verletzungen waren sofort tödlich, aber nicht so verheerend. In ihrem Gewebe steckten außer den Schotkugeln noch Splitter der zerborstenen Windschutzscheibe. Schlussfolgerung: Der Mörder gab den ersten Schuss durch die Frontscheibe ab. Wenn man nur die Wunde betrachtet, könnte man meinen, dass der Abstand zwischen Waffe und Opfer wesentlich größer war. Aber ich glaube, dass die Mündung der Schrotflinte sich unmittelbar vor der Windschutzscheibe befand, als die Waffe abgefeuert wurde, oder in einer Gesamtentfernung von etwa einem Meter zum Opfer. Die Eintrittswunde im Rücken weist die charakteristischen Bogenränder auf, und es gibt zusätzliche sekundäre Einschüsse, da einzelne Schrotkugeln weiter von der Hauptmasse abgewichen sind. Da die Ladung zuerst das Glas durchschlagen hat, scheint der Schuss aus größerer Entfernung abgegeben worden zu sein, als es tatsächlich der Fall war.«

»Haben Sie eine Ahnung, warum das Mädchen mit dem Rücken zur Windschutzscheibe saß?«

»Sie hatte Sex mit dem Jungen«, sagte Sylvia. »In ihrer Vagina befanden sich Rückstände der Spermizidbeschichtung des Kondoms, das Steve Canney benutzt hat. Wahrscheinlich saß sie auf seinem Schoß, als es geschah, mit dem Rücken zur Windschutzscheibe. Das ist eine übliche Stellung für den Verkehr im beengten Innenraum eines Autos. Ihr Körper hat Steve vor dem Schuss abgeschirmt, andernfalls wäre er ebenfalls durch die erste Patrone getötet worden.«

»Sind Sie sicher?«

»Insgesamt wurden zwei Patronen abgefeuert. Das zeigt die Anzahl der gefundenen Schrotkugeln. Neun in jeder Leiche. Die Symmetrie des Todes.«

»Ich vermute, es wurden keine leeren Patronen gefunden.«

Sylvia schüttelte den Kopf. »Entweder hat der Mörder die ausgeworfenen Patronen eingesammelt, oder es war keine Pumpgun, sondern eine Waffe, aus der die abgefeuerten Hülsen manuell entfernt werden müssen.«

»Wenn es eine Schrotflinte mit glattem Lauf war, besteht wohl keine Möglichkeit, eine ballistische Untersuchung vorzunehmen, falls wir eine mutmaßliche Tatwaffe finden.«

»Manchmal hinterlassen Unregelmäßigkeiten am Ende des Laufs Kratzspuren am Plastikpfropfen. Das ist hier der Fall. Ich bin keine Expertin für Ballistik, aber die Polizei könnte in der Lage sein, Vergleiche anzustellen. Außerdem können wir die Kugel aus Rhonda Tylers Leiche für eine Analyse verwenden.«

»Es gab die Vermutung, dass die Schrotladung, die Steve Canney getötet hat, dazu geführt haben könnte, dass seine Uhr stehen geblieben ist, was ein Hinweis auf den Todeszeitpunkt wäre.«

»Nein. Die Uhr wurde ihm post mortem angelegt. Sie blieb stehen, weil das Rädchen herausgezogen wurde. Das ist mir bereits am Tatort aufgefallen. Ich fand ein Stück Glas in seinem linken Handgelenk, genau dort, wo sich die Uhr hätte befinden müssen.«

»Irgendeine Idee, warum die Uhr ihm nach seinem Tod angelegt wurde?«

»Vielleicht als Visitenkarte? Ich habe gesehen, dass sie auf drei Uhr stand. Die Armbanduhr des Mädchens war auf etwa zwei Uhr eingestellt. Wenn das ein Zeichen sein soll, würde es die Reihenfolge ihres Todes bestätigen.«

»Und Rhonda Tyler trug eine Uhr, die ebenfalls nicht ihr gehörte und die auf ein Uhr stand. Und es war eine Zodiac.«

Sylvia sah sie an. »Und nun haben wir einen Brief im Zodiac-Stil.«

»Und drei Mordopfer.«

»Also dürften die Zeiger beim nächsten Mal auf vier Uhr stehen.«

»Wenn es ein nächstes Mal gibt.«

»Daran besteht wenig Zweifel«, sagte Sylvia. »Das erste Opfer war Tänzerin in einem Nachtclub. Die nächsten beiden waren Jugendliche, die es im Auto miteinander getrieben haben. Serienmörder konzentrieren sich für gewöhnlich auf einen Personenkreis mit einem gemeinsamen Merkmal. Aber dieser Kerl hier hat uns jetzt schon bewiesen, dass er sich nicht an die Regeln hält.« Sie überlegte kurz und fügte dann hinzu: »Also lautet die eigentliche Frage: Wer wird das nächste Opfer sein?«

K A P I T E L 13

Der blassblaue VW Käfer fuhr langsam am Polizeirevier vorbei und hielt an der Kreuzung. Der Fahrer blickte zu dem einstöckigen Gebäude hinüber. Inzwischen musste die Polizei den Brief erhalten haben. Vielleicht war die Botschaft sogar schon entziffert worden. Er hatte es den Ermittlern schließlich nicht allzu schwer gemacht. Das würde sich später ändern, wenn sie versuchten, ihn aufzuhalten. *Keine Chance, Bulle.*

Nun würden sie das Morddezernat der State Police einschalten. Man würde versuchen, die Angelegenheit unter Verschluss zu halten, um keine Panik in der Bevölkerung auszulösen. Zweifellos würde man auch einen Antrag auf Erstellung eines Profils an das hoch gelobte VICAP des FBI schicken. Man würde wichtige Personen kontaktieren, um dafür zu sorgen, dass die Angelegenheit beschleunigt wurde, und bald schon hätten sie ein Profil des Killers – *sein* Profil – in der Hand.

Natürlich würde es völlig falsch sein.

Er war bereits am Leichenschauhaus vorbeigefahren, wo die Rechtsmedizinerin sich vermutlich ihr rotes Haar über den drei Leichen raufte, die sehr unterschiedliche Fälle darstellten, aber doch ein paar Gemeinsamkeiten aufwiesen. Man würde nur minimale Hinweise finden. Er wusste, worauf er achten und was er entfernen musste, aber niemand war unfehlbar, und die Rechtsmedizin und die Spurensicherung konnten selbst aus mikroskopischen Resten eine Menge herauslesen. Die Ärztin würde etwas finden und ein paar zutreffende

Schlussfolgerungen ziehen. Aber sie würde nichts Bedeutsames in der Hand haben. Es gab keine Spuren, die ihn verraten konnten.

Er fuhr über die Kreuzung, als mehrere Polizisten aus dem Gebäude gerannt kamen, in die Streifenwagen sprangen und losjagten. Sie folgten vermutlich einer Spur, die ins Leere führte, und verschwendeten nur Energie und Zeit, was ihn nicht überraschte, wenn er die schwache Persönlichkeit von Polizeichef Todd Williams in Betracht zog. Sylvia Diaz hingegen war eine Koryphäe auf ihrem Gebiet. Und wenn die Morde sich häuften, würde irgendwann das FBI die Ermittlungen übernehmen. Er genoss diese Herausforderung.

Er fuhr zu einer anderen Kreuzung, hielt an einem Briefkasten, warf den Brief ein und gab wieder Gas. Wenn sie seine nächste Nachricht erhielten, in der die Umstände des Todes der beiden Teenager erklärt wurden, würden die Polizisten wissen, dass sie den größten Kampf ihres Lebens aufgenommen hatten.

King holte Michelle vom Leichenschauhaus ab und berichtete ihr alles über den Zodiac-Brief. Michelle wiederum teilte ihm die Ergebnisse der Obduktion der beiden jungen Leute mit. Leider trug die Aufzählung der Details nicht dazu bei, mehr Licht in die Angelegenheit zu bringen.

»Also scheint der Mörder nicht der Zodiac zu sein, auch wenn er den Zodiac-Killer beim Mord an Rhonda Tyler in gewisser Weise kopiert hat«, sagte Michelle. »Was hältst du davon?«

King schüttelte den Kopf. »Offenbar sind diese Morde nur so etwas wie ein Auftakt.«

»Meinst du, wir bekommen einen weiteren Brief?«

»Ja, schon bald. Obwohl Todd nicht davon überzeugt ist, wird es in diesem Brief um Steve und Janice gehen. Er wird mit Lulu Oxley reden und mehr über Rhonda Tyler in Erfahrung bringen.«

Michelle starrte durch die Windschutzscheibe. »Und wohin fahren wir?«

»Zu den Battles. Ich habe angerufen und einen Termin vereinbart.« Er warf ihr einen kurzen Blick zu. »Wir haben noch einen Auftrag, der Geld bringt. Schon vergessen?« Er schwieg eine Weile; dann fügte er hinzu: »Du hast heute eine Menge durchgemacht. Meinst du, du schaffst es?«

»Es kann nicht schlimmer als das sein, was ich bereits gesehen habe.«

»Wenn du da mal keine Überraschung erlebst.«

K A P I T E L 1 4

Das Anwesen der Battles lag auf einem Hügel. Es war ein weitläufiges, dreistöckiges Haus aus Ziegeln, Stein und Schindeln, umgeben von ausgedehnten Wiesen mit smaragdgrünem Gras und vereinzelt alten Bäumen. Hier stank es nach Geld, nach altem Familienvermögen, obwohl der Reichtum, dem das Haus seine Existenz verdankte, erst in den letzten Jahrzehnten angehäuft worden war. King und Michelle hielten vor einem massiven gusseisernen Tor. Auf einem kurzen schwarzen Pfeiler neben der asphaltierten Zufahrt war eine Sprechanlage montiert. King fuhr das Seitenfenster herunter und drückte den weißen Knopf. Eine dienstfertige Stimme antwortete ihm. Wenig später schwang das Tor auf, und King fuhr hindurch.

»Willkommen in Casa Battle«, sagte er.

»Nennt man es so?«

»Nein, war nur ein Scherz.«

»Du hast gesagt, du kennst Remmy Battle?«

»So gut wie die meisten Leute in der Stadt. Außerdem habe ich früher gelegentlich mit Bobby Golf gespielt. Er ist sehr gesellig, kann aber ziemlich unangenehm werden, wenn man ihm in die Quere kommt. Remmy dagegen ist eine Frau, die einem nur flüchtige Einblicke gewährt und zusieht, dass alles nach ihren Bedingungen läuft. Und wenn man *ihr* in die Quere kommt, braucht man ein kleines Wunder, um zu überleben.«

»Wie ist sie zu diesem ungewöhnlichen Namen gekommen?«

»Die Kurzform von Remington. Angeblich die Lieblingsschrotflinte ihres Vaters. Wer Remmy kennt, der weiß, dass kaum ein anderer Name besser zu ihr passen würde.«

»Wer hätte gedacht, dass so viele interessante Menschen in einer so kleinen Stadt leben?« Michelle betrachtete das Anwesen. »Wirklich beeindruckend.«

»Von außen. Warte mal ab, bis du das Innenleben gesehen hast.«

Kaum hatten sie an die Vordertür geklopft, wurde ihnen von einem großen, muskulösen Mann mittleren Alters geöffnet. Er trug einen gelben Cardigan-Pullover, ein weißes Hemd, eine dezente Krawatte und eine schwarze Freizeithose. Er stellte sich als Mason vor. Mrs Battle sei noch einen Moment beschäftigt und werde sie in Kürze auf der hinteren Terrasse empfangen, teilte er ihnen mit.

Als Mason sie durchs Haus führte, bestaunte Michelle das atemberaubende Interieur. Dass die Dinge, die sie sah, ein Vermögen kosteten, stand außer Zweifel. Trotzdem wirkten sie nicht protzig, sondern verbreiteten eine Atmosphäre eleganter Bescheidenheit.

»Die Einrichtung ist eine Wucht«, flüsterte sie.

»Das hatte ich nicht mit dem Innenleben gemeint«, erwiderte King ebenso leise, »eher das atmende Inventar des Hauses.«

Sie betraten die hintere Terrasse, auf der ein Tisch stand, der mit heißem und kaltem Tee und verschiedenen Knabbereien gedeckt war. Mason schenkte ihnen ein, nachdem sie ihre Wünsche geäußert hatten, und ging, wobei er behutsam die Schiebetüren hinter sich zuzog. Die Sonne war warm; die Temperatur war auf über zwanzig Grad gestiegen, und die Luft war ein wenig schwül nach den Regenfällen der letzten Tage.

Michelle nippte am Eistee. »Ist Mason so etwas wie ein Butler?«

»Ja, er lebt schon seit Ewigkeiten bei den Battles. Eigentlich ist er viel mehr als nur ein Butler.«

»Ein intimer Vertrauter? Jemand, der uns vielleicht weiterhelfen könnte?«

»Dazu ist er zu loyal«, erwiderte King. »Aber letztlich weiß man nie, wie die Loyalitäten gelagert sind, solange man nicht fragt und vielleicht ein Gegengeschäft vorschlägt.«

Als sie ein Plantschen hörten, gingen sie zum Geländer hinüber, das einen Teil der Terrasse begrenzte, und blickten über das geschmackvoll angelegte Grundstück.

Der weitläufige Freizeitbereich, der von hier aus zu sehen war, bestand aus einem steinernen Poolhaus, einem Becken, in dem sich mühelos ein Dutzend Erwachsene tummeln konnten, einem überdachten Speisesaal und einem wuchtigen ovalen Swimmingpool, der von Ziegeln und Fliesen umrahmt wurde.

»Ich wollte immer schon wissen, wie die Superreichen leben«, sagte Michelle.

»Genauso wie du und ich, nur sehr viel besser.«

Aus dem klaren blauen, offensichtlich beheizten Wasser des Pools tauchte eine junge Frau auf, die einen sehr knappen Stringbikini trug. Sie hatte langes blondes Haar, war etwa einen Meter siebzig groß, und ihre Kurven waren so ausgeprägt, dass sie sofort ins Auge sprangen. Sie hatte kräftige Muskeln an Beinen, Armen und Schultern und trug einen Ring im gepiercten Nabel ihres flachen Bauchs. Als sie sich bückte, um ein Handtuch aufzuheben, konnten sie sehen, dass sich ein großes Tattoo auf einer teilweise entblößten Pobacke befand.

»Sind das Buchstaben auf ihrem Hintern?«, fragte Michelle.

»Ja, ihr Name«, antwortete King. »Savannah.« Er beobachtete, wie die junge Frau sich abtrocknete. »Es ist erstaunlich, was man alles auf Haut schreiben kann, und sogar in Kursivschrift.«

»Das kannst du von hier aus erkennen?«, fragte Michelle, die Stirn gerunzelt.

»Nein, ich habe es mal aus der Nähe gesehen.« Hastig fügte er hinzu: »Bei einer Poolparty.«

»Aha. Warum trägt eine Frau ihren Namen auf dem Hintern? Damit die Kerle sie nicht vergessen?«

»Ich gebe mir alle Mühe, nicht genauer über die Gründe nachzudenken.«

Savannah blickte auf und winkte ihnen zu. Sie hüllte sich in einen kurzen, durchscheinenden Bademantel, stieg in ein Paar Sandalen und kam über die gemauerte Treppe zu ihnen herauf. Sie begrüßte King mit einer Umarmung und schien es darauf abgesehen zu haben, ihn mit ihrem enormen Busen zu erdrücken. Aus der Nähe betrachtet waren ihre Gesichtszüge nicht so makellos wie ihr Körper. Die Nase, das Kinn und die Kiefer waren etwas zu scharf und unregelmäßig geschnitten. Doch Michelle wusste, dass sie mit ihrer Kritik übermäßig pingelig war. Savannah Battle war eine sehr hübsche Frau.

Savannah musterte King bewundernd von oben bis unten. »Sean King, ich schwöre, dass du jedes Mal, wenn ich dir begegne, besser aussiehst. Das ist unfair! Wir Frauen werden immer älter, so sehr wir uns dagegen wehren.« Sie sprach mit einem schleppenden Südstaatenakzent, den Michelle ein wenig affektiert fand.

»Darüber müssen Sie sich nun wirklich keine Sorgen machen«, sagte Michelle und reichte ihr die Hand. »Ich bin Michelle Maxwell.«

»Oh, das ist sehr charmant von Ihnen«, sagte Savannah in einem Tonfall, der alles andere als charmant war.

»Meinen Glückwunsch zum bestandenen College«, sagte King.
»William and Mary, nicht wahr?«

»Daddy wollte unbedingt, dass ich aufs College gehe, aber ich kann nicht behaupten, dass es mir Spaß gemacht hat.« Sie setzte sich und trocknete ihre wohlgeformten Beine mit langsamen Bewegungen ab, die aufreizend wirkten und eindeutig an Kings Adresse gerichtet waren, wie Michelle fand. Dann nahm sie sich ein kleines Sandwich und biss hinein.

»In welchem Hauptfach haben Sie Ihren Abschluss gemacht?«, fragte Michelle, die sich nur vorstellen konnte, dass diese junge Frau Cheerleader- oder Partyveranstalter-Kurse belegt hatte.

»Chemieingenieurwesen«, lautete ihre kaum verständliche, aber überraschende Antwort. Offenbar hatte niemand diesem Mädchen beigebracht, dass man nicht mit vollem Mund sprach. »Daddy hat als Ingenieur ein Vermögen gemacht, und ich scheine nach ihm zu kommen.«

»Es hat uns tief getroffen, als wir hörten, was mit Bobby geschehen ist«, sagte King.

»Er ist ein zäher Bursche, er wird es überstehen«, erklärte sie zuversichtlich.

»Ich habe gehört, dass du demnächst allein in die weite Welt ziehen willst«, sagte King.

»Es scheint den Leuten großen Spaß zu machen, sich zu überlegen, was das Battle-Baby mit seinem Treuhandvermögen anstellen wird«, erwiderte sie verbittert.

»So habe ich das nicht gemeint, Savannah«, sagte King behutsam. Sie tat seine Entschuldigung mit einem abfälligen Karateschlag durch die Luft ab. »Damit habe ich mich mein Leben lang auseinander setzen müssen. Warum sollte es jetzt anders werden? Ich muss meinen

eigenen Weg gehen, und das ist nicht ganz einfach, wenn man solche Eltern hat wie ich. Aber ich werde etwas aus mir machen. Ich werde nicht durchs Leben gehen und meine Kreditkarte dazu benutzen, mir Glück zu kaufen.«

Michelle stellte fest, dass ihre Meinung über die junge Frau ein wenig positiver geworden war.

Savannah wischte sich den Mund mit der Hand ab. »Ich weiß, warum du hier bist. Es geht um Junior Deaver, nicht wahr? Ich kann mir nicht vorstellen, warum er etwas so Dämliches getan hat. Als würde meine Mutter beide Augen zudrücken, wenn er einfach mit ihrem Ehering davonspaziert!«

»Vielleicht hat er das gar nicht getan«, sagte King.

»Natürlich hat er es getan«, sagte Savannah, wobei sie sich das Haar abtrocknete. »Wie ich hörte, hat er so viele Beweise hinterlassen, dass er genauso gut hätte dableiben können, um zu warten, bis die Polizei kommt und ihn festnimmt.« Sie steckte sich ein weiteres Stück Sandwich in den Mund und schob gleich darauf eine Hand voll Kartoffelchips hinterher.

»Hör sofort auf, wie ein Schwein zu essen!«, rief eine strenge Stimme. »Und wenn wir schon dabei sind – könntest du versuchen, halbwegs wie eine Dame zu sitzen, falls du dir ungefähr vorstellen kannst, was damit gemeint ist?«

Savannah hatte sich in den Stuhl geflegelt und die Beine weit gespreizt, als wäre sie eine Hure auf Kundenfang, doch nun setzte sie sich gerade, drückte die Knie fest zusammen und zog sich den Bademantel über die Schenkel.

Remington Battle betrat die Terrasse mit der Präsenz einer Broadway-Legende, die ganz und gar von ihrer Fähigkeit überzeugt ist, ein Publikum zu fesseln.

Remmy war tadellos gekleidet. Sie trug einen blendend weißen Faltenrock, der mehrere Zentimeter unter dem Knie endete, und modische, wenn auch recht konservative Pumps mit niedrigen Absätzen. Über einer gemusterten Bluse in kühlem Blau hatte sie sich einen weißen Pullover um die Schultern gelegt. Sie war ein gutes Stück größer als ihre Tochter, ungefähr so groß wie Michelle, und ihr rotbraunes Haar war kunstvoll hochgesteckt. Michelle vermutete, dass Remmy in ihrer Jugend wahrscheinlich noch hübscher als ihre Tochter gewesen war. Aber selbst mit über sechzig war sie immer noch eine gut aussehende Frau. Doch in erster Linie waren es die Augen, die einen gefesselt hielten – wie die Augen eines Raubvogels, die durch einen bloßen Blick Respekt einflößten.

Remmy schüttelte King die Hand, der sie daraufhin Michelle vorstellte, die genau spürte, wie die Frau sie von oben bis unten musterte. Sie vermutete, dass Remmy Battle eine Menge fand, an dem es etwas auszusetzen gab – an ihrer lässigen Kleidung, dem nicht vorhandenen Make-up, den windzerzausten Haaren. Doch Michelle blieb nicht viel Zeit, darüber nachzugrübeln, da Remmy sich sofort wieder an ihre Tochter wandte.

»Zu meiner Zeit hat man Gäste nicht unbekleidet empfangen«, sagte sie mit eisiger Stimme.

»Ich war schwimmen, Mama. Normalerweise springe ich nicht mit meinem Debütantinnenkleid in den Pool«, gab Savannah zurück, doch sofort riss sie eine Hand hoch und kaute nervös an einem Fingernagel.

Remmy bedachte die junge Frau mit einem so durchdringenden Blick, dass Savannah sich schließlich ein weiteres Stück Sandwich und eine Hand voll Chips schnappte, aufsprang, Michelle leise etwas zumurmelte, das verdächtig nach »alte Hexe« klang, und davon-

huschte, wobei ihre feuchten Sandalen eine Reihe von Ausrufezeichen auf die Steinfliesen klatschten.

Jetzt nahm Remmy Battle Platz und wandte King und Michelle ihre ganze Aufmerksamkeit zu.

Beide holten tief Luft, als Remmys Blick sie geradezu durchbohrte. Für Michelle war es eine spektakuläre Einführung ins Casa Battle. Jetzt verstand sie, was King mit dem »Innenleben« des Hauses gemeint hatte.

K A P I T E L 1 5

»Ich muss mich für Savannah entschuldigen«, sagte Remmy. »Ich liebe sie, aber an manchen Tagen kann ich nicht glauben, dass wir tatsächlich blutsverwandt sind oder sonst irgendeine Gemeinsamkeit haben.«

»Das geht schon in Ordnung, Mrs Battle, sie ist ja noch ein Kind«, sagte Michelle. »In diesem Alter tut jeder verrückte Sachen.«

»Sie ist kein Kind!«, gab Remmy zurück. »Sie ist zweiundzwanzig! Sie hat einen Abschluss von einer der besten Schulen an der Ostküste. Ringe im Bauchnabel und Tätowierungen am Po! Ich habe das Mädchen nicht zum College geschickt, damit es völlig den Verstand verliert!«

Michelle blickte King Hilfe suchend an.

»Remmy... Wir haben mit Erschütterung gehört, was mit Bobby geschehen ist. Wie geht es ihm?«, fragte er.

»Sein Zustand ist nach wie vor kritisch«, antwortete Remmy im gleichen strengen Tonfall, legte dann aber eine Hand an die Stirn. »Tut mir Leid«, fügte sie leiser und sanfter hinzu. »Da beklage ich mich über Savannah und verhalte mich Besuchern gegenüber wie ein Trampel.« Sie hielt einen Moment inne. »Bobby lag ziemlich lange im Koma, und die verfluchten Ärzte konnten nicht sagen, wann oder ob er daraus erwachen würde. Aber dann kam er doch wieder zu sich. Sie konnten sogar die künstliche Beatmung abschalten. Vor zwei Tagen hat er seine ersten Worte gesprochen.«

»Ein hoffnungsvolles Zeichen«, sagte King.

»Sollte man meinen, nicht wahr? Nur hat er leider keinen zusammenhängenden Satz herausgebracht. Er rasselte bloß ein paar Namen herunter, hat aber nichts gesagt, das irgendeinen Sinn ergeben hätte. Die Ärzte wissen nicht einmal genau, ob er wieder ins Koma gefallen ist oder nicht.«

»Ich nehme an, dass so etwas schwer zu diagnostizieren ist.«

»Wenn ich bedenke, was die Quacksalber mir abknöpfen, müssten sie eigentlich auf dem Wasser wandeln können und eine Direktverbindung zu Gott haben«, sagte sie verbittert.

»Gibt es etwas, das *wir* für Sie tun könnten?«, fragte Michelle.

»Ein gelegentliches Gebet würde nicht schaden.«

Mason kehrte mit einem Kaffeetablett zurück. Er schenkte Remmy eine Tasse ein und bot auch Michelle und King Kaffee an. Sie lehnten dankend ab, und Mason zog sich wieder zurück.

»Es gibt nichts Besseres als eine beruhigende Tasse Kaffee am Nachmittag.« Remmy nahm einen kräftigen Schluck und lehnte sich im Stuhl zurück. »Harry Carrick ist ein sehr guter Anwalt. Junior kann sich glücklich schätzen, dass er von ihm vertreten wird.« Sie nahm einen weiteren Schluck. »Aber Junior ist schuldig«, fügte sie dann hinzu. »Ich weiß es, als hätte ich ihn bei seiner Tat beobachtet.«

»Aber genau das ist der Punkt, Remmy«, schlug King in die Kerbe. »Sie haben ihn *nicht* gesehen. Niemand hat ihn gesehen.«

Sie tat seinen Einwand mit einer Geste ab, die Michelle an Savannahs Handkantenschlag erinnerte. »Die Beweise sind erdrückend.«

»Ja, *zu* erdrückend. Es könnte sein, dass man ihm die Sache in die Schuhe schieben will.«

Remmy blickte King an, als würde er in einer Sprache reden, die nicht von dieser Welt war. »Welcher halbwegs vernünftige Mensch

sollte ein Interesse daran haben, jemandem wie Junior Deaver etwas in die Schuhe zu schieben?«

»Zum Beispiel derjenige, der tatsächlich in Ihr Haus eingebrochen ist und Ihre Wertsachen gestohlen hat«, antwortete King. »Können Sie sich wirklich vorstellen, dass Junior versucht, Inhaberschuldverschreibungen und kostbaren Schmuck zu Geld zu machen?«

»Er hat nicht gewusst, was sich in den Geheimfächern befand. Außerdem hat er sehr viel Bargeld mitgehen lassen. Man muss kein Einstein sein, um Bargeld auszugeben, oder sehe ich das falsch?«, gab sie zurück.

»Wir beide möchten uns nur ein wenig umsehen und mit ein paar Leuten reden. Auch wenn wir für Harry und Junior arbeiten – auch Sie möchten doch sicher, dass der wahre Schuldige gefasst wird?«

Remmy lächelte, doch in ihren Augen stand ein gefährliches Funkeln. »Das möchten wir in der Tat, Mr King, aber wir sind der Ansicht, dass der wahre Schuldige bereits gefasst wurde.« Plötzlich wurde sie lauter und feuerte ihre nächsten Worte wie eine auf Dauerbeschuss eingestellte Automatikpistole ab. »Und wenn dieser blöde Mistkerl mir endlich sagen würde, wo mein Ehering ist, würde ich den Staatsanwalt vielleicht überreden, die Anklage fallen zu lassen! *Das* sollten Sie Harry sagen! Dann könnten wir diesen ganzen Blödsinn einfach vergessen!«

Michelle bemerkte, dass der Südstaatenakzent der Frau viel ausgeprägter war, wenn sie sich aufregte, und im Gegensatz zu ihrer Tochter klang er kein bisschen affektiert. Michelle stellte ihre Tasse Eistee ab, weil sie sie vor Schreck über Remmys Zornesausbruch beinahe hätte fallen lassen. Stumm dankte sie Gott, dass Remington Battle nicht *ihre* Mutter war.

»Das werden wir weitergeben, Remmy«, erwiderte King völlig gelassen. »Können wir uns jetzt trotzdem umsehen?«

Remmy blickte ihn eine Weile schweigend an. Ihre Lippen zuckten, als sie sich bemühte, ihren Zorn im Zaum zu halten. Einen Moment rechnete Michelle damit, die Frau würde King die Kaffeetasse an den Kopf werfen.

Schließlich erhob sich Remmy und winkte Michelle und King, ihr zu folgen. »Ach, was soll's. Ich werde es Ihnen selber zeigen.«

K A P I T E L 1 6

Remmy Battle führte King und Michelle ins Haus und über die große Treppe in den dritten Stock. Das Haus war offenbar immer wieder ausgebaut und erweitert worden, wie die neuen Flügel zeigten.

Remmy schien die Gedanken ihrer Besucher gelesen zu haben. »Dieses Haus ist schon seit Jahrzehnten eine Baustelle«, sagte sie. »Viele unserer Freunde haben Villen auf der ganzen Welt, aber Bobby und ich wollten immer nur hier leben. Es ist ein ziemlicher Wirrwarr hier drinnen, und manche Flure enden vor einer Wand, aber ich...« Sie verbesserte sich. »Wir lieben das Haus!«

Schließlich öffnete Remmy eine Tür und forderte sie auf, einzutreten.

Dahinter befand sich ein großes, geschmackvoll möbliertes, gemütliches Zimmer, das in gedeckten Farben gestaltet war. Eins der Fenster sah neu aus.

Remmy deutete darauf. »Da ist er eingestiegen. Die Polizei sagt, er habe ein Brecheisen benutzt. Inzwischen habe ich die Erlaubnis, alles reparieren zu lassen.«

King betrachtete einen beschädigten Bilderrahmen, der auf einem Nachttisch stand. Das Glas war entfernt worden. Er hob den Rahmen auf. »Was ist hiermit geschehen?«

Remmys Gesicht verfinsterte sich. »Das Bild stand auf einem Tisch drüben am Fenster. Offenbar hat Junior es heruntergestoßen, als er ins Zimmer einstieg. Ich habe es noch nicht richten lassen.«

Im Rahmen steckte die Zeichnung eines kleinen Jungen. Sie war in der Mitte zerrissen.

»Wer ist das?«, fragte King.

»Das ist eine Zeichnung von Bobby. Ich werde es Junior niemals verzeihen, dass er das Bild zerstört hat.«

King stellte das Porträt wieder auf den Nachttisch. »In Ihrem Ankleidezimmer gibt es so etwas wie ein Geheimfach?«

Remmy nickte und winkte ihnen, ihr zu folgen. Das Ankleidezimmer war mit geschmackvollen Mahagonischränken ausgestattet, und in den Fächern lagen in penibler Ordnung Kleidungsstücke, Taschen, Schuhe, Hüte und andere Accessoires.

King sah sich die exakte Anordnung mit offener Bewunderung an. Auch bei ihm war es stets aufgeräumt, wie Michelle wusste. Sein Ausdruck totalen Entzückens entging ihr nicht, und als Remmy in eine andere Richtung sah, tippte sie King auf die Schulter, verdrehte die Augen und ahmte stumm ein orgiastisches Stöhnen nach.

»Wo befindet sich das versteckte Fach, wenn ich fragen darf?«, sagte King, nachdem er seiner Partnerin einen tadelnden Blick zugeworfen hatte.

Remmy zog eine Schublade ein kleines Stück heraus und drückte dann auf einen Hebel genau darunter. Daraufhin klappte es auf und offenbarte ein Fach von etwa fünfzig Zentimetern Breite und Tiefe. »Es sieht wie ein Stück der Verkleidung aus«, erklärte Remmy, »aber wenn man die Schublade herauszieht, wird ein Hebel in Stellung gebracht. Man bewegt ihn, indem man gegen die rechte obere Ecke der Verkleidung drückt, worauf die Klappe sich öffnet.«

King inspizierte den Mechanismus. »Sehr clever.«

»Ich wollte schon immer ein Geheimfach in meiner Garderobe haben«, sagte Remmy. »Seit ich ein kleines Mädchen war.«

»Aber die Person, die Sie ausgeraubt hat, wusste nicht, wie man das Fach öffnet?«, sagte Michelle.

»*Junior Deaver* wusste nicht, wie man es öffnet«, stellte sie richtig. »Fast jede Schublade hier drinnen wurde aufgebrochen. Es hat mich ein Vermögen gekostet, alles reparieren zu lassen. Dafür wird er vor Gericht büßen! Das können Sie Harry sagen.«

»Aber wie konnte jemand außer Ihnen überhaupt wissen, dass es hier ein Geheimfach gibt?«, erkundigte sich Michelle.

»Kann sein, dass ich es irgendwann einmal erwähnt habe. Ich habe mir nichts dabei gedacht, weil wir mit einem erstklassigen Alarmsystem ausgestattet sind – zumindest hielt ich es für erstklassig.«

»War es eingeschaltet?«, fragte King.

»Ja. Nur gibt es hier im dritten Stock leider keine Bewegungsmelder, und die Fenster sind auch nicht angeschlossen. Das System wurde vor Jahren installiert, nachdem es fast zu einer Katastrophe gekommen wäre. Vermutlich ging man damals davon aus, dass Einbrecher nicht bis zum Dachgeschoss hinaufsteigen«, fügte sie unwillig hinzu.

»Was für eine Katastrophe?«, fragte King.

Remmy drehte sich zu ihm um. »Mein Sohn Eddie wurde gekidnappt.«

»Davon habe ich nie gehört«, sagte er.

»Es ist schon über zwanzig Jahre her. Er ging noch aufs College.«

»Aber wie es scheint, ist die Sache gut ausgegangen«, sagte King.

»Ja, Gott sei Dank. Wir mussten nicht einmal das Lösegeld in Höhe von fünf Millionen Dollar zahlen.«

»Warum nicht?«, fragte Michelle.

»Das FBI kam dem Kidnapper auf die Spur und erschoss ihn bei einem Feuergefecht. Chip Bailey, der FBI-Agent, der Eddie damals

rettete und den Entführer getötet hat, wohnt sogar ganz in der Nähe. Er arbeitet immer noch für das FBI in Charlottesville.«

»Es war also niemand hier, als der Einbruch verübt wurde«, sagte King.

Remmy setzte sich auf das große Himmelbett und trommelte mit ihren langen, schlanken Fingern gegen den gedrechselten Pfosten. »Savannah war noch am College. Sie hatte bereits im Winter ihren Abschluss gemacht, wollte aber noch eine Weile zum Feiern und Ausspannen bleiben. Ihnen dürfte nicht entgangen sein, dass mein kleines Mädchen kein Kind von Traurigkeit ist. Eddie und Dorothea waren in der Stadt. Mason, unsere Haushaltshilfe, und Sally, das Mädchen, das sich um die Ställe kümmert, wohnen im Haus am hinteren Ende des Grundstücks. Sie hätten sowieso nichts bemerkt. Mein Schlafzimmerfenster geht auf einen ziemlich abgelegenen Teil des Anwesens hinaus.«

»Also bewohnen Sie das Haus im Grunde ganz allein?«, fragte Michelle.

»Bobby und ich!«, sagte sie mit trotzigem Unterton. »Unsere Kinder sind erwachsen. Oft genug haben wir Freunden und Verwandten Unterkunft gewährt. Zeitweise herrschte in diesem großen alten Haus ein ständiges Kommen und Gehen. Jetzt ist es nur noch unser Heim.«

»Aber in der Nacht, als der Einbruch verübt wurde, war das Haus leer, wenn ich Sie richtig verstanden habe«, sagte King. »Sie waren bei Bobby im Krankenhaus, nicht wahr?«

»Richtig. Im Wrightsburg General Hospital.«

»Wir haben gehört, dass Sie erst gegen fünf Uhr morgens zurückgekehrt sind«, sagte Michelle. »Das ist eine ziemlich lange Besuchszeit.«

»Das Krankenhaus hat mir einen kleinen Raum zur Verfügung gestellt, genau gegenüber vom Zimmer meines Mannes«, erklärte Remmy.

»Eine sehr entgegenkommende Geste«, sagte Michelle.

»Unser Name steht auf der Stiftertafel für das Gebäude, meine Gute«, sagte Remmy mit falscher Höflichkeit. Dann fügte sie wesentlich unverblümter hinzu: »Das ist das Mindeste, was ich als Gegenleistung für fünfzehn Millionen Dollar Spendengelder erwarten kann.«

»Oh«, sagte Michelle verlegen.

»Die Polizei hat mir gesagt, alle Beweise würden Junior belasten, einschließlich seiner Fingerabdrücke.«

»Die könnten noch aus der Zeit stammen, als er hier gearbeitet hat«, sagte King.

»Man hat sie auf der Außenseite des aufgebrochenen Fensters gefunden. Ich habe Junior beauftragt, *in* meinem Schlafzimmer zu arbeiten, nicht draußen vor dem verdammt Fenster!«

»Wie ich hörte, wurde auch Bobbys Ankleidezimmer ausgeraubt.«

»So ist es.«

»Und was wurde mitgenommen?«, fragte Michelle.

»Kommen Sie, dann können Sie es sich selbst anschauen.«

Remmy führte sie hinaus und ein Stück durch den Korridor, bis sie eine andere Tür öffnete. Sie betraten einen Raum, in dem schwer der Geruch nach Zigarren- und Pfeifenrauch hing. Das Zimmer strahlte etwas Maskulines aus, fand Michelle. An einer Wand hing ein Waffenregal, doch es war leer. Gegenüber waren zwei antike Schwerter angebracht, die sich kreuzten und ein großes X bildeten. Außerdem gab es mehrere Ölgemälde, die Rassepferde zeigten. In einer Ecke stand ein Pfeifenregal mit mehreren sichtlich benutzten Pfeifen. In einer an-

deren Ecke standen ein Wandtisch und ein Stuhl. Das Bett war klein, und auf dem Nachttisch lag ein Stapel Zeitschriften zu den Themen Angeln, Jagd und Wissenschaft. Eine Wand war vollständig mit Fotos von Bobby Battle behangen. Er war ein großer Mann mit kräftigem Brustkorb, dunklem, gewelltem Haar und einem Gesicht, dessen Züge aus Eisen gegossen schienen. Auf den meisten Fotos war er als Angler oder Jäger zu sehen, aber es gab auch ein Bild, auf dem er aus einem Flugzeug sprang, und ein weiteres, das ihn als Pilot eines Hubschraubers zeigte.

Remmy fächelte sich mit der Hand Luft zu. »Es tut mir Leid wegen des Gestanks. Wir haben tagelang gelüftet, aber der Geruch will einfach nicht verschwinden. Er scheint inzwischen schon im Teppich und in den Möbeln zu stecken. Bobby liebt seine Pfeifen und Zigarren.«

Als Michelle sich in Robert E. Lee Battles Allerheiligstem umschaute, schien es, als würde er plötzlich in voller Lebensgröße aus den Fotos treten: ein Bär von einem Mann, der ein abenteuerliches Leben führte und keine Gefangenen machte. Dass ein solcher Mann nun im Koma lag und vielleicht nie mehr daraus erwachte, deprimierte sie zutiefst, obwohl sie ihm nie begegnet war und keine gute Meinung über seinen Ruf als Frauenheld hatte.

Michelle zeigte auf mehrere Fotos, die Bobby inmitten größerer Gruppen zeigten. »Was sind das für Leute?«

»Einige von Bobbys Angestellten. Er war Ingenieur und hat sich später als Geschäftsmann selbstständig gemacht. Er besitzt über hundert Patente. Wenn man sich dieses Zimmer ansieht, könnte man meinen, er hätte nur gefaulenzt und nie gearbeitet, aber Bobby ist ein Arbeitstier. Jede seiner Erfindungen brachte ihm eine Menge Geld ein.«

»Wie haben Sie sich kennen gelernt?«, fragte Michelle. »Ich weiß, es ist eine sehr persönliche Frage«, fügte sie rasch hinzu, »aber er scheint ein faszinierender Mann zu sein.«

Remmy musste lächeln. »Er kam eines Tages vor fünfundvierzig Jahren in das Bekleidungsgeschäft meines Vaters in Birmingham, Alabama spaziert und verkündete, dass ich ihm bei mehreren Gelegenheiten aufgefallen sei. Er sagte, ich sei das hübscheste Wesen, das er je gesehen habe, und wolle mich heiraten. Er hat meinen Vater lediglich über eine Tatsache in Kenntnis gesetzt und ihn keineswegs um Erlaubnis gefragt, wie es in gewissen Kreisen bis heute in dieser Gegend Tradition ist. Er sagte, ich sei die einzige Person, die er von seinen Absichten überzeugen müsse. Was soll ich sagen? Es ist ihm gelungen. Ich war damals erst achtzehn und hatte noch nichts von der Welt gesehen, aber ich war kein leichtes Opfer. Trotzdem hat er mich schließlich erobert.«

»Bobby, wie er lebt und lebt«, sagte King.

»Er war zehn Jahre älter als ich. Als wir heirateten, hatte er noch nicht viel Geld gemacht, aber er hatte Köpfchen und Tatkraft. Er war etwas Besonderes. Und trotzdem wollte er *mich*.« Sie sagte es mit überraschender Bescheidenheit.

»Sie waren schließlich auch nicht von schlechten Eltern«, sagte King völlig ernst.

»Ich vermute, ich war eine der wenigen Frauen, die es wirklich mit ihm aufnehmen konnten. Natürlich hatten wir unsere Höhen und Tiefen, genauso wie die meisten Leute«, fügte sie leise hinzu. Dann öffnete sie eine Tür und winkte ihre Besucher heran. »Bobbys Ankleidezimmer.«

Der Raum war deutlich kleiner als die Garderobe seiner Frau, aber nicht weniger geschmackvoll eingerichtet.

Remmy schob einige Hosen zurück, die an einer Stange hingen, und zeigte auf die Seite eines Schrankes, an der die Holzverkleidung aufgebrochen war.

»Dort befindet sich ein Geheimfach, ungefähr so groß wie das in meinem Zimmer. Eine der Schubladen in diesem großen Schrank reicht nicht ganz bis nach hinten, wie Sie sehen. Eine geschickte Lösung, da man von vorn unmöglich einschätzen kann, wie tief die Schubladen sind. Und das kleine Schlüsselloch an der Seite sieht man erst, wenn man danach sucht. Ich war schon zigtausend Mal hier drinnen, aber es ist mir nie aufgefallen.«

King warf ihr einen Blick zu. »Also wussten Sie nicht, dass Bobby ein Geheimversteck hatte?«

Remmy machte den Eindruck, als hätte sie viel zu spät erkannt, dass sie viel zu viel gesagt hatte.

»Nein«, antwortete sie.

»Was wurde gestohlen?«

»Was spielt das für eine Rolle?«, gab Remmy zurück. »Ich weiß, was aus meinem Fach geraubt wurde.«

»Soll das heißen, Sie haben keine Ahnung, was Bobby darin aufbewahrt hat?«, fragte King.

Eine Zeit lang sagte sie gar nichts. Als sie schließlich sprach, war ihre Stimme viel leiser als zuvor. »Nein, ich weiß es nicht.«

K A P I T E L 17

»Na schön«, sagte Michelle, nachdem sie das Haus verlassen hatten. »Ein Psychologe könnte ein vollständiges Lehrbuch verfassen, indem er ausschließlich die Beziehung zwischen Savannah und Remmy als Fallbeispiel heranzieht.«

»Es macht Remmy schwer zu schaffen, dass sie nicht weiß, was in Bobbys geheimer Schublade gewesen ist«, sagte King und drehte sich noch einmal zum Anwesen um.

»In ihrem Ankleidezimmer war alles aufgebrochen, in Bobbys Zimmer jedoch nicht. Ein auffälliger Unterschied.«

»Stimmt. Der Einbrecher wusste, wo sich Bobbys Versteck befand, hatte aber keinen Schlüssel, um es zu öffnen.«

Kurz zuvor hatten sie noch mit Mason und der zweiten Haushaltshilfe gesprochen. Ihre Antworten deckten sich auf erstaunliche Weise. Beide hatten sich im hinteren Teil des Hauses aufgehalten und nichts gesehen oder gehört, als der Einbruch verübt worden war.

King und Michelle stiegen in den Wagen, doch King steuerte seinen Lexus nicht zurück zur Straße, sondern auf den asphaltierten Weg, der zur Rückseite des Grundstücks führte.

»Wohin fahren wir?«, fragte Michelle.

»Zu Sally Wainwright. Sie ist für die Ställe verantwortlich. Ich habe sie letztes Jahr bei einer Reitveranstaltung kennen gelernt. Ich würde sie gern fragen, ob auch sie in jener Nacht nichts gesehen und gehört hat.«

Sally war Mitte zwanzig, süß und zierlich, mit drahtigem braunem Haar, das sie zu einem Pferdeschwanz gebunden hatte. Sie mistete gerade einen Stall aus, als King und Michelle mit dem Wagen hielten. Sally wischte sich mit einem Tuch den Schweiß von der Stirn und kam zu ihnen.

»Du erinnerst dich wahrscheinlich nicht an mich«, sagte King. »Wir sind uns letztes Jahr in Charlottesville begegnet, bei einem Dressurwettbewerb für wohltätige Zwecke.«

Sally lächelte. »Natürlich erinnere ich mich an dich, Sean.« Sie warf Michelle einen Blick zu. »Ihr zwei seid hier inzwischen ziemlich berühmt geworden.«

»Eher berüchtigt«, erwiderte King und sah zu den Ställen hinüber. »Reiten immer noch viele von den Battles?«

»Dorothea nie. Eddie sattelt des Öfteren auf, wenn er Szenen aus dem Bürgerkrieg nachstellt.«

»Machen Sie auch mit?«, fragte Michelle.

Sally lachte. »Ich bin aus Arizona. Mit dem Bürgerkrieg habe ich nichts zu tun.«

»Savannah hat früher an Pferderennen teilgenommen, nicht wahr?«, fragte King.

Auf Sallys Gesicht erschien ein leicht verärgerter Ausdruck. »Früher.«

King wartete, dass Sally dieser Bemerkung eine genauere Erklärung hinzufügte.

»Sie ist eine gute Reiterin. Aber sie ist nicht besonders geschickt im Ausmisten, Füttern, Striegeln und im Umgang mit Menschen, die nicht mit einem silbernen Löffel im Mund aufgewachsen sind.« Plötzlich wirkte Sally besorgt, als hätte sie sich zu viel herausgenommen.

»Keine Bange, Sally«, sagte King beruhigend. »Ich verstehe sehr gut, was du meinst. Reitet Mrs Battle gelegentlich?«

»Ich arbeite hier seit fünf Jahren«, sagte Sally. »In dieser Zeit hat sie nicht ein einziges Mal aufgesattelt.« Sie lehnte sich auf den Stiel der Mistgabel. »Ich habe vor einer Weile gesehen, wie ihr gekommen seid. Ist es nur ein Freundschaftsbesuch?«

King nannte ihr den Grund ihres Erscheinens, worauf Sally die Stirn in düstere Falten legte, während sie mit besorgter Miene zum Haupthaus schaute.

»Ich weiß nichts darüber«, sagte sie.

»Du warst die ganze Zeit in eurem Haus, mit Mason und den anderen, nehme ich an.«

»Genau«, sagte Sally. »Ich bin früh schlafen gegangen, weil ich beim ersten Tageslicht aufstehen muss.«

»Gut, wenn dir noch was einfällt, sag mir Bescheid.« Er reichte ihr eine Visitenkarte. Sie warf nicht einmal einen flüchtigen Blick darauf.

»Ich weiß nichts, Sean, wirklich nicht.«

»Okay. Hast du Junior Deaver mal gesehen, als er hier gearbeitet hat?«

Sally zögerte kurz. »Ein paar Mal.«

»Hast du mit ihm gesprochen?«

»Einmal vielleicht«, sagte sie ausweichend.

»Gut. Dann wünsche ich dir noch einen schönen Tag, Sally.«

Sie stiegen wieder in den Wagen. Im Innenspiegel warf King einen letzten Blick auf Sally, die sehr nervös geworden war.

»Sie hat uns nicht alles erzählt«, sagte Michelle.

»Stimmt.«

»Wohin jetzt?«

King zeigte auf ein großes Haus auf der anderen Seite des Bretterzauns. »Noch zwei Battles, dann haben wir es hinter uns.«

K A P I T E L 1 8

»Das also ist ein Kutschenhaus«, sagte Michelle, als sie aus Kings Auto stieg und auf das ungefähr fünfhundert Quadratmeter große Gebäude aus roten Ziegeln blickte. »Ich habe mir so etwas immer viel größer vorgestellt«, fügte sie ironisch hinzu.

»Das dürfte von der Größe deines Wagens abhängen.« King betrachtete den silbernen Volvo-Kombi neueren Baujahrs, der im Fahrzeughof parkte. »Das ist Eddies Auto.«

»Lass mich raten. Du bist Hellseher?«

»Ich sehe nur, dass sich im Wagen die Uniform eines Soldaten der Konföderierten und eine Staffelei befinden.«

Eddie Battle öffnete ihnen die Tür und forderte sie auf, einzutreten. Er war ein großer Mann, fast eins neunzig, und mehr als zwei Zentner schwer, dabei aber sehr muskulös. Er hatte widerspenstiges dunkles Haar und strahlend blaue Augen, und sein Gesicht war kräftig und wettergegerbt. Das Haar hatte er vom Vater, den Mund und die Augen zweifellos von der Mutter, stellte Michelle fest. Doch er hatte nichts von ihrer Strenge und Kühle geerbt; seine jugenhafte Art hatte sogar etwas Sympathisches. Er wirkte wie ein in Würde gealterter kalifornischer Surfer.

Er schüttelte ihnen die Hand und führte sie ins Wohnzimmer. Seine muskelbepackten, geäderten Unterarme waren mit Farbe bekleckert, und er trug Kavalleriestiefel, in denen die verblassten Jeans steckten. Sein weißes Arbeitshemd wies mehrere Löcher und zahllose Farbfleck-

en auf, und er war unrasiert. Er wirkte wie das genaue Gegenteil des Sohns eines reichen Mannes.

Er lachte leise, als Michelle auf seine Fußbekleidung starrte. »Ich wurde letzte Woche getötet, während eines schlecht geplanten Angriffs auf eine Stellung der Union in Maryland. Ich wollte in meinen Stiefeln sterben, und nun bringe ich offenbar nicht mehr die Energie auf, sie ausziehen. Ich fürchte, die arme Dorothea ist inzwischen sehr böse auf mich.«

Michelle lächelte, und King sagte: »Sie fragen sich wahrscheinlich, was wir von Ihnen wollen...«

»Nein. Meine Mutter hat vor ein paar Minuten angerufen und mich über alles informiert. Ich fürchte, ich kann Ihnen nicht weiterhelfen. Wir waren nicht hier, als der Einbruch geschah. Dorothea war auf einem Maklertreffen in Richmond, und ich habe bei einer zweitägigen Großoffensive in Appomattox mitgekämpft. Anschließend bin ich nach Tennessee gefahren, um das erste Tageslicht über den Smoky Mountains zu erwischen. Ich habe dort ein Landschaftsbild gemalt«, erklärte er.

»Klingt ziemlich anstrengend«, sagte Michelle.

»Ist es aber nicht. Ich reite gern durch die Gegend, spiele Soldat und bekleckere mich mit Farbe. Ich bin ein kleiner Junge, der nie erwachsen werden musste. Ich glaube, es macht meinen Eltern Kummer, wenn sie sehen, was aus mir geworden ist, aber ich bin ein guter Künstler, auch wenn ich nie ein großer Künstler sein werde. Und an den Wochenenden stelle ich Kriegsszenen nach. Ich bin privilegiert und habe Glück gehabt, und das weiß ich auch. Deshalb versuche ich, anspruchslos und bescheiden zu sein. Und ich habe sehr viele Möglichkeiten dazu.« Er lächelte wieder und zeigte seine Zähne, die in

Form und Farbe so makellos waren, dass Michelle zu dem Schluss gelangte, dass alle überkront waren.

»Sie sind sehr ehrlich, was Ihre Person betrifft«, sagte sie.

»Nun, ich bin der Sohn sagenhaft reicher Eltern und musste nie für meinen Lebensunterhalt arbeiten. Ich leiste mir keine Allüren, und was ich tue, das tue ich, so gut ich kann. Aber ich weiß, dass Sie nicht deswegen zu mir gekommen sind. Also stellen Sie Ihre Fragen.«

»Haben Sie Junior Deaver manchmal auf dem Anwesen gesehen?«, fragte King.

»Klar, er hat oft für meine Eltern gearbeitet. Junior hat auch einiges für Dorothea und mich getan, und wir hatten nie die geringsten Schwierigkeiten mit ihm. Deshalb verstehe ich nicht, warum er den Einbruch begangen hat. Er hat mit unserer Familie gutes Geld verdient, aber vielleicht war es trotzdem nicht genug. Ich habe gehört, dass es viele Beweise gibt, die Junior belasten.«

»Vielleicht zu viele«, erwiderte King.

Eddie sah ihn nachdenklich an. »Ich verstehe, was Sie meinen. Wahrscheinlich habe ich der Sache nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt. Wir waren in letzter Zeit sehr mit Familienangelegenheiten beschäftigt.«

»Ja. Tut uns Leid, was mit Ihrem Vater geschehen ist.«

»Es ist seltsam. Ich hatte immer gedacht, er würde uns alle überleben. Aber wer weiß, vielleicht schafft er's ja wirklich. Der Alte versteht sich durchzusetzen.«

King zögerte kurz, bevor er sagte: »Meine nächste Frage könnte ein wenig seltsam erscheinen, aber ich muss sie stellen.«

»Wie es scheint, ist die ganze Sache ein wenig seltsam. Also fragen Sie einfach.«

»Ihr Vater hatte in seinem Schrank ein Geheimfach, aus dem etwas entwendet wurde. Ihre Mutter wusste nichts von diesem Fach und kann uns deshalb auch nicht sagen, was darin gewesen ist. Wussten Sie etwas darüber?«

»Nein. Soweit mir bekannt ist, haben meine Eltern keine Geheimnisse voreinander.«

»Und warum haben sie getrennte Schlafzimmer?«, warf Michelle ein.

Eddies strahlendes Lächeln verschwand. »Das ist ihre Sache. Es bedeutet nicht, dass sie nicht miteinander geschlafen oder sich nicht geliebt haben. Dad hat Zigarren geraucht und sein Zimmer nach seinen Vorlieben eingerichtet. Mutter kann Zigarrenrauch nicht ausstehen und hat ihre eigenen Vorlieben. Es ist ein großes Haus, und sie können darin tun und lassen, was sie wollen.«

King hob entschuldigend die Hände. »Ich habe Sie vor dieser Frage gewarnt.«

Eddie machte den Eindruck, als wollte er sie erneut anfahren, schienen sich dann aber zusammenzureißen. »Ich weiß nichts von einem Geheimfach. Aber ich bin auch nichts Dads Vertrauter.«

»Hat er einen Vertrauten? Savannah vielleicht?«

»Savannah? Nein, meine kleine Schwester können Sie als potenzielle Informationsquelle von Ihrer Liste streichen.«

»Ich nehme an, sie war zu diesem Zeitpunkt auf dem College«, hakte Michelle nach.

»So ist es, aber das hat nichts damit zu tun.«

»Sie beide standen sich nicht besonders nahe, oder?«, fragte Michelle.

Eddie zuckte mit den Schultern. »Das sollte eigentlich niemanden verwundern. Ich bin fast doppelt so alt wie sie, und wir haben keine Gemeinsamkeiten. *Ich* war auf dem College, als sie geboren wurde.«

»Ihre Mutter erwähnte, was damals mit Ihnen geschehen ist«, sagte King.

»Ich erinnere mich kaum noch an Einzelheiten, um ehrlich zu sein«, erwiderte Eddie. »Ich habe den Mann, der mich entführt hat, nie gesehen, bis man mir seine Leiche zeigte.« Er stieß einen langen Atemzug aus. »Ich hatte verdammt Glück. Als ich zurückkam, waren meine Eltern so glücklich, dass sie Savannah zeugten. Zumindest ist das die offizielle Familienanekdote.«

»Ihre Mutter hat gesagt, Chip Bailey wäre zu einem guten Freund der Familie geworden.«

»Er hat mir das Leben gerettet. Wie soll man eine solche Schuld jemals abtragen?«

King warf Michelle einen kurzen Blick zu. »Ich verstehe, was Sie meinen.«

Sie hörten, wie sich ein Wagen näherte, der mit quietschenden Reifen vor dem Haus hielt.

»Das dürfte Dorothea sein. Sie vergeudet nicht gern ihre Zeit, um von einem Ort zum anderen zu gelangen«, sagte Eddie.

Michelle blickte aus dem Fenster und sah den großen schwarzen BMW. Die Frau, die aus dem Wagen stieg, trug ein enges, kurzes schwarzes Kleid mit schwarzen Schuhen und schwarzen Strümpfen. Das Kostüm passte farblich sehr gut zum gewellten Haar. Sie nahm ihre Sonnenbrille ab, musterte kritisch Kings Wagen und marschierte dann zur Tür.

Als Dorothea den Raum betrat, wirkte sie – trotz des Schwarz – wie eine blasse Imitation von Remmy Battle. Michelle fragte sich, ob die

jüngere Frau bewusst ihrer Schwiegermutter nachgeeifert hatte. Sie war modisch schlank mit runden Hüften, knackigem Hintern und langen, schlanken Beinen. Ihr Busen war unverhältnismäßig groß, was sie zweifellos professionellen Bemühungen verdankte. Ihr Mund war ein wenig zu breit für ihr Gesicht und der Lippenstift etwas zu rot für ihre blasse Haut. Die Augen waren mattgrün und besaßen einen durchdringenden Blick.

Nachdem sie die Begrüßungen und Vorstellungen hinter sich gebracht hatten, nahm Dorothea sich eine Zigarette und steckte sie an, während Eddie erklärte, weshalb King und Michelle gekommen waren.

»Ich fürchte«, sagte sie, »ich kann Ihnen nicht helfen, Sean.« Dorothea konzentrierte sich auf ihn und schien gewillt, Michelle völlig zu ignorieren. »Ich war verreist, als es geschah.«

»Richtig. Alle waren entweder nicht hier oder scheinen nichts bemerkt zu haben«, sagte Michelle, um die Frau zu reizen.

Deren mattgrüne Augen wanderten langsam in Michelles Richtung. »Tut mir Leid, wenn die Familie und das Personal ihre Zeitpläne nicht auf Junior Deavers kriminelle Machenschaften abgestimmt haben«, sagte sie in eisigem, herablassendem Tonfall. Hätte Michelle die Augen geschlossen, wäre sie überzeugt gewesen, dass Remmy Battle gesprochen hatte. Bevor Michelle das Feuer erwidern konnte, hatte Dorothea sich wieder an King gewandt. »Ich glaube, Sie sind auf der falschen Fährte.«

»Wir wollen nur dafür sorgen, dass kein Unschuldiger ins Gefängnis wandert.«

»Trotzdem glaube ich, dass Sie bloß Ihre Zeit vergeuden«, gab Dorothea zurück.

King stand auf. »Dann möchte ich Sie nicht länger belästigen«, sagte er freundlich.

Als Michelle und King durch die Tür getreten waren, hörten sie laute Stimmen aus dem Haus.

Michelle blickte ihren Partner an. »Ich wette, die Familienfeiern der Battles sind ein Riesenspaß.«

»Ich bin nicht versessen darauf, bei einer mitzumachen.«

»Haben wir es jetzt hinter uns?«, fragte Michelle.

»Nein, ich habe gelogen«, antwortete King. »Jetzt steht Lulu Oxley auf der Liste.«

K A P I T E L 19

King und Michelle hielten vor einem überbreiten Wohnwagen, der am Ende eines Kieswegs auf Ziegelsteinen aufgebockt war. Strom- und Telefonkabel waren die einzigen Anzeichen einer Verbindung zur Außenwelt. Dürre Kiefern und verkümmerter wilder Berglorbeer bildeten einen tristen Hintergrund für das sehr bescheidene Heim von Junior Deaver und Lulu Oxley. Ein uralter, verrosteter Ford LTD mit eingerissenem Vinylverdeck, einem Aschenbecher voller Kippen, einer leeren Flasche Beefeater-Gin auf dem Vordersitz und verdreckten Nummernschildern aus West Virginia stand wie ein vergessener Wachposten vor dem Wohnanhänger.

Als sie aus dem Lexus stiegen, bemerkte Michelle jedoch, dass Blumenkästen vor den Fenstern hingen und Töpfe mit bunten Frühlingsblumen neben der kleinen Holztreppe standen, die hinauf zur Eingangstür führte. Der Wohnwagen selbst wirkte alt, alles andere aber war sauber und gut in Schuss.

King blickte zum Himmel.

»Wonach suchst du?«

»Nach einem Tornado. Ich hab mal einen erlebt. Da war ich in einem Wohnwagen in Kansas. In der Umgebung hat sich kein Grashalm bewegt, aber der Wirbelsturm hat den Wohnwagen mitgenommen und irgendwo in Missouri wieder abgesetzt. Zum Glück bin ich rechtzeitig rausgekommen, bevor es losging. Der Typ, den ich wegen eines Fälscherrings befragen wollte, hat den Flug mitgemacht. Man hat ihn zehn Kilometer entfernt in einem Maisfeld gefunden.«

King ging nicht zur Tür, sondern zur Rückseite des Wohnwagens. Genau dahinter, ungefähr fünfzehn Meter entfernt und auf drei Seiten von Laubbäumen umgeben, stand ein großer Holzschuppen. Die Vorderseite war offen; drinnen hing Werkzeug an den Wänden, und ein großer Luftgenerator stand auf dem Boden. Als sie sich dem Schuppen näherten, sprang ein ungepflegter Hund mit mageren Rippen heraus, bellte sie an und bleckte die vergilbten Zähne. Zum Glück war das Tier an einen stabilen Pfosten angekettet.

»Okay, genug herumgeschnüffelt«, sagte King.

Als er und Michelle die Treppe zur Wohnwagentür hinaufstiegen, erschien eine übergewichtige Frau hinter dem Fliegengitter.

Ihr Haar war voll und schwarz und mit silbernen Strähnen durchsetzt. Ihr Kleid sah aus, als hätte man eine rote Reklametafel auf ihren gewaltigen Körper gepappt. Ihr Gesicht bestand aus käsigen Wangen, drei Kinnbacken, dünnen Lippen und eng zusammenstehenden Augen. Die Haut war blass und nahezu faltenlos. Abgesehen von ihrem ergrauten Haar war es schwierig, ihr Alter zu schätzen.

»Mrs Oxley?«, sagte King und streckte eine Hand aus. Die Frau beachtete sie nicht.

»Wer zum Teufel will das wissen?«

»Ich bin Sean King, und das ist Michelle Maxwell. Wir wurden von Harry Carrick beauftragt, Ermittlungen anzustellen, die Ihrem Ehemann helfen könnten.«

»Das wäre eine stramme Leistung, wenn man bedenkt, dass mein Mann vor Jahren gestorben ist«, lautete ihre überraschende Erwiderung. »Wahrscheinlich wollen Sie mit meiner Tochter Lulu reden. Ich bin Priscilla.«

»Das tut mir Leid, Priscilla«, sagte King und warf Michelle einen Seitenblick zu.

»Sie ist losgefahren, um ihn abzuholen. Junior, meine ich.« Sie nahm einen Schluck aus einem Kaffeebecher von Disney World.

»Ich dachte, Junior wäre im Gefängnis«, sagte Michelle.

Die Frau richtete ihren Blick auf sie. »War er. Es gibt so was wie Kaution, Dummchen. Ich bin extra aus West Virginia rübergekommen, um Lulu mit den Kindern zu helfen, bis Junior wieder aus dem Schlamassel raus ist. *Falls* er wieder rauskommt.« Sie schüttelte den großen Kopf. »Bei reichen Leuten einbrechen! Kann man sich was Dümmeres vorstellen? Aber Junior hat ja schon sein Leben lang Blödsinn gemacht.«

»Wissen Sie, wann sie zurück sein werden?«, fragte King.

»Sie wollten die Kinder aus der Schule abholen, also kann es nicht mehr lange dauern.« Priscilla musterte sie misstrauisch. »Was genau wollen Sie hier?«

»Wir wurden von Juniors Anwalt beauftragt, nach Beweisen für seine Unschuld zu suchen«, erklärte King.

»Da haben Sie sich ja einiges vorgenommen.«

»Sie halten ihn also für schuldig?«, fragte Michelle und lehnte sich gegen das Geländer.

Priscilla sah sie mit unverhohlener Abscheu an. »So 'ne Scheiße hat er schon öfter gemacht.«

»Aber vielleicht hat Junior wirklich nichts mit dieser Sache zu tun«, sagte King.

»Klar, und vielleicht bin ich superschlank und krieg demnächst meine eigene Fernsehshow.«

»Wenn sie bald zurück sind... Könnten wir hereinkommen und auf sie warten?«

Priscilla hob die Pistole, die sie in der anderen Hand hielt und hinter ihren vollen Hüften verborgen hatte. »Lulu mag es nicht, wenn ich

Fremde hereinlasse. Und ich weiß nicht, ob es stimmt, was Sie sagen.« Sie richtete die Waffe auf King. »Ich möchte Sie wirklich nicht erschießen, weil Sie anscheinend ein ganz netter Kerl sind, aber ich knall Sie über den Haufen, wenn Sie irgendwelche Kinkerlitzchen machen, und Ihr kleines mageres Püppchen gleich mit.«

King hob die Hände. »Kein Problem, Priscilla.« Dann fügte er hinzu: »Das ist eine prima Pistole, die Sie da haben. Eine H und K, neun Millimeter, nicht wahr?«

»Woher soll ich das wissen?«, sagte Priscilla. »Sie hat meinem Mann gehört. Ich weiß nur, wie man damit schießt.«

»Wir werden hier draußen einen kleinen Spaziergang machen, während wir warten«, sagte King, stieg rückwärts die Treppe hinunter und zog Michelle mit sich.

»Nur zu. Aber klauen Sie mir nicht meinen Mercedes«, sagte Priscilla, als sie die Tür schloss.

»Mageres Püppchen?«, sagte Michelle. »Ich würde ihr gern ihre Pistole mitten in ihren...«

King legte eine Hand auf ihre Schulter und zog sie vom Wohnwagen weg. »Lass uns cool bleiben und ein andermal Detektiv spielen.«

Nachdem sie sich ein Stück entfernt hatten, hob King einen kleinen Stein auf und schleuderte ihn davon. »Was glaubst du, warum Remmy Battle das Loch in Bobbys Schrank nicht hat reparieren lassen? Immerhin war jemand da, der ihren eigenen Schrank wieder in Ordnung gebracht hat. Warum hat sie nicht gleichzeitig den Schaden in Bobbys Zimmer beseitigen lassen?«

»Vielleicht ist sie sauer auf ihn und wollte nichts damit zu tun haben.«

»Und du glaubst, sie ist wütend, weil sie nichts vom Geheimfach und seinem Inhalt gewusst hat?«

»Wo wir gerade dabei sind, da ist noch etwas anderes, das mich irritiert«, sagte sie. »Warum hat sie ihren *Ehering* in dieser Schublade aufbewahrt? Sie erzählt uns, was für ein toller Kerl ihr Mann ist, aber sie trägt den Ehering nicht. Das kann nichts mit dem Geheimfach zu tun haben. Davon hat sie erst erfahren, *nachdem* ihr Ring und die anderen Sachen gestohlen wurden.«

»Sie könnte Bobby verdächtigen, dass er etwas vor ihr versteckt hat. Vielleicht hatten sie auch andere Probleme. Wie Harry schon sagte, hat Bobby sich etliche Affären geleistet. Oder sie hat uns die ganze Zeit belogen.«

Plötzlich fiel Michelle etwas ein. »Könnte es sein, dass Junior von jemandem angeheuert wurde, in das Haus einzubrechen und das zu stehlen, was sich in Bobbys Geheimfach befand?«

»Wer außer Bobby könnte davon gewusst haben?«

»Zum Beispiel die Person, die den Schrank mit dem Geheimfach gebaut hat.«

King nickte. »Und diese Person kann davon ausgehen, dass Bobby dort Wertsachen aufbewahrt. Vielleicht ist es sogar dieselbe Person, die Remmys versteckte Schublade eingebaut hat. Bobby könnte diese Person damit beauftragt haben, ohne seiner Frau etwas davon zu sagen.«

»Ich glaube, wir können ausschließen«, sagte Michelle, »dass Junior von Remmy angeheuert wurde, um in das Haus einzubrechen und den Inhalt von Bobbys Fach zu stehlen. Hätte sie davon gewusst, hätte sie es selbst tun können.«

»Wenn sie gewusst hätte, *wo* es sich befindet. Vielleicht hat sie es selbst nicht gefunden und Junior beauftragt, danach zu suchen und es wie einen Einbruch aussehen zu lassen.«

»Aber in diesem Fall hätte sie niemals die Polizei gerufen.«

King schüttelte den Kopf. »Nicht, wenn Junior sie hintergangen und ihre Sachen gestohlen hat, während er nach Bobbys Geheimfach suchte. Und vielleicht will Junior noch nicht offen darüber reden, weil er zunächst abwarten möchte, wie die Sache sich entwickelt.«

»Warum glaube ich auf einmal, dass dieser Fall viel komplizierter ist, als alle denken?«, sagte Michelle mürrisch.

»Ich habe ihn nie für einfach gehalten.«

Beide drehten sich um, als ein Van sich über den Kiesweg dem Wohnwagen näherte.

King versuchte die Insassen zu erkennen und drehte sich dann zu Michelle um. »Lulu scheint mit dem Kautionsantrag durchgekommen zu sein. Das ist Junior Deaver auf dem Beifahrersitz. Schauen wir mal, ob wir aus ihm die Wahrheit herausbekommen.«

»Wenn ich bedenke, wie es bisher gelaufen ist, würde ich keinen Cent darauf wetten. Klare Antworten scheinen zurzeit Mangelware zu sein.«

K A P I T E L 2 0

Junior Deaver sah aus wie ein Mann, der sein Geld mit den Händen verdiente. Seine Jeans und sein T-Shirt waren voller Farbflecken und schienen dauerhaft mit Zementstaub imprägniert zu sein. Er war über eins neunzig groß, mit dicken, muskelbepackten Armen – ein sonnengebräunter Hüne voller Narben, Schorf und mindestens fünf Tattoos, soweit Michelle zählen konnte, die verschiedene Themen abdeckten, von Müttern über Lulu bis zu Harley-Davidson. Sein Haar war braun und bereits etwas ausgedünnt, und er trug es lang und zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, der seinen angegrauten und zurückweichenden Haaransatz unvorteilhaft betonte. Hinzu kamen ein kleiner, borstiger Spitzbart und buschige Koteletten, die seine Weihnachtsmannpausbacken umrahmten. Doch er hob sein jüngstes Kind, ein sechsjähriges Mädchen mit Zöpfen und wunderschönen braunen Augen, mit einer Zärtlichkeit aus dem Van, die Michelle ihm niemals zugetraut hätte.

Lulu Oxley war sehr schlank und trug einen nüchternen schwarzen Geschäftsanzug, Schuhe mit flachen Absätzen und eine modische Sonnenbrille mit dünnem Goldrahmen. Ihr braunes Haar war professionell zu einem komplizierten Knoten hochgesteckt. In einer Hand hielt sie eine Aktentasche und in der anderen die kleine Hand eines ungefähr achtjährigen Jungen. Das dritte Kind, ein Mädchen von etwa zwölf Jahren, folgte ihnen mit einer großen Schultasche. Alle Kinder trugen die Uniform einer städtischen katholischen Schule.

King trat vor und reichte Junior die Hand.

»Junior, ich bin Sean King. Harry Carrick hat uns beauftragt, an Ihrem Fall zu arbeiten.«

Junior warf Lulu einen Blick zu. Als sie nickte, nahm er widerstrebend Kings Hand und drückte sie. Michelle sah, wie ihr Partner leicht zusammenzuckte, bevor der große Mann ihn wieder losließ.

»Das ist meine Partnerin Michelle Maxwell.«

Lulu sah sich die beiden sehr genau an. »Harry sagte, dass Sie vorbeischauen würden. Ich habe Junior gerade aus dem Gefängnis geholt, und ich möchte nicht, dass er wieder hineinkommt.«

»Das wird nicht passieren«, brummte Junior. »Weil ich nichts Unrechtes getan habe.«

Das Mädchen in seinen Armen fing leise zu weinen an.

»Ach, Mensch«, sagte Junior, »hör endlich auf zu jammern, Mary Margaret. Daddy ist jetzt wieder zu Hause.« Doch das kleine Mädchen schluchzte immer noch.

»Mama«, rief Lulu, »komm und hol die Kinder rein!«

Priscilla erschien in der Tür, diesmal ohne die Waffe, und rief die älteren Kinder in den Wohnwagen, bevor sie Mary Margaret von Junior entgegennahm.

Sie bedachte ihren Schwiegersohn mit einem strengen Blick. »Wie ich sehe, lassen sie heutzutage jeden aus dem Knast.«

»Mutter!«, rief Lulu. »Geh bitte rein und kümmere dich um die Kinder.«

Priscilla stellte Mary Margaret ab, die sich sofort in den Wohnwagen flüchtete. Priscilla nickte in Kings und Michelles Richtung. »Dieser gewiefte Typ und seine Tussi sind gekommen, um Fragen zu stellen. Sie sagen, sie würden für Junior arbeiten. Ich schlage vor, du machst ihnen mit einem Warnschuss klar, dass sie dahin zurücksollen, woher sie gekommen sind.«

Beim Wort »Tussi« griff King automatisch nach Michelles Arm, um sie davon abzuhalten, der älteren Frau an die Gurgel zu gehen. »Mrs Oxley«, sagte er. »Wie ich bereits erwähnte, sind wir hier, um Junior zu helfen. Wir haben schon mit Remmy Battle gesprochen.«

»Hei-ti-tei!«, sagte Priscilla Oxley und setzte diesem Kommentar ein Schnauben hinzu. »Und wie ist das werthe Befinden der Königin?«

»Sie kennen Remmy?«, fragte King.

»Ich hab früher im Greenbrier Resort drüben in West Virginia gearbeitet. Sie und ihre Familie waren dort regelmäßig zu Besuch.«

»Und sie war... anspruchsvoll?«

»Sie ist mir königlich auf den Sack gegangen«, erklärte Priscilla. »Und wenn Junior so bescheuert war, bei einer solchen Hexe einzubrechen, hat er jede Strafe verdient.«

Lulu zeigte mit dem Finger auf die Frau. »Mutter, wir müssen mit diesen Leuten ein paar Dinge besprechen.« Sie blickte zur Tür des Wohnwagens, wo die zitternde Mary Margaret stand und zuhörte. »Dinge, die nicht für die Ohren der Kinder bestimmt sind.«

»Mach dir deswegen keine Sorgen, Schätzchen«, sagte Priscilla. »Ich werde sie sowieso über alle Fehler ihres Daddys informieren. Dazu brauche ich allerdings ein paar Monate.«

»Mutter, das solltest du nicht tun«, sagte Junior und starrte auf seine großen Füße. Er war fast einen Kopf größer als Priscilla Oxley, obwohl er vermutlich kaum mehr auf die Waage brachte als sie. Trotzdem bestand für King und Michelle kein Zweifel, dass der Mann Angst vor seiner Schwiegermutter hatte.

»Nenn mich nicht Mutter! Denk dran, was Lulu und ich alles für dich getan haben! Willst du uns so dafür danken? Indem du dich in Schwierigkeiten bringst – vielleicht sogar auf den elektrischen Stuhl?«

In diesem Moment verwandelte sich Mary Margarets Schluchzen in ohrenbetäubendes Geheul. Lulu trat sofort in Aktion.

»Entschuldigen Sie mich«, sagte sie höflich, aber entschieden zu King und Michelle.

Sie marschierte zum Wohnwagen, krallte die Finger in Priscillas Kleid und zerrte ihre Mutter mit sich, um sie zusammen mit Mary Margaret in den Wagen zu drängen. Hinter der geschlossenen Tür hörten sie gedämpfte Schreie und wütende Stimmen, bis es plötzlich still wurde. Ein paar Sekunden darauf kam Lulu wieder heraus und schloss die Tür hinter sich.

»Mama weiß manchmal nicht, was sie sagt, wenn sie getrunken hat. Tut mir Leid.«

»Sie mag mich nicht besonders«, sagte Junior überflüssigerweise.

»Warum setzen wir uns nicht?«, schlug Lulu vor und zeigte auf einen alten Picknicktisch ein Stück rechts vom Wohnanhänger.

Als sie Platz genommen hatten, informierte King die beiden über ihren Besuch bei den Battles.

»Das ist das eigentliche Problem«, sagte Lulu und zeigte auf den großen Schuppen hinter dem Wohnwagen. »Ich habe Junior schon tausendmal gesagt, dass er das Ding mit einer abschließbaren Tür versehen soll.«

»Die alte Geschichte«, sagte er verlegen. »Wenn man ständig an den Häusern anderer Leute arbeitet, hat man keine Zeit mehr für sein eigenes.«

»Aber der Punkt ist, dass jeder problemlos hineingehen kann«, erklärte Lulu.

»Nicht, solange der alte Luther aufpasst«, sagte Junior und zeigte auf den Hund, der wieder aus dem Schuppen hervorgekommen war und bellte, erfreut über den Anblick seiner Besitzer.

»Luther?«, sagte Lulu fassungslos. »Klar, er bellt, aber er beißt nicht, und er ist der liebste Hund der Welt, wenn ihm jemand etwas zu fressen mitbringt.« Sie wandte sich an King und Michelle. »Ständig kommen Kumpel von Junior vorbei und borgen sich Werkzeug aus. Wenn wir nicht zu Hause sind, lassen sie Zettel zurück, auf denen steht, wann sie die Sachen zurückbringen – was manchmal allerdings nie passiert. Und Luther hat noch keinen von ihnen davon abgehalten, sich zu bedienen.«

»Sie lassen oft ein Sixpack Bier als Dankeschön da«, sagte Junior rasch. »Es sind gute Freunde von mir.«

»Ich weiß nicht, ob sie wirklich alle gut sind«, erwiderte Lulu heftig. »Einer von denen könnte dich reingelegt haben.«

»Komm schon, Baby. So was würde mir keiner antun.«

»Es reicht, wenn wir zeigen können, dass es begründete Zweifel gibt«, warf King ein. »Wenn die Geschworenen auch nur erkennen, dass es eine andere Erklärung geben *könnte*, ist das gut für Sie.«

»Das stimmt, Junior«, sagte seine Frau.

»Aber es sind meine Freunde. Ich will sie nicht in Schwierigkeiten bringen. Ich weiß, dass sie nichts tun würden, was mir schaden könnte. Verdammt, sie hätten überhaupt keine Möglichkeit gehabt, ins Haus der Battles einzubrechen. Und ich sag Ihnen, sie würden sich niemals mit Mrs Battle anlegen, ganz bestimmt nicht. Ich hab zwar keinen College-Abschluss, aber ich bin klug genug, um zu erkennen, dass man ihr niemals den Ehering klauen darf. Scheiße, darauf kann ich verzichten.«

»Sie würden Ihre Freunde nicht in Schwierigkeiten bringen«, sagte King nachdrücklich. »Geben Sie uns die Namen und Adressen, und wir werden diskrete Erkundigungen einziehen. Wahrscheinlich haben die alle bombensichere Alibis. Aber eins müssen Sie sich klar machen,

Junior. Ganz gleich, ob es Ihre Freunde sind oder nicht, solange wir keine anderen Verdächtigen finden, sprechen die Beweise gegen Sie.«

»Hör auf ihn, Junior«, sagte seine Frau. »Oder willst du wieder ins Gefängnis?«

»Natürlich nicht, Baby.«

»Also...?« Sie sah ihn erwartungsvoll an.

Junior sträubte sich noch eine Zeit lang, dann gab er ihnen die Namen.

»Jetzt möchte ich, dass Sie ganz ehrlich zu mir sind, Junior«, sagte King vorsichtig. »Wir arbeiten für Ihren Anwalt. Deshalb werden wir alles, was Sie sagen, vertraulich behandeln. Niemand sonst wird davon erfahren.« Er hielt inne und wählte seine nächsten Worte mit Bedacht. »Haben Sie irgendwas mit diesem Einbruch zu tun? Haben Sie vielleicht unwissentlich oder unabsichtlich etwas getan, das jemand anderem geholfen haben könnte, den Einbruch zu begehen?«

Junior stand auf und ballte die großen Hände zu Fäusten. »Okay, du Arschloch! Wie wär's, wenn ich dir mal gründlich die Fresse poliere?«, brüllte er.

Michelle erhob sich ebenfalls und legte eine Hand an ihre Waffe, doch King gab ihr durch ein Zeichen zu verstehen, dass sie sich zurückhalten sollte. »Junior«, sagte er gelassen, »meine Partnerin hat mehrere schwarze Gürtel und könnte uns beide mit einem Fußtritt in den Arsch in die Umlaufbahn schießen. Außerdem trägt sie eine geladene Pistole und könnte Ihnen aus zwanzig und erst recht aus zwei Metern Entfernung mit einem Schuss zwischen die Augen das Hirn wegpusten. Es war ein langer Tag, und ich bin ziemlich kaputt. Also setzen Sie sich wieder und benutzen Sie Ihren Verstand, bevor Sie etwas tun, das Sie später bereuen.«

Junior musterte Michelle erstaunt. Sie erwiderte seinen Blick ohne eine Spur von Besorgnis oder Furcht. Er setzte sich, doch seine Blicke huschten immer wieder in ihre Richtung, während King fortfuhr: »Es geht nur darum, dass wir keine Überraschungen erleben wollen. Wenn es also etwas gibt, das Sie Harry oder uns noch nicht gesagt haben, sollten Sie es jetzt tun.«

Nach längerem Schweigen schüttelte Junior den Kopf. »Ich hab Ihnen die Wahrheit gesagt. Ich war's nicht, und ich hab keine Ahnung, wer es getan haben könnte. Und jetzt will ich meine Kinder sehen.« Er stand auf und stapfte zum Wohnwagen.

K A P I T E L 2 1

Als King und Michelle zurück zu ihrem Wagen gingen, wurden sie von Lulu begleitet.

»Junior ist ein feiner Kerl. Er liebt die Kinder und mich«, sagte sie. »Er arbeitet hart, aber er weiß, dass es nicht gut für ihn aussieht, und das macht ihm schwer zu schaffen.« Sie stieß einen Seufzer aus. »Dabei lief alles so gut – vielleicht zu gut. Ich habe einen prima Job, und Junior hat mehr Aufträge, als er bewältigen kann. Wir bauen uns ein eigenes Haus, und die Kinder kommen in der Schule gut zurecht. Ja, vielleicht ist alles viel zu gut gelaufen.«

»Sie haben Ihren Mädchennamen behalten?«, fragte Michelle.

»Ich habe keine Brüder«, erklärte Lulu. »Und meine Schwestern haben die Namen ihrer Männer angenommen. Ich wollte die Oxleys noch eine Weile am Leben erhalten, zumindest so lange, wie *ich* lebe.«

»Sie arbeiten im *Aphrodisia*, nicht wahr?«, sagte King.

Sie sah ihn verblüfft an. »Woher wissen Sie das?« Dann lächelte sie. »Erzählen Sie mir nicht, dass Sie schon mal dort waren.«

King erwiderte das Lächeln. »Einmal. Vor Jahren.«

»Als ich dort anfing, war es kaum mehr als ein Bordell. Damals hieß es Love Shack, nach dem Song von B-52. Aber ich habe erkannt, dass der Laden wesentlich mehr Potenzial hat. Im Laufe der Jahre haben wir ihn in einen netten Club verwandelt. Okay, wir haben immer noch die Tänzerinnen und das ganze Drum und Dran, aber das ist nur ein Teil des Geschäfts, das im alten Gebäude läuft. Junior hat sich um die Neubauten gekümmert. Sie sollten sich mal die Einrichtung anse-

hen. Jetzt gibt es Holzsäulen, hübsche Stuckarbeiten, feine Vorhänge und Tapeten. Wir haben ein richtig gutes Restaurant, einen Billardraum und ein Kartenspielzimmer, ein Kino und eine erstklassige Bar mit Raucherecke. Und wir haben gerade einen Club für Geschäftsleute aus der Umgebung eröffnet. Sie wissen schon, einen Treffpunkt, an dem sie Netzwerke knüpfen können. Wir haben Internetzugang und ein Business-Center. Unsere Einnahmen sind im letzten Jahr um sechszwanzig Prozent gestiegen. Und ich habe auch schon darauf gedrängt, den Namen zu ändern. Er soll etwas...«

»Geschmackvoller klingen?«, schlug Michelle vor.

»Ja«, sagte Lulu. »Mir gehört ein Anteil, also ist der Laden die Altersvorsorge für Junior und mich. Ich möchte, dass der Club so viel Gewinn wie möglich abwirft. Ich habe die Kosten und die Verschuldung im Griff, einen satten Umsatz und praktisch keine direkte Konkurrenz. Und unsere Zielgruppe ist Gold wert: gut verdienende Männer, die sich nicht groß Gedanken darüber machen, wie viel sie ausgeben. Sie sollten sich mal unseren Umsatz im Vergleich zu früheren Zeiten ansehen.«

»Sie reden wie eine echte Geschäftsfrau«, sagte Michelle.

»So habe ich aber nicht angefangen. Ich hab nicht mal die Highschool abgeschlossen. Mein Vater hatte eine Gehirnblutung, als ich sechzehn war. Ich musste zu Hause bleiben, um ihn zu pflegen. Ich war wohl keine gute Krankenschwester, denn er starb bald darauf. Aber dann heiratete ich Junior, holte meinen Abschluss nach und belegte Kurse in Betriebswirtschaft an der Abendschule. In dieser Zeit hatte ich einen Nebenjob im Love Shack. Als Kellnerin«, fügte sie rasch hinzu. »Ich besitze nicht die nötige körperliche Ausstattung, um als Tänzerin arbeiten zu können. Ich hab mich nach oben gekämpft, alles über das Geschäft gelernt, und irgendwann hatte ich's geschafft.«

»Vor kurzem wurde eine Ihrer Tänzerinnen ermordet«, sagte King. Lulu erstarrte. »Woher wissen Sie davon?«

»Wir sind so etwas wie Berater für Todd Williams«, erklärte King.

»Sie war eine unserer *ehemaligen* Tänzerinnen«, stellte Lulu richtig.

»Haben Sie sie gekannt?«, fragte Michelle.

»Kaum. Die Mädchen wechseln häufig. Die meisten bleiben nicht sehr lange, was wohl in der Natur des Jobs liegt. Und wir halten uns an die Regeln. Wir erlauben ihnen nur zu tanzen. Wir wollen unsere Lizenz nicht verlieren, nur weil ein Mädchen sich nebenbei etwas dazuverdienen möchte und die Beine breit macht.«

»Gehörte Rhonda Tyler zu diesen Mädchen? Hatte sie deshalb aufgehört?«, fragte Michelle.

»Ich habe der Polizei schon alles gesagt. Gibt es einen Grund, dass ich Ihnen noch mal dasselbe erzähle?«

»Nein«, sagte King.

»Gut, weil ich nämlich genügend eigene Probleme habe und mich nicht zusätzlich um irgendeine Frau kümmern kann, die sich ermorden lässt.«

»Ich bezweifle, dass der Mord mit ihrer Einwilligung geschehen ist«, sagte Michelle.

»Schätzchen«, sagte Lulu. »Ich bin schon lange genug in diesem Geschäft und habe genug gesehen, dass mich nichts mehr überraschen kann.«

»Ich habe genau dasselbe gedacht«, sagte King.

Als sie mit dem Lexus losfuhren, blickte Lulu ihnen nach und ging dann in den Wohnwagen.

Michelle beobachtete sie im Seitenspiegel. »Sie sagt, sie hätte die Frau kaum gekannt, aber sie konnte sie anhand eines Phantombilds

identifizieren, und sie wusste von der Tätowierung am Oberschenkel. Findest du nicht auch, dass das widersprüchlich klingt?»

»Könnte sein«, sagte King.

»Und Junior mag zwar zu blöd sein, um etwas mit Schuldverschreibungen und Schmuck anfangen zu können, aber seine Frau ist gerissen genug, um so was zu verkaufen und einen ordentlichen Gewinn einzustreichen.«

»Wenn das stimmt, wäre unser Mandant schuldig.«

Michelle zuckte die Schultern. »Das kann einem in unserem Job manchmal passieren. Was kommt jetzt?«

»Wir versuchen herauszufinden, wer die Geheimfächer in den Ankleidezimmern der Battles eingebaut hat. Wir überprüfen die Alibis von Juniors Freunden, und wir informieren Harry darüber, was wir bisher erreicht haben.«

»Und warten darauf, dass der nächste Mord geschieht«, fügte Michelle mit einem Seufzer hinzu.

K A P I T E L 2 2

Diane Hinson verließ ihre Anwaltskanzlei in der Innenstadt gegen sieben Uhr abends, wie fast jeden Tag. Sie stieg in ihren neuen Chrysler Sebring und fuhr los. In einem Restaurant nahm sie sich etwas zu essen mit, fuhr zu ihrem bewachten Wohnviertel, winkte dem älteren Wachmann zu – der keine Waffe trug und mühelos von ein paar stämmigen Zwölfjährigen hätte überwältigt werden können – und hielt schließlich vor ihrem Haus am Ende einer Sackgasse.

Es war ein gutes Jahr für Diane Hinson gewesen. Sie war vor kurzem zur neuen Partnerin von Goodrich, Browder & Knight ernannt worden, Wrightsburgs zweitgrößter Kanzlei, und hatte endlich einen Mann kennen gelernt, von dem sie glaubte, er könnte der Richtige für sie sein. Er war Steuerberater, eins neunzig groß, vier Jahre jünger als sie und sportlich. Sie hatte das Gefühl, dass er ihr schon bald die Frage stellte, ob sie seine Frau werden wolle, und sie würde ohne zu zögern mit Ja antworten. Außerdem hatte sie für die Kanzlei einen neuen Mandanten gewonnen, dessen Umsätze sich im sechsstelligen Bereich bewegten und ihr persönliches Einkommen beträchtlich steigern würden. Wenn sie jetzt noch mit einem Ring am Finger und einem Ehemann, an dessen Seite sie alt werden konnte, in eine Villa ziehen würde, wäre das Glück für die dreiunddreißigjährige Anwältin perfekt.

Sie fuhr ihren Wagen in die Garage und ging ins Haus, stellte das Abendessen in die Mikrowelle, zog ihre Joggingsachen an und lief los. Fünf Kilometer und etwas mehr als zwanzig Minuten später kehrte sie leicht verschwitzt, aber kaum außer Atem zurück. Sie war im College

eine gute Mittelstreckenläuferin gewesen und immer noch begeisterte Tennisspielerin, wodurch sie sich in den letzten Jahren in Form gehalten hatte.

Sie duschte, aß ihre Mahlzeit und sah sich eine Fernsehsendung an, auf die sie sich bereits gefreut hatte. Dann erhielt sie einen Telefonanruf von ihrem Verehrer, der sich zu einer Firmentagung in Houston aufhielt. Nach dem gehauchten Versprechen einer unvergesslichen heißen Nacht, sobald er wieder in der Stadt war, legte sie auf, sah sich die Spätnachrichten an, stellte fest, dass es schon fast Mitternacht war, und schaltete den Fernseher aus. Im Badezimmer entkleidete sie sich bis auf das Höschen, zog sich ein langes T-Shirt an, das dort wie immer an der Tür hing, und ging zu ihrem Bett.

Sie spürte, dass jemand hinter ihr war, doch bevor sie schreien konnte, hatte sich ein Handschuh um ihren Hals gelegt und schnitt ihr die Atemluft und damit auch die Stimme ab. Ein kräftiger Arm schlang sich um ihren Körper und hielt sie in eisernem Griff. Benommen spürte Diane, dass sie mit dem Gesicht nach unten auf den Boden gestoßen wurde. Sie konnte weder schreien noch sich bewegen, als ihr ein Knebel in den Mund gesteckt und ihre Hände mit einem Telefonkabel hinter dem Rücken gefesselt wurden.

Als Anwältin hatte Diane bereits mehrere mutmaßliche Vergewaltiger verteidigt, von denen sie einige freibekommen hatte, obwohl sie im Gefängnis besser aufgehoben wären. Sie hatte diese Freisprüche als berufliche Erfolge gewertet. Als sie nun auf dem Boden lag und eine schwere Last auf ihren Rücken drückte, machte sie sich darauf gefasst, vergewaltigt zu werden. Mit erstickender Furcht machte sie sich klar, dass der Unbekannte ihr jeden Augenblick den Slip ausziehen und mit der erniedrigenden und schmerzhaften Verletzung beginnen würde. Obwohl Diane übel vor Angst war, sagte sie sich, dass

sie keinen Widerstand leisten und es über sich ergehen lassen sollte, um eine Überlebenschance zu haben. Sie hatte sein Gesicht nicht gesehen und konnte ihn unmöglich identifizieren. Er hätte also keinen Grund, sie zu töten. Sie versuchte, durch den Knebel zu sprechen.

»Bitte, tun Sie mir nicht weh«, sagte sie dumpf.

Ihre Bitte verklang ungehört.

Das Messer fuhr in ihren Rücken und streifte die linke Seite ihres Herzens. Die Klinge wurde herausgezogen und erneut hineingestoßen. Diesmal hinterließ sie einen fünf Zentimeter langen Riss in der Lunge und zerschnitt die Aorta. Als er von Diane abließ, war ihr Rücken mit einem Dutzend Wunden übersät. Diane Hinson jedoch war schon am vierten Stich gestorben.

Der Mann mit der schwarzen Sturmhaube beugte sich über sie, wobei er darauf achtete, nicht in die Blutlache zu treten, die sich auf dem Teppich bildete, und drehte Diane auf den Rücken. Er zog ihr T-Shirt hoch, nahm einen Filzstift aus der Tasche und zeichnete ein Symbol auf Dianas flache Bauchdecke. Auf der Wand über ihrem Bett hinterließ er das gleiche Zeichen – übergroß, damit es nicht übersehen wurde. Die Polizisten waren manchmal schwer von Begriff.

Er kehrte zur Leiche zurück, löste vorsichtig die Fußkette, die er bereits auf dem Parkplatz des Einkaufszentrums bewundert hatte, und steckte sie ein.

Das Messer ließ er neben der Toten liegen, da es unmöglich bis zum ihm zurückverfolgt werden konnte. Er hatte es aus einer Küchenschublade genommen, als er vor einiger Zeit das Haus betreten hatte. Vorher hatte er sich im dunklen Gebüsch neben der Garagentür versteckt und darauf gewartet, dass Diane nach Hause kam. Er hatte sich ins Haus geschlichen, nachdem sie aus dem Wagen gestiegen war. Die meisten Leute schlossen ihre Garage, indem sie auf den

Knopf neben der Tür drückten, die ins Haus führte. Diane hatte ihn nicht bemerkt.

Er befreite ihre Hände von den Fesseln und lehnte ihren Arm gegen eine Schublade, die er ein Stück geöffnet hatte. Im Einkaufszentrum hatte er gesehen, dass sie eine Armbanduhr trug, sodass er keine Uhr mitgebracht hatte. Er stellte die Zeiger so ein, wie er sie haben wollte, und drückte das Rädchen nicht wieder hinein, sodass die Zeiger stehen blieben. Er sprach kein Gebet für die Tote. Stattdessen murmelte er etwas von einer Lektion, keine Belege über Bargeldabhebungen wegzwerfen.

Systematisch durchsuchte er das Zimmer, ob er Hinweise hinterlassen hatte. Finger- und Handabdrücke waren kein Thema. Er trug Handschuhe, die er außerdem mit Filz beklebt hatte. Dann zog er einen kleinen Handstaubsauger aus der Manteltasche und säuberte den Boden, auch unter dem Bett, wo er sich versteckt hatte. Anschließend reinigte er den Wandschrank, in dem er sich zuvor verborgen hatte. Auf dieselbe Weise beseitigte er mögliche Spuren auf der Treppe bis hinein in die Garage.

Nachdem er seine Sturmhaube abgenommen hatte, klebte er sich einen Bart an und setzte sich einen Hut auf. Dann verließ er das Haus durch die Hintertür. Er ging zu seinem Wagen, den er auf einer Nebenstraße außerhalb des schicken Wohnviertels mit dem älteren, unbewaffneten Wachmann abgestellt hatte. Er startete den VW. Er fuhr schnell, hielt sich aber an die vorgeschriebene Höchstgeschwindigkeit. Er musste einen weiteren Brief schreiben. Und er wusste schon genau, was er mitteilen wollte.

K A P I T E L 23

Sean King erwachte früh auf dem fünfzehn Meter langen Hausboot, das an seinem Pier lag. Das gemietete Boot war sein Heim, zumindest so lange, bis er sich ein neues Haus gebaut hatte, nachdem sein altes in einem tiefen Krater verschwunden war. Er streifte einen Neopren-Anzug über, holte tief Luft und tauchte kopfüber ins Wasser. Mit kräftigen Zügen schwamm er ein paar Runden und kehrte zum Hausboot zurück, wo er in seinen Loon-Kajak stieg und drei Kilometer paddelte. Offenbar färbten die sportlichen Angewohnheiten seiner Partnerin auf ihn ab, wie er sich widerwillig eingestehen musste.

Als er bei diesem Gedanken aufblickte, sah er sie auf dem Wasser. Er war nicht überrascht, nicht einmal zu dieser frühen Morgenstunde. Er fragte sich manchmal, ob sie überhaupt schlief. War sie in Wahrheit eine Vampirin, die zufällig kein Problem mit Sonnenlicht hatte?

Michelle saß in ihrem Skullboot und ruderte mit einer Geschicklichkeit und Kraft, von der King nur träumen konnte. Sie bewegte sich so schnell, dass es schien, ihr Boot würde von einem Motor angetrieben.

»Zeit für einen Kaffee, oder willst du heute früh bis zum Atlantik schippern?«

Auf dem ruhigen Wasser wurden seine Worte mühelos bis zu ihr getragen.

Sie lächelte, winkte ihm zu und kehrte zurück. Beide erreichten den Pier und machten ihre Boote fest.

Auf dem Hausboot kochte King Kaffee, während Michelle einen Müsliriegel aus ihrer Bauchtasche zog und verzehrte. Sie blickte sich in der aufgeräumten Wohnkabine um.

»Weißt du, dass dieses Boot fast größer ist als mein Häuschen?«, stellte sie zwischen zwei Bissen fest.

»Und viel ordentlicher«, sagte er und schenkte Fruchtsaft und Kaffee ein.

Seit ihrem Gespräch mit Lulu und Junior waren zwei Tage vergangen. Sie hatten Harry Carrick Bericht erstattet. Der Anwalt schien mit ihren Fortschritten zufrieden zu sein, hatte ihnen aber zugleich mitgeteilt, dass das Geschworenengericht gegen seinen Mandanten Anklage erhoben hatte, was allerdings keine Überraschung war. King und Michelle hatten den Mann ausfindig gemacht, der die Geheimfächer der Battles eingerichtet hatte. Er war bereits im Ruhestand, und es gab keinen ersichtlichen Grund, warum er in das Haus seiner ehemaligen Auftraggeber hätte einbrechen sollen. Die Spur schien in einer Sackgasse zu enden, bis King den Mann gefragt hatte, wann Robert Battle ihn mit dem Einbau des Geheimfachs beauftragt hatte.

Der alte Mann hatte ein wenig unruhig auf die Frage reagiert. »Ich mag es nicht, wenn man vor anderen Geheimnisse hat«, sagte er. »Mrs Battle ist eine feine Dame. Ich kenne keine Frau, die anständiger wäre.«

»Also wollte Robert Battle nicht, dass seine Frau davon erfährt?«, hakte Michelle nach, als der alte Mann offenbar nichts mehr dazu sagen wollte.

»Musste mich rein- und rausschleichen, wenn sie nicht da war. Hat mir nicht gefallen, nein, Sir«, sagte er, ohne eine direkte Antwort auf ihre Frage zu geben.

»Haben Sie eine Ahnung, zu welchem Zweck Mr Battle dieses Geheimfach nutzen wollte?«, fragte King.

»Hab nicht danach gefragt, weil es mich nichts angeht«, sagte er störrisch.

»Wann war das ungefähr?«, wollte Michelle wissen.

Der Mann dachte nach. »Muss fünf Jahre her sein oder so«, sagte er dann. »Mrs Battles Geheimfach hab ich ein paar Jahre davor eingebaut.«

»Und Mr Battle wusste vom Geheimfach seiner Frau?«, fragte King.

»Keine Ahnung. Wie ich höre, steht er an der Schwelle des Todes.«

»Bei einem Mann wie ihm kann man nie wissen«, erwiderte King.

Anschließend hatten sie die Alibis von Juniors Freunden überprüft. Zum fraglichen Zeitpunkt waren die Männer entweder in einer Bar gewesen oder im Bett mit ihren Frauen, Freundinnen oder Geliebten. Natürlich war es denkbar, dass nicht alle Frauen die Wahrheit sagten, aber es wäre nicht einfach, ihre Aussagen ohne gründliche Nachforschungen zu widerlegen. Auf jeden Fall hatte King nicht das Gefühl, dass sie logen. Und keiner von Juniors Freunden schien auch nur ansatzweise die Fähigkeit zu besitzen, einen solchen Einbruch zu verüben und gleichzeitig so geschickt die Beweise zu fälschen, dass Junior in Verdacht geriet. Ihre Fachkenntnisse beschränkten sich darauf, Nägel in Wände zu schlagen, Bier zu trinken und Frauen flachzulegen.

»Willst du die ganze Zeit auf diesem Hausboot leben, während du dir ein neues Domizil baust?«, fragte Michelle.

»Wie es aussieht, bleibt mir kaum etwas anderes übrig.«

»Ich habe ein zweites Schlafzimmer.«

»Danke, aber ich glaube nicht, dass ich dort mit meinen Ordnungsgenen überleben könnte.«

»Ich habe mich gebessert.«

»Gebessert! Als ich das letzte Mal bei dir war, hattest du alles Mögliche, von Wasserskiern bis hin zu Schrotflinten, auf einem Tisch in deinem Esszimmer gestapelt, ein Berg schmutziger Wäsche lag in der Küchenspüle, und benutztes Geschirr stand auf einem Stuhl im Wohnzimmer. Du hast das Abendessen auf Papptellern serviert, die auf einem Wakeboard standen, das von zwei Stühlen gestützt wurde. So was hatte ich noch nie gesehen.«

»Ich dachte, du hättest dich gefreut, dass ich für dich gekocht habe«, sagte sie verletzt. »Weißt du, wie viele Konservendosen ich öffnen musste?«

»Ich bin sicher, dass es ein Martyrium gewesen ist.«

Er wollte noch etwas sagen, doch in diesem Moment klingelte sein Handy. Es war Todd Williams. Das Gespräch war kurz, doch als King die Verbindung beendete, wirkte er erschüttert.

»Wieder ein Mord?«, fragte Michelle, während sie ihre Kaffeetasche abstellte.

»Ja.«

»O Gott. Wer ist es diesmal?«

»Jemand, den ich zufällig kenne«, sagte er.

K A P I T E L 24

Der brutale Mord an Diane Hinson hatte in ihrem exklusiven und angeblich gut bewachten Wohnviertel tiefe Bestürzung ausgelöst. Als Michelle und King dort eintrafen, bedrängte eine kleine, aber lautstarke Menge eine Gruppe von Männern in Anzügen, die die Verwaltung der Siedlung repräsentierten. Unter ihnen befand sich ein älterer Wachmann, der einen völlig verzweiferten Eindruck machte und den Tränen nahe schien.

Polizeifahrzeuge und Ambulanzwagen säumten die Sackgasse, die zu Diane Hinsons Haus führte, und das kleine Rasenstück vor dem Gebäude war mit gelbem Plastikband abgesperrt. Allerdings waren nur wenige Leute gewillt, sich die Sache aus der Nähe anzusehen. Uniformierte Polizisten gingen durch die Vorder- und Garagentür ein und aus. King und Michelle stiegen aus dem Wagen.

Polizeichef Williams stand an der Treppe vor dem Haus und begrüßte sie, bevor sie das Gebäude betraten.

Williams wirkte noch tiefer erschüttert als im Leichenschauhaus. Er ging gekrümmt wie ein alter Mann, und seine Schritte waren schwer. »Verdammt«, sagte er. »Womit habe ich das verdient?«

»Wurde Diane Hinson eindeutig identifiziert?«, fragte King.

»Ja. Wieso? Kennen Sie die Frau?«

»Wir sind beide Anwälte, und die Stadt ist klein.«

»Haben Sie sie näher gekannt?«

»Nicht genug, um bei den Ermittlungen helfen zu können. Wer hat sie gefunden?«

»Sie sollte heute früh in ihrer Kanzlei eine eidesstattliche Erklärung vorbereiten. Als sie nicht erschien, haben ihre Kollegen sie zu Hause und über Handy angerufen. Sie ging nicht ran. Daraufhin haben sie jemanden vorbeigeschickt. Ihr Auto stand in der Garage, aber niemand schien das Klingeln an der Tür zu hören. Weil sie sich Sorgen machten, haben sie die Polizei gerufen.« Williams schüttelte den Kopf. »Es war derselbe Täter, der auch Tyler, Pembroke und Canney auf dem Gewissen hat, kein Zweifel.«

Michelle entging nicht, wie sicher er sich war. »Haben Sie einen Brief bekommen, in dem es um das Pärchen geht?«

Williams nickte, zog einen Zettel aus einer Tasche und reichte ihn Michelle. »Hier ist eine Fotokopie. Verdammte Zeitung! Offenbar hat niemand sich getraut, den Brief zu öffnen, weil er an Virgil adressiert war, der aber ein paar Tage nicht in der Stadt war. Und so was nennt sich Reporter!«

»War der Brief genauso kodiert wie das erste Schreiben?«, fragte King.

»Nein, er kam so an, wie er ist. Und ohne Symbol auf dem Umschlag.«

»Das war's dann also mit der Zodiac-Theorie.« King blickte Michelle an. »Was steht drin?«

Sie überflog den Brief und las dann vor: »»So, das war die Nächste. Es kommen noch mehr. Ich habe euch schon beim ersten Mal gesagt, dass ich nicht der Z-Mann bin. Aber ihr glaubt wahrscheinlich, dass der Junge im Zeichen des Z dran glauben musste. Überlegt noch mal genau. Ich habe das Hundehalsband nicht deshalb dagelassen, weil der Hund mich dazu getrieben hat. Ich habe nicht mal einen Hund. Ich wollte es ganz allein machen. Und noch mal nein, er bin ich auch nicht. Bis zum nächsten Mal. Es wird nicht lange dauern. Kein SOS.««

Sie blickte King verwirrt an.

»Hundehalsband? Wozu sollte der Hund ihn getrieben haben?«

»Dafür bist du zu jung, Michelle«, erwiderte King. »SOS« und »der Hund hat mich dazu getrieben«. Das steht für Son of Sam, David Berkowitz, den Killer von New York City in den Siebzigern. Er wurde auch der Knutschecken-Killer genannt, weil einige seiner Opfer junge Paare waren, die in ihren Autos getötet wurden.«

»Genauso wie Steve Canney und Janice Pembroke«, sagte Michelle.

Williams nickte. »Berkowitz sagte, sein Nachbar wäre eine Art Dämon, der seine Mordbefehle durch seinen Haushund übermitteln ließ. Was natürlich völliger Blödsinn war.«

»Aber unser Mann weiß genau, was er tut«, sagte King. »Er hat es erklärt.«

Michelle schüttelte den Kopf. »Ich verstehe es immer noch nicht. Warum kopiert er den Stil früherer Morde wie ein Nachahmungstäter und schreibt dann Briefe, in denen er klarstellt, dass er sich *nicht* damit identifiziert? Ich meine, die Nachahmung ist doch die aufrichtigste Form der Schmeichelei, nicht wahr?«

»Wer weiß«, sagte Todd Williams. »Jedenfalls hat er die beiden Teenager getötet.«

King sah den Polizeichef an und blickte dann wieder auf den Brief. »Moment mal... Das hat er nicht gesagt. Er hat »das war die Nächste« geschrieben.«

»Vielleicht hat er nur die letzten Buchstaben vergessen und »das waren die Nächsten« gemeint«, sagte Williams.

»Der Singular ist ziemlich eindeutig. Außerdem schreibt er später ausdrücklich »der Junge«.«

William kratzte sich an der Wange. »Ich weiß nicht, ob Sie einem Psycho-Killer mit solcher grammatischen Haarspalterei kommen können.«

»Wenn es Absicht war – warum unterscheidet er dann zwischen den beiden?«, fragte Michelle.

Williams stieß einen tiefen Seufzer aus und zeigte auf die Treppe. »Kommen Sie mit nach oben, und sehen Sie's sich an. Ich glaube aber nicht, dass dadurch irgendetwas klarer wird. Und ich brauche keinen verdammten Brief, um mir erklären zu lassen, wen er diesmal *nicht* nachzuahmen versucht.«

Sie stiegen ins Obergeschoss und betraten das Schlafzimmer. Diane Hinson lag noch genauso da, wie man sie gefunden hatte. Überall waren Leute von der Spurensicherung, Männer in FBI-Jacken und Ermittler der Virginia State Police damit beschäftigt, den Tatort zu sichern. Doch falls ihre mürrischen Mienen ein Hinweis waren, hatten sie bislang keine aussagekräftigen Spuren gefunden.

King beobachtete Sylvia Diaz, die sich in einer Ecke angeregt mit einem korpulenten Mann in einem schlecht sitzenden Anzug unterhielt. Sie blickte auf, begrüßte King mit einem erschöpften Lächeln und wandte sich wieder ab. Als Kings Blick auf das Symbol an der Wand fiel, schrak er zurück.

Es war ein fünfzackiger Stern, der jedoch mit der Spitze nach unten gezeichnet war.

»Ja, genauso habe ich auch reagiert.«

King drehte sich zu Todd Williams um, der ihn aufmerksam musterte. Dann bückte sich der Polizeichef und hob Diane Hinsons T-Shirt hoch. »Hier ist es noch einmal.« Sie betrachteten gemeinsam die Zeichnung auf dem Bauch der Toten.

Michelle hatte es ebenfalls gesehen. »Es ist ein auf dem Kopf stehendes Pentagramm«, sagte sie, holte tief Luft und blickte King und Williams an. »Dieses Zeichen kenne ich. Richard Ramirez, nicht wahr?«

King nickte. »Der Night Stalker. Der zurzeit in einem Gefängnis fünftausend Kilometer von hier entfernt auf seine Hinrichtung wartet, wenn ich mich nicht irre. Er hat ein umgekehrtes Pentagramm auf die Haut einiger seiner Opfer gezeichnet – und in mindestens einem Fall auch an eine Schlafzimmerwand, genauso wie hier.«

Todd Williams drehte Diane Hinson auf die Seite, sodass sie sich die zahlreichen blutigen Stichwunden im Rücken der Toten ansehen konnten.

»Sylvia sagt, dass sie offenbar mit dem Gesicht nach unten festgehalten wurde, während der Mörder ihr in den Rücken stach. Anschließend wurde sie umgedreht und ihre Hand gegen die Schublade gelehnt.«

Der Polizeichef legte die Tote wieder in die ursprüngliche Position zurück, ohne den Eindruck zu erwecken, sein Frühstück käme ihm wieder hoch. Williams schien sich allmählich an alpträumhafte Szenen zu gewöhnen.

»Irgendwelche Hinweise?«, fragte Michelle.

»Der Mörder hat ein Messer aus Hinsons Küche als Tatwaffe benutzt, und er hat sie mit einem Telefonkabel aus dem Haus gefesselt. Es gibt Spuren an ihren Handgelenken, die darauf hindeuten. Dann hat er die Fessel wieder entfernt, um ihren Arm in Position bringen zu können. Hier gibt es jede Menge Fingerabdrücke, aber es würde mich ziemlich überraschen, wenn der Mistkerl keine Handschuhe getragen hat.«

»Steht fest, dass es ein Mann war?«

»Es gibt keine Anzeichen für einen Kampf. Sie muss sehr schnell überwältigt worden sein. Und selbst wenn es eine Frau mit einer Waffe war, hätte es für sie schwierig werden können, das Opfer zu fesseln. Diane Hinson hätte es vielleicht geschafft, sich zu wehren. Sie war in guter körperlicher Verfassung.«

King runzelte verwirrt die Stirn. »Und niemand hat etwas gehört oder gesehen? Diese Wohneinheiten grenzen unmittelbar aneinander. Jemand muss doch etwas bemerkt haben.«

»Das untersuchen wir natürlich, aber zum jetzigen Zeitpunkt lässt sich noch nichts dazu sagen. Wir wissen nur, dass die Wohnung rechts von Hinsons Haus leer steht.«

»Wann wurde Hinson getötet?«, fragte Michelle.

»Das müssen Sie Sylvia fragen, wenn dieser FBI-Typ sie irgendwann freigibt.«

King schaute erneut in Sylvias Richtung. »Gehört er zum VICAP?«

»Um Ihnen die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen: Ich bin mir nicht sicher. Hier drinnen sind so viele Leute, dass ich nicht weiß, wer wozu gehört.«

»Todd«, sagte King, »passen Sie auf, dass Sie so was nicht in Hörweite einer Strafverteidigerin sagen.«

Todd Williams wirkte für einen Moment irritiert. »Alles klar«, sagte er dann. »Verstanden.«

Sie sahen sich die Armbanduhr an.

»Sie steht auf vier«, sagte Williams mit deprimierter Miene.

King beugte sich hinunter und sah sich die Sache genauer an.
»Nein.«

»Wie bitte?«

»Sie steht auf eine Minute *nach* vier.«

Williams ging neben ihm in die Knie. »Ich glaube, in Anbetracht der Umstände kann man von vier Uhr sprechen.«

»Der Killer hat bisher immer großen Wert auf Details gelegt, Todd.«

Todd Williams war skeptisch. »Er hat gerade eine Frau getötet und will so schnell wie möglich verschwinden. Wahrscheinlich musste er im Dunkeln hantieren. Im Gegensatz zu den anderen Tatorten halten sich hier eine Menge potenzieller Zeugen in der Nähe auf. In der Eile hat er wahrscheinlich gar nicht bemerkt, dass ihm der Zeiger um eine Minute verrutscht ist.«

»Möglich«, entgegnete King genauso skeptisch. »Aber einem Killer, der darauf achtet, keine verwertbare Spur zu hinterlassen, traue ich nicht zu, dass er *Nächste* schreibt, obwohl er eigentlich *Nächsten* meinte, oder dass er eine Uhr auf eins nach vier stellt, obwohl er vier meint.«

»Und wenn er tatsächlich vier Uhr eins meinte, was wollte er damit sagen?«, fragte Michelle.

Darauf hatte King keine Antwort. Er betrachtete längere Zeit die Tote, während Williams sich entfernte, um etwas anderes zu überprüfen.

Michelle legte King eine Hand auf die Schulter. »Tut mir Leid, Sean. Ich habe ganz vergessen, dass du sie gekannt hast.«

»Sie war ein guter Mensch und eine hervorragende Anwältin. So etwas hat sie nicht verdient... Keiner hat so was verdient.«

Als sie auf dem Weg nach draußen an Sylvia vorbeikamen, hielt die Ärztin sie auf. Der Mann im Anzug hatte sich einer anderen Gruppe angeschlossen, die sich mit der Leiche beschäftigte. Er war etwas kleiner als King, aber wesentlich stämmiger. Es schien, als würden seine Schultern jeden Moment aus seinem Anzug platzen. Er hatte

ausgedünntes, graubraunes Haar, Blumenkohlohren und eine platte Boxernase zwischen zwei braunen Augen mit aufmerksamem Blick.

»Damit hätten wir die Nummer vier«, sagte Sylvia. »Der Night Stalker. Wer hätte das gedacht?« Sie schüttelte den Kopf.

»Wer ist der Mann, mit dem du gerade gesprochen hast?«, fragte King.

»Ein FBI-Agent. Chip Bailey aus Charlottesville.«

»Chip Bailey...«, wiederholte King langsam.

»Du kennst ihn?«, fragte Sylvia.

»Nein, aber ich würde ihn gern kennen lernen.«

»Das ließe sich arrangieren. Natürlich erst später. Im Moment sind hier alle ziemlich beschäftigt.«

»Kein Problem.« Er hielt einen Moment inne. »Hast du gesehen, was ihre Uhr anzeigt?«

Sylvia nickte. »Eine Minute nach vier. Genauso wie bei Janice Pembroke.«

»Was?«, riefen King und Michelle gleichzeitig.

»Pembrokes Uhr stand auf eine Minute nach zwei. Habe ich euch das nicht gesagt?«

»Nein«, erwiderte Michelle. »Und Todd auch nicht. Wahrscheinlich hat er dem Detail keine besondere Bedeutung beigemessen.«

»Was hältst du davon?«, fragte King.

»Ich halte es für wichtig. Ich weiß nur noch nicht, was es bedeuten soll.«

»Ist dir noch etwas anderes aufgefallen, Sylvia?«, fragte King.

»Ich habe eine Rektaluntersuchung bei Diane Hinson gemacht, nachdem ich nach Hinweisen auf ein sexuelles Vergehen gesucht habe. Auch in diesem Fall mit negativem Ergebnis. Sie ist seit acht

oder neun Stunden tot. Allerdings handelt es sich um *zwölf* Stichwunden.«

Michelle bemerkte Sylvias Tonfall. »Das wäre ein Overkill.«

»Ja. Und es ist ein Zeichen für entfesselte Wut«, sagte Sylvia. »Die Hände und Unterarme des Opfers weisen keine Anzeichen einer Gegenwehr auf. Offenbar wurde sie überrascht und sehr schnell überwältigt.«

Sie hob ihre Tasche auf und zeigte auf die Tür. »Ich gehe jetzt zurück in meine Praxis. Ich habe Sprechstunde. Anschließend werde ich Diane Hinson obduzieren.«

»Wir begleiten dich«, sagte King.

Sie traten hinaus in die kühle Luft, die sich in der Sonne jedoch schnell erwärmte.

»Ich wollte euch noch fragen, wie ihr mit der Ermittlung in Sachen Junior Deaver vorankommt.«

King blickte Sylvia überrascht an. »Woher weißt du davon?«

»Im Supermarkt ist mir Harry Carrick über den Weg gelaufen. Ich habe ihm gesagt, dass ihr beiden euch um diese Morde kümmert, und er sagte mir, dass ihr einen Auftrag für ihn erledigt. Ich kann noch immer nicht glauben, dass Junior Deaver den Einbruch begangen haben soll. Er hat einige Reparaturen an meinem Haus vorgenommen. Ich fand ihn immer sehr höflich und entgegenkommend, wenn auch ein wenig ungeschliffen.«

»Wir haben mit Remmy, Eddie, Dorothea und dem Personal gesprochen.«

»Und nicht allzu viel herausgefunden, nehme ich an«, sagte Sylvia.

»Remmy ist wegen Bobby ziemlich in Sorge«, sagte King.

»Ich habe gehört, dass es ihm nicht gut geht.«

»Aber es besteht noch Hoffnung«, sagte Michelle. »Er hat vor kurzem das Bewusstsein wiedererlangt und sogar ein paar Worte gesprochen. Allerdings nur wirres Zeug. Aber ich denke, das ist trotzdem ein gutes Zeichen.«

»Bei einem Schlaganfall kann man nie wissen«, sagte Sylvia. »Gerade wenn man glaubt, der Patient würde sich erholen, kann er plötzlich sterben. Oder umgekehrt.«

King schüttelte den Kopf. »Jedenfalls wünsche ich Remmy, dass Bobby es schafft.« Er sah Sylvia an. »Du teilst uns mit, was du über Diane Hinson herausfindest?«

»Todd hat mir gesagt, dass ich euch informieren soll, und er ist der Chef. Zumindest so lange, bis das FBI oder die State Police den Fall übernimmt.«

»Halten Sie das für wahrscheinlich?«, fragte Michelle.

»Wenn dieser Wahnsinnige gefasst werden soll, wäre das wohl zu begrüßen«, sagte Sylvia nachdrücklich.

K A P I T E L 25

Die vier Serienmorde in Wrightsburg gelangten an diesem Nachmittag in die nationalen Nachrichtenkanäle und waren bis zum Abend immer wieder Thema der Sendungen. Die meisten Bürger der kleinen Stadt saßen vor ihren Fernsehern, während ernste Sprecher pflichtbewusst erklärten, wo genau die ländliche Siedlung in Virginia lag und wie sie von einer Serie gewalttätiger Morde heimgesucht worden war. Die örtliche Polizei habe Unterstützung durch das FBI erhalten, hieß es, und man hoffe, dass dem Killer bald das Handwerk gelegt werde. Unerwähnt blieb, dass niemand, der an den Ermittlungen beteiligt war, dies für realistisch hielt.

Genauso wie die übrigen Bewohner der Stadt saßen auch King und Michelle vor dem Fernseher in Kings Büro und sahen sich die Berichte an, die dokumentierten, wie Wrightsburg sich in ein Schlachthaus verwandelt hatte. Als der Nation bekannt gegeben wurde, dass die *Gazette* zwei Briefe des Serienmörders erhalten hatte, rief King: »Scheiße!«

Michelle nickte. »Kann man wohl sagen. Glaubst du, dass der Killer jetzt auch vor dem Fernseher sitzt?«

»Natürlich«, sagte King. »Der Medienrummel ist für ihn der vielleicht größte Reiz an der Sache.«

»Glaubst du wirklich, dass er sich die Mordopfer wahllos aussucht?«

»Jedenfalls gibt es keine offensichtliche Verbindung zwischen den bisherigen Opfern.« King verstummte für einen Moment. »Abgesehen von dem Hinweis auf den einen Jungen in dem Brief zu Steve Canney und Janice Pembroke.«

»Ich kann dir nicht ganz folgen.«

Er sah sie an. »Wenn zum Beispiel Janice Pembroke das eigentliche Opfer war und Steve Canney nur zufällig dabei gewesen ist, als der Mord geschah, muss es einen Grund geben, warum gerade Janice sterben musste. Und dann gibt es vielleicht auch ein Motiv für den Mord an den anderen. Und zwischen diesen Motiven könnte es eine Verbindung geben.«

»Und die Uhren?«

»Offenbar so was wie das Markenzeichen des Killers, aber vielleicht steckt mehr dahinter.«

»Hoffentlich fördert Sylvia bald ein paar Antworten zutage.«

King blickte auf seine Uhr. »Ich muss los. Ich bin zum Essen verabredet.«

»Wo?«

»Im Sage Gentleman, mit Leuten von außerhalb. Willst du mitkommen?«

»Nein. Ich habe auch noch einen Termin.«

»Ein Rendezvous?«

»Ja, mit meinem Kickbox-Lehrer. Wir werden kräftig schwitzen und keuchen, ohne unsere Kleidung abzulegen.«

Sie machten sich in entgegengesetzte Richtungen auf den Weg. Wie üblich überschritt Michelle mit ihrem weißen Toyota Sequoia, dem sie den Spitznamen »Wal« verliehen hatte – zu Ehren von Moby Dick, Melvilles literarischer Schöpfung –, die zulässige Höchstgeschwindigkeit um durchschnittlich dreißig Stundenkilometer. Sie kam an der letzten, wenig befahrenen Kreuzung vorbei, etwa dreißig Sekunden, bevor sie den Sandweg erreichte, der sich durch den Wald bis zu ihrem Häuschen schlängelte.

Sobald sie die Kreuzung hinter sich gelassen hatte, leuchteten die Scheinwerfer des blassblauen VW Käfer auf. Der Fahrer legte den Gang ein, bog nach rechts ab und folgte ihr.

Auf dem Sandweg wurde er langsamer und beobachtete, wie die Reifen des Toyota Staub aufwirbelten, bis der Wagen in der anbrechenden Dunkelheit außer Sichtweite geriet. Er wusste, dass es einen halben Kilometer weiter und dann nach rechts ging, da er sich dort schon umgesehen hatte, als Michelle nicht zu Hause gewesen war. Im Umkreis von einem Kilometer gab es keine anderen Häuser. Ihr Grundstück grenzte auf der Rückseite an den See, wo ihr Skullboot, ihr Kajak und ihr Jetski an einem kleinen Schwimmkai lagen. Ihr Haus war etwa 150 Quadratmeter groß und ohne feste Raumeinteilung eingerichtet. Er hatte sich vergewissert, dass sie allein lebte und nicht mal einen Hund hatte, der ihr Gesellschaft leistete. Allerdings war sie ehemalige Secret-Service-Agentin mit speziellen Fähigkeiten, sodass man sie auf keinen Fall unterschätzen durfte. Er fuhr ein kleines Stück auf der Hauptstraße weiter, stellte den Wagen auf einem kleinen Platz hinter einer Baumgruppe ab und machte sich zu Fuß auf den Weg durch den Wald und zum Haus.

Als er dort eintraf, sah er, dass der Toyota auf dem Wendeplatz vor der Eingangstür parkte. Im Haus war die Beleuchtung eingeschaltet. Er warf einen Blick durch sein Fernglas. Nichts von ihr zu sehen. Er blieb in Deckung der Bäume und bewegte sich zur Rückseite des Hauses. Hier war nur ein Fenster im Obergeschoss erleuchtet. Ihr Schlafzimmer, vermutete er. Vor dem Fenster hing eine Gardine, aber er sah zweimal ihre Silhouette. Die Bewegungen waren eindeutig: Sie entkleidete sich. Er ließ das Fernglas sinken. Ein paar Minuten später verließ sie das Haus in Trainingskleidung, schwang sich in ihren Wagen und fuhr los.

Er kam gerade noch rechtzeitig, um ihre Rücklichter zu sehen, bevor sie in der Dunkelheit hinter einer Kurve verschwand. Sie schien in jeder Hinsicht ein flottes Tempo vorzulegen. Er betrachtete die Vordertür. Sie war verschlossen, aber das konnte kein allzu großes Problem sein. Es gab keine Alarmanlage; auch das hatte er schon überprüft. Er nahm ein passendes Werkzeug aus der Tasche, in der er alles Nötige mit sich führte.

Ein paar Minuten später hatte er das Schloss geknackt, befand sich im Haus und sah sich um. Die Wohnung war ein einziges Chaos. Es erstaunte ihn, wie diese Frau sich in einem solchen Durcheinander zurechtfinden konnte. Er legte das Gerät hinter einem Stapel aus Büchern und CDs ab, die in einer Ecke des Wohnzimmers Staub ansetzten. Es war ein UKW-Testsender, der ungefähr die Größe einer Münze besaß. Er hatte ein Mikrofon an den Sender gelötet, was nach den Gesetzen der Vereinigten Staaten illegal war, weil das Gerät damit zu einer Abhörvorrichtung wurde. Doch wegen dieser Verletzung der Privatsphäre machte er sich keine Sorgen. Er schlich sich nach oben in Michelles Schlafzimmer, wo er einen Blick in ihren Schrank warf, in dem mehrere schwarze Hosenanzüge hingen, zwei weiße Blusen, drei ramponierte Pumps und eine große Auswahl von Jeans, Pullovern, Trainingskleidung sowie verschiedene Sportschuhe.

Er ging wieder ins Untergeschoss. Sie hatte keinen gesonderten Bürobereich, doch auf dem Küchentisch lag ein unordentlicher Haufen Post, den er durchsah. Nichts Ungewöhnliches – sofern man Abos von Zeitschriften wie *Shooting Magazine* und *Iron Women* als normal betrachtete.

Er verließ das Haus. Nun hatte er nur noch eine letzte Aufgabe zu erledigen. Da er die Wanzen an verschiedenen Stellen versteckt hatte, war er nicht in der Lage, sie alle gleichzeitig abzuhören. Deshalb hatte

er den Sender so modifiziert, dass er per Funk mit einem stimmkaktivierten Mikrodigitalrecorder Kontakt aufnahm, den er nun außerhalb von Michelles Haus platzierte. Der Sender hatte innerhalb eines Gebäudes eine Reichweite von hundert Metern, und der Recorder besaß einen Festspeicher, der mehrere hundert Stunden Tonmaterial aufnehmen konnte. Dann kehrte er ins Haus zurück, sprach ein paar Worte und eilte wieder nach draußen, um den Mikrorecorder zu überprüfen. Zufrieden hörte er seine Stimme ab und machte sich auf den Rückweg zu seinem Wagen. Kings Hausboot hatte er bereits verwanzt, genauso wie das Büro der Privatdetektive und die Telefone. Er hatte schnell herausgefunden, dass Polizeichef Williams die beiden für die Ermittlungen eingespannt hatte, und erkannt, wie hilfreich dieser Umstand für ihn sein konnte. Nun würden mindestens zwei der Personen, die nach ihm fahndeten, ihn unwissentlich mit wertvollen Informationen versorgen. Er hatte sich tatsächlich die Nachrichten angesehen, wie King vermutet hatte. Und er wusste, dass sich eine ganze Armee von Polizisten versammelte, um ihn zu jagen. Doch zuvor würde er sterben. Und so viele wie möglich mitnehmen.

K A P I T E L 2 6

Etwas später an diesem Abend stellte Kyle Montgomery, Sylvias Assistent und Möchtegern-Rockstar, seinen Jeep vor dem Leichenschauhaus ab und stieg aus. Er trug einen dunklen Mantel mit Sturmhaube und der Aufschrift »UVA«, zerknitterte Latzhosen und Wanderstiefel ohne Socken. Er bemerkte, dass Sylvias navyblaues Audi-Cabrio ebenfalls vor dem Gebäude stand. Er sah auf die Uhr. Fast zehn. So spät war sie normalerweise nicht mehr hier, aber sie musste ja noch das letzte Opfer sezieren. Diese Anwältin, erinnerte sich Kyle. Seine Chefin hatte ihn nicht gebeten, ihr dabei zu helfen, wofür er ihr zutiefst dankbar war. Doch aufgrund ihrer Anwesenheit konnte die Sache, wegen der Kyle gekommen war, ein wenig heikel werden, weil er nicht wusste, in welchem Raum Sylvia sich aufhielt. Wahrscheinlich in der Leichenhalle. Und falls sie in der Arztpraxis war und er ihr über den Weg lief, konnte er sich jederzeit eine Ausrede ausdenken. Kyle Montgomery zog seine Sicherheitskarte durch den Schlitz neben der Eingangstür, hörte, wie das Schloss sich klickend öffnete, und betrat Sylvias Praxis.

Nur die schwache Notbeleuchtung brannte. Er bewegte sich vorsichtig durch die vertraute Umgebung und hielt nur kurz inne, als er an Sylvias Büro vorbeikam. Auch hier brannte Licht, aber es hielt sich niemand im Zimmer auf.

Er betrat das Medikamentenlager des Büros, öffnete mit seinem Schlüssel einen Schrank und holte mehrere Fläschchen heraus. Aus jeder nahm er eine Pille und tat sie in verschiedene Plastiktütchen, die

er zuvor mit einem schwarzen Filzstift beschriftet hatte. Später würde er sich ins Computersystem der Praxis hacken und die Inventarlisten fälschen, um seinen Diebstahl zu vertuschen. Kyle Montgomery nahm jedes Mal nur ein paar Pillen mit, sodass es nicht allzu schwierig war, seine Spuren zu verwischen.

Er wollte bereits gehen, als ihm einfiel, dass er während des Tages seine Brieftasche in seinem Spind in der Leichenhalle vergessen hatte. Er verstaute die Pillen in seinem Rucksack und schloss leise die Tür zwischen Praxis und Leichenhalle. Wenn er Sylvia begegnete, würde er einfach die Wahrheit sagen – dass er seine Brieftasche vergessen hatte. Montgomery kam an ihrem Büro im Leichenschauhaus vorbei. Es war leer. Er würde einen großen Bogen um den Obduktionssaal machen, der sich auf der Rückseite des Gebäudes befand, wo Sylvia mit ihrem stummen Patienten beschäftigt war. Er lauschte ein paar Sekunden, versuchte, das Geräusch der Stryker-Säge zu hören, oder fließendes Wasser, oder wie sterile Instrumente auf Metall klapperten, doch alles blieb still. Das war ein wenig seltsam, obwohl es bei einer Autopsie häufig sehr leise zuing. Schließlich beklagten die Toten sich nicht über das, was mit ihren Körpern angestellt wurde.

Dann aber war ein Geräusch zu hören. Kyle war sicher, dass es aus dem hinteren Bereich des Gebäudes kam. Vielleicht näherte sich seine Chefin. Er griff sich schnell seine Brieftasche und zog sich in den Schatten zurück. Plötzlich hatte er Angst, ihr zu begegnen, weil sie ihm möglicherweise unangenehme Fragen stellte. Sie konnte manchmal sehr direkt und unverblümt sein. Was war, wenn sie ihn aufforderte, seinen Rucksack zu öffnen? Er zog sich tiefer in die Nische zurück, während sein Puls in seinen Ohren rauschte. Stumm verfluchte er seine Unsicherheit. Einige Minuten vergingen. Schließlich fasste er den Mut, wieder ins schwache Licht hinauszutreten. Dreißig

Sekunden später hatte er das Gebäude verlassen und fuhr los. Die gestohlenen Medikamente waren sicher in seinem Rucksack verwahrt.

Als er sein nächstes Ziel erreichte, stellte er fest, dass der Parkplatz ziemlich voll war. Er zwängte seinen Jeep zwischen zwei SUVs und stieg aus.

Im *Aphrodisia* pulsierte das Leben, und fast sämtliche Tische und Barhocker waren besetzt. Montgomery zeigte dem verschlafen wirkenden Türsteher seinen Ausweis und durfte den Raum mit den Tänzerinnen betreten. Dort hielt er sich ein paar Minuten lang auf, um die Damen zu bewundern. Die gut aussehenden, kaum bekleideten Frauen vollführten solch anzügliche Bewegungen an den Metallstangen, dass ihre Mütter vor Scham tot umgefallen wären – aber erst, nachdem sie ihre Töchter erdrosselt hätten. Montgomery genoss den Anblick in vollen Zügen.

Schließlich sah er auf die Uhr und ging dann zur Treppe, die in den zweiten Stock führte. Im Korridor trat er durch einen roten Vorhang, hinter dem sich ein Labyrinth aus kleinen Zimmern befand. Er blieb vor der ersten Tür stehen, klopfte in einem zuvor vereinbarten Rhythmus an und wurde unverzüglich zum Eintreten aufgefordert.

Montgomery verschloss die Tür und zögerte, weil er sich nicht zu weit in den dunklen Raum vorwagen wollte. Er war nicht zum ersten Mal hier, aber es war immer wieder ein riskantes Unterfangen.

»Hast du sie?«, fragte die Frau so leise, dass Montgomery sie kaum hörte.

Er nickte. »Hier drin. Alles, was du magst.« Er holte die Plastiktütchen hervor und hielt sie hoch, wie ein kleiner Junge, der seiner Mutter stolz einen toten Vogel zeigte.

Wie immer trug die Frau ein langes, fließendes Kleid und ein Kopftuch. Ihre Augen wurden von einer dunklen Sonnenbrille ver-

deckt, obwohl der Raum sehr schwach beleuchtet war. Offenbar wollte sie nicht erkannt werden. Montgomery hatte sich schon oft gefragt, wer sie sein mochte, hatte aber nie den Mut aufgebracht, sie zu fragen. Die Stimme klang vertraut, doch er konnte sie nicht zuordnen.

Eines Abends hatte er in seinem Jeep einen Zettel gefunden, auf dem stand, dass er eine bestimmte Nummer anrufen sollte, wenn er sich ein paar Dollar dazuverdienen wollte. Wer hätte ein solches Angebot ausgeschlagen? Er hatte sofort reagiert und den Hinweis erhalten, dass der Medikamentenvorrat in Sylvias Praxis zu einer lukrativen Einkommensquelle für ihn werden konnte. Auf dem Einkaufszettel standen starke Schmerzmittel und bewusstseinsverändernde Substanzen.

Da Montgomery keine Skrupel kannte, hatte er sich einverstanden erklärt, einen Versuch zu wagen. Er hatte seine Hausaufgaben gemacht, um die optimale Methode zu finden, wie er Zugang zu dieser Goldader erhalten konnte, und erkannt, dass es machbar war. Die Bedingungen wurden ausgehandelt; dann hatte Montgomery die Lieferungen aufgenommen und sein Einkommen beträchtlich gesteigert.

Das lange Kleid verhüllte die attraktive Figur der Frau nicht vollständig. Die intime Umgebung, das Bett im Hintergrund des Zimmers und die Tatsache, dass sie sich in einem Nachtclub befanden, brachten Montgomerys Blut wie jedes Mal in Wallung. In einer stets wiederkehrenden Phantasie betrat er selbstbewusst das Zimmer, viel größer und männlicher, als er in Wirklichkeit war. Er hielt der Frau die Pillen hin, wie er es auch jetzt tat, doch als die Frau sie nehmen wollte, packte er sie, lachte über ihren armseligen Versuch, sich zu wehren, und warf sie rücksichtslos aufs Bett. Dann fiel er über sie her und nahm sie immer wieder, bis tief in die Nacht. Ihre ängstlichen Schreie

feuerten seine sexuelle Wildheit umso mehr an, bis sie ihm schließlich ins Ohr keuchte, dass sie es brauchte, dass sie *ihn* brauchte, ihren großen, starken Kyle...

Sogar jetzt spürte er, wie sich etwas in seiner Hose regte, als die erregenden Szenen in seinem Kopf abliefen. Er fragte sich, ob er jemals den Mut aufbringen würde, diese Phantasie auszuleben, bezweifelte es aber. Dazu war er viel zu feige. Die Frau legte das Bargeld auf den Tisch und nahm die Pillen entgegen. Dann gab sie ihm mit einem Handzeichen zu verstehen, dass er gehen konnte.

Er verschwand, während er die Scheine zweimal zusammenfaltete und in seiner Hosentasche verschwinden ließ.

Montgomery würde erst später erkennen, dass er etwas Bedeutsames gesehen hatte, und zwar hauptsächlich deshalb, weil es keinen Sinn ergab. Aber bald schon würde er sich darüber wundern. Und irgendwann würde sein Erstaunen ihn zur Tat schreiten lassen. Doch in diesem Moment ging ihm nur die Frage durch den Kopf, was er mit dem Geld anstellen wollte, das er sich soeben verdient hatte. Montgomery neigte nicht zur Sparsamkeit, sondern gab sein Geld mit vollen Händen aus. Diesmal vielleicht für eine neue Gitarre? Oder einen neuen Fernseher mit kombiniertem CD-DVD-Player für seine kleine Wohnung? Als er schließlich in seinen Jeep stieg, hatte die Gitarre den Sieg davongetragen. Er würde sie gleich morgen bestellen.

Im Zimmer verschloss die Frau die Tür und nahm das Kopftuch und die Sonnenbrille ab. Sie zog die Schuhe aus und legte ihr Kleid ab. Darunter trug sie ein seidenes Mieder. Sie studierte die Aufschrift der Plastikbeutel, nahm eine Pille heraus, zerkleinerte sie und kippte das Pulver mit einem Glas Wasser hinunter, gefolgt von einem Schluck purem Bombay Sapphire zum Nachspülen.

Sie legte Musik ein, streckte sich auf dem Bett aus, verschränkte die Arme über der Brust und ließ sich von der Wirkung des Medikaments an einen anderen Ort versetzen, an dem sie, zumindest für einen kurzen Augenblick, glücklich sein konnte. Zumindest bis morgen, wenn die Realität des Lebens erneut auf sie einstürzen würde.

Sie zitterte, zuckte, stöhnte und lag dann wieder still. Schweiß drang aus jeder Pore ihres Körpers, als sie die volle Rauschwirkung erlebte und dann vom absoluten Hoch ins absolute Tief abstürzte. Während eines erhitzten Krampfanfalls riss sie sich das schweißgetränkte Mieder vom Leib und brach auf dem Boden zusammen, nur mit einem Slip bekleidet. Ihr Atem ging in schweren Stößen, ihre Brüste schlugen klatschend zusammen, als sie sich in künstlich hervorgerufener Ekstase hin und her wälzte. Ihre Nerven feuerten unter dem Stress der Überdosis wilde Impulse ab.

Trotzdem war sie glücklich. Zumindest bis morgen.

K A P I T E L 27

Nachdem King das Essen mit seinen Freunden gegen halb zehn beendet hatte, beschloss er, Michelle anzurufen und sie zu fragen, ob sie Lust hätte, auf einen Absacker ins Sage Gentleman zu kommen und noch ein wenig über den Fall zu diskutieren. Als seine Partnerin eintraf, beobachtete er amüsiert, wie alle männlichen Köpfe in der Bar sich zu der großen, hübschen Brünetten drehten, die selbstbewusst in Jeans, Rollkragenpullover, Stiefeln und einer Jacke des Secret Service durch den Raum schritt. King dachte an die Phantasien, die diesen Männern durch den Kopf gehen mussten. *Wenn sie wüssten, dass sie bewaffnet und gefährlich und verdammt unabhängig ist...*

»Wie war das Essen?«, fragte Michelle.

»Langweilig, wie ich's mir gedacht habe. Und wie war es beim Kickboxen?«

»Ich brauche einen neuen Lehrer.«

»Was ist mit deinem alten?«

»Er fordert mich nicht genug.«

Als sie sich im Barbereich nach einem Tisch umsahen, entdeckte Michelle ein bekanntes Gesicht. »Ist das da drüben nicht Eddie Battle?«

In diesem Moment blickte Eddie auf, erkannte sie und winkte sie herüber.

»Hatte Dorothea heute Abend keine Lust zum Kochen?«, fragte King lächelnd.

»So ist es. Und so war es sogar die meiste Zeit, seit wir verheiratet sind. Ich bin es, der für gewöhnlich das Kochen übernimmt«, fügte Eddie mit einem jugendhaften Grinsen hinzu.

»Ein Mann mit vielen Talenten«, sagte Michelle.

Eddie trug Kordhosen und einen schwarzen Pullover mit braunen Ellbogenschonern. Michelle blickte auf seine Halbschuhe.

»Wie ich sehe, haben Sie die Kavalleriestiefel nun doch ausgezogen.«

»Nicht ohne Schwierigkeiten. In diesen Dingen können die Füße ganz schön anschwellen.«

»Wann treten Sie das nächste Mal in einem Historiendrama auf?«, fragte King.

»An diesem Wochenende. Zumindest das Wetter scheint es gut mit uns zu meinen. Diese Wolluniformen sind ziemlich kratzig, und wenn es sehr warm ist, bringen sie einen um. Allerdings überlege ich, ob ich mich aus der Sache zurückziehen soll. Mein Rücken ist vom vielen Reiten ziemlich hinüber.«

»Haben Sie in letzter Zeit Bilder verkaufen können?«, fragte Michelle.

»Zwei. Beide an einen Sammler in Pennsylvania, der zufällig auch an historischen Inszenierungen teilnimmt. Nur dass er für die Union kämpft, was ich ihm allerdings nicht zum Vorwurf machen will. Geschäft ist Geschäft.«

»Ich würde mir gern mal Ihre Arbeiten ansehen«, sagte King. Michelle äußerte den gleichen Wunsch.

»Ich bewahre sie alle im Studio hinter dem Haus auf. Rufen Sie mich einfach an. Ich mache gern eine Führung für Sie.« Er winkte einen Kellner heran. »Sie beide sehen aus, als wären Sie durstig. Und es

ist ein Zeichen für schlechte Manieren und eine Schande obendrein, alleine zu trinken, wie meine Mutter sagen würde.«

Während sie auf ihre Cocktails warteten, fragte Eddie: »Und? Haben Sie den Fall gelöst und Junior Deavers Unschuld bewiesen?« Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: »Wobei ich glaube, dass Sie mir vielleicht nichts darüber erzählen möchten. Schließlich stehe ich sozusagen auf der Gegenseite.«

»Die Sache ist offenbar nicht allzu leicht zu knacken«, sagte King. »Wir werden sehen.«

Ihre Drinks kamen. King probierte seinen Whiskey Sour. »Und wie geht es Ihrer Mutter?«, fragte er.

Eddie schaute auf die Uhr. »Sie ist im Krankenhaus, aber es ist schon fast zehn, also wird man sie bald aus Daddys Zimmer rauswerfen. Wahrscheinlich wird sie trotzdem dort schlafen, wie meistens.«

»Wie macht sich Ihr Vater?«

»Wie es scheint, geht es ihm schon wesentlich besser. Die Ärzte glauben, dass er das Schlimmste überstanden hat.«

»Das ist eine gute Neuigkeit«, sagte Michelle.

Eddie nahm einen Schluck von seinem Drink. »Er wird es schaffen. Er muss es einfach schaffen.« Er blickte King und Michelle an. »Ich weiß nicht, ob Mutter es überleben würde, wenn er stirbt. Der Tod wird zwar irgendwann jeden von uns holen, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass Dad jetzt schon in den Sonnenuntergang reitet.« Verlegen senkte er den Blick. »Entschuldigung. Ich hatte ein paar Gins, und schon rede ich in sentimental Klischees. Das ist wahrscheinlich der Grund, warum es keine gute Idee ist, allein mit seinen Problemen zu trinken.«

»Wo wir vom Alleintrinken reden«, sagte Michelle, »was macht Dorothea?«

»Sie ist auf irgendeinem Empfang«, sagte Eddie erschöpft. »Eine Maklerin muss sich hier und da blicken lassen«, fügte er rasch hinzu. »Aber man kann nicht abstreiten, dass sie erfolgreich ist.«

»Stimmt. Dorothea hat viel geleistet«, sagte King leise.

Eddie hob sein Glas. »Auf Dorothea, die größte Immobilienmaklerin der Welt.«

Michelle und King warfen sich einen unbehaglichen Blick zu.

Eddie ließ das Glas sinken. »Dorothea zieht ihr Ding durch und ich meins. Damit ist alles im Gleichgewicht.«

»Haben Sie Kinder?«, fragte Michelle.

»Dorothea wollte nie welche, also habe ich mich damit arrangiert.« Eddie zuckte die Schultern. »Vielleicht wollte ich selber keine. Ich wäre wahrscheinlich ein ziemlich mieser Vater gewesen.«

»Sie hätten Ihren Kindern viel beibringen können«, sagte Michelle. »Malen, Reiten... Vielleicht hätten sie sogar bei den Historiendramen mitgemacht.«

»Sie könnten immer noch Kinder haben«, sagte King.

»Dazu müsste ich mir eine neue Frau zulegen«, erwiderte Eddie mit einem resignierten Lächeln, »und ich bin mir nicht sicher, ob ich die nötige Kraft aufbringen würde. Außerdem lassen Battles sich nicht scheiden. Das schickt sich nicht. Verdammt, wenn Dorothea mich nicht umbringt, würde es wahrscheinlich meine Mutter tun.«

»Es ist Ihr Leben«, sagte Michelle.

Er warf ihr einen seltsamen Blick zu. »Meinen Sie?« Er trank sein Glas leer und wechselte das Thema. »Ich habe in den Nachrichten gehört, dass man die ganz harten Jungs zu Hilfe gerufen hat.«

»Einschließlich Ihres alten Freundes Chip Bailey.«

»Ich wäre nicht hier, wenn er nicht gewesen wäre.«

»Ich bin sicher, Ihre Eltern sind ihm sehr dankbar.«

»Aber ja. Mein Vater hat ihm einen Job als Sicherheitschef in einer seiner Firmen angeboten. Mit richtig dicker Kohle.«

»Das wusste ich gar nicht«, sagte King. »Aber wie es scheint, wollte Bailey das Geld nicht.«

»Nein. Ich glaube, er ist gern Polizist.« Eddie schlug mit einem Löffel auf eine Gabel. »Ich weiß noch, dass es in meiner Kindheit hier nur Hügel und Wälder gab. Es war toll. Wir haben uns nie Sorgen gemacht, dass etwas passieren könnte.«

»Und jetzt?«, fragte Michelle.

»Und jetzt werden Menschen in ihren Häusern ermordet, im Wald abgeladen oder in ihren Autos abgeknallt. Wenn ich jemals eine Familie gründen wollte, würde ich es nicht hier tun.«

»Sie könnten wahrscheinlich überall leben«, sagte King.

»Ich weißt nicht, ob meine Mutter glücklich darüber wäre.«

»Wie gesagt, es ist Ihr Leben, Eddie«, warf Michelle ein.

Diesmal verzichtete Eddie Battle auf eine Erwiderung.

K A P I T E L 28

Während Kyle Montgomery seinen kriminellen Machenschaften nachging und King und Michelle sich in der Bar mit Eddie unterhielten, lag Bobby Battle im Krankenbett unter zahllosen Kabeln und Schläuchen. Remmy saß neben ihm und hatte ihre Rechte in die reglose, blasse Hand ihres Ehemannes gelegt.

Remmys Blick war auf die Staffel der Monitore gerichtet, die anschaulich zeigten, wie mühsam ihr Mann sich ans Leben klammerte. Er hatte einen kleinen Rückfall erlitten und wurde nun wieder künstlich beatmet. Die Maschine stieß jedes Mal ein entnervendes, schrilles Kreischen aus, wenn Bobbys Atem von der Norm abwich. Auch Remmy atmete unregelmäßig, wenn das Höllengerät protestierte.

Die Krankenschwester kam herein. »Hallo, Mrs Battle. Alles in Ordnung?«

»Nein. Er erkennt mich nicht mehr«, gab sie zurück. »Er erkennt niemanden mehr.«

»Aber er kommt wieder zu Kräften, haben die Ärzte gesagt. Doch so was braucht Zeit. Seine Werte sind aber schon viel besser. Auch wenn er wieder beatmet wird, sein Gesamtzustand hat sich verbessert.«

Remmys Tonfall änderte sich. »Ich bin Ihnen dankbar, dass Sie das sagen. Wirklich, meine Gute.« Sie blickte auf den großen Mann im Bett.

Die Krankenschwester lächelte; dann aber legte sich ein sorgenvoller Ausdruck auf ihr Gesicht. »Mrs Battle...«, begann sie in jenem ehr-

fürchtigen Tonfall, der zweifellos nur Menschen vorbehalten war, deren Name an der Front eines Gebäudes zu lesen stand.

»Ich weiß«, sagte Remmy leise.

»Wollen Sie heute Nacht hier schlafen?«, fragte die Schwester.

»Wenn ja, mache ich Ihnen jetzt Ihr Bett.«

»Heute nicht. Ich komme morgen wieder. Trotzdem vielen Dank.«

Remmy stand auf und ging. Die Krankenschwester sah noch einmal nach dem Patienten und verließ ein paar Minuten später das Zimmer.

Battle war der einzige Patient in diesem Trakt. An dem kurzen Korridor lagen hauptsächlich Lagerräume. Hinter den anderen zehn Betten öffnete sich ein zentraler Bereich gegenüber dem Schwesternzimmer. Remmy Battle hatte darauf bestanden, dass ihr Mann hier untergebracht wurde, wo es mehr Privatsphäre gab. Am Ende des Korridors befand sich außerdem ein Hintereingang, den sie mit einem speziellen Zugangscode benutzen konnte, um zu kommen und zu gehen, ohne an vielen anderen Zimmern vorbei und sich neugierigen Blicken aussetzen zu müssen. Der kleine Raum, in dem sie gelegentlich übernachtete, lag an diesem Korridor, gegenüber dem Zimmer ihres Mannes.

Es war wenige Minuten nach zehn, als dieser vom Rest des Krankenhauses isolierte Teil vom Personal der Nachtschicht übernommen wurde. Die Schwester, die sich um Battle kümmerte, würde die nächsten fünfundvierzig Minuten im Personalraum mit ihrer Kollegin verbringen, um sie über den Zustand der Patienten und neue ärztliche Anweisungen zu informieren.

Alle Patientenzimmer in diesem Trakt wurden mit Kameras überwacht; die Bilder wurden an die Hauptstation der Krankenschwestern übermittelt. Eigentlich sollten die Monitore ständig beobachtet werden, doch während des Schichtwechsels kam es zu einer Unter-

brechung von etwa zwanzig Minuten, wenn die erschöpften Schwestern die Arbeit einer Stunde in einem Drittel der Zeit erledigen mussten. Die Maschinen, die die Patienten in den Zimmern am Leben erhielten, waren jedoch mit Warnsystemen ausgestattet, die das Personal sofort alarmierten, sollte es zu dramatischen Verschlimmerungen kommen.

Kurz nachdem Remmy gegangen war, trat jemand durch den Hintereingang, den die Frau wenige Minuten zuvor benutzt hatte. Diese Person trug einen weißen Krankenhauskittel und einen Atemschutz über der unteren Gesichtshälfte, sodass sie den Eindruck erweckte, zum Personal zu gehören. Sie ging an der Tür zu Bobby Battles Zimmer vorbei, warf einen kurzen Blick hinein und sah, dass es bis auf den Patienten leer war. Mit einem weiteren Blick um die Ecke vergewisserte sich die Person, dass sich niemand in der Schwesternstation aufhielt.

Der Eindringling betrat das Patientenzimmer und schloss die Tür. Er verlor keine Zeit und drehte die Kamera an der Wand ein Stück zur Seite, sodass der Bereich unmittelbar links neben dem Bett nicht mehr erfasst wurde. Dann ging die maskierte Gestalt zum Infusionsständer, holte eine Spritze aus einer Kitteltasche hervor, stach mit der Nadel oberhalb des Flüssigkeitsstandes in einen Infusionsbeutel und leerte den gesamten Inhalt der Spritze. Die Person warf noch einen kurzen Blick auf Bobby Battle, der mit friedlichem Gesichtsausdruck dalag, obwohl ein Schlauch in seiner Kehle steckte. Der Eindringling nahm Bobbys Hand, legte dem Bewusstlosen eine Armbanduhr an und stellte sie auf fünf Uhr. Schließlich nahm er einen anderen Gegenstand aus einer anderen Kitteltasche und legte ihn behutsam auf Bobbys Brust.

Es war eine weiße Vogelfeder.

Kurz darauf hatte die Person den Trakt durch den Hintereingang verlassen, begab sich zum Parkplatz und stieg dort in einen Wagen. Das Fahrzeug entfernte sich schnell vom Krankenhaus.

Der Fahrer musste einen Brief schreiben und abschicken.

Knapp zehn Minuten später ließ eines der Geräte in Bobby Battles Zimmer ein Warnsignal ertönen. Unmittelbar darauf folgte ein zweites. Binnen weniger Sekunden schrien sämtliche Geräte durcheinander.

Gleich mehrere Krankenschwestern eilten herbei. Eine Minute später erfolgte eine verschlüsselte Durchsage über das Lautsprecher-system der Klinik, und schon bald stürmte ein erfahrenes Notfallteam ins Zimmer. Doch die Ärzte kamen zu spät. Um 22.23 Uhr wurde Robert E. Lee Battle offiziell für tot erklärt.

K A P I T E L 29

Zunächst wurde vermutet, dass Battle an den Nachwirkungen seines Schlaganfalls verstorben war. Die weiße Feder auf seiner Brust, die der Killer zurückgelassen hatte, war unbemerkt zu Boden gefallen, als das Notfallteam ihn wieder zu beleben versucht hatte. Als die Feder später von einem Techniker des Krankenhauses gefunden wurde, legte er sie auf den Tisch neben dem Bett des Toten. Vielleicht ging er davon aus, dass sie aus einem Kissen stammte. Die Uhr an Battles Handgelenk fiel unter den Infusionsschläuchen und dem Schild mit den Patientendaten zunächst nicht weiter auf. Als Remmy Battle bestürzt und wütend das Zimmer betrat und wieder ging, bemerkte sie ebenfalls nichts von der Feder und der Armbanduhr. Erst als eine Krankenschwester sich über die Feder wunderte, wurden Fragen gestellt. Sie konnte nicht aus einem Kissen stammen, da diese keine Federn enthielten. Zudem stellte die rasche und unerwartete Änderung von Bobby Battles Zustand die Ärzte vor ein Rätsel, das eine genauere Untersuchung rechtfertigte.

Erst als man gegen drei Uhr am nächsten Morgen den Verstorbenen in die Leichenhalle der Klinik schaffen wollte, wurde die Armbanduhr am Handgelenk des Toten bemerkt. Dies führte zu einer gründlicheren Untersuchung der Leiche und der Infusionsbeutel. Nun entdeckte der anwesende Arzt das kleine Loch, das die Nadel hinterlassen hatte.

»Großer Gott!« war alles, was er dazu sagen konnte. Polizeichef Williams wurde aus dem Bett geholt. Während er sich auf den Weg machte, rief er King an, der wiederum Michelle benachrichtigte. Alle drei trafen fast gleichzeitig vor der Klinik ein. Überrascht stellten sie

fest, dass Chip Bailey ebenfalls anwesend war. Williams machte King und Michelle in aller Eile mit dem FBI-Agenten bekannt.

»Ich hatte mich in einem Motel in der Nähe einquartiert und den Polizeifunk eingeschaltet«, erklärte Bailey.

»Verdammt, Todd, Sie scheinen Ihre gesamte Streitmacht zur Klinik beordert zu haben.«

»Hier geht es um Bobby Battle«, gab Todd Williams zurück. »Er ist ein bedeutender Bürger der Stadt.«

King formulierte stumm den unausgesprochenen Gedanken: Und jetzt wird der ungebändigte Zorn der Witwe über dich kommen.

Das Krankenhauspersonal führte sie zu Battles Zimmer. Man hatte den Toten noch nicht von den Infusionsschläuchen und der künstlichen Beatmung befreit, aber die Geräte zur Lebenserhaltung und Überwachung waren abgeschaltet worden, da ihre Warnsignale und digitalen Anzeigen nun nicht mehr benötigt wurden. Unwillkürlich blickte Michelle immer wieder zu Battle hinüber, einem Mann, von dem sie viel gehört hatte, dem sie aber nie persönlich begegnet war. Aus irgendeinem Grund, der nicht nur mit den Umständen seines Todes zusammenhing, schien er als Verstorbener genauso faszinierend zu sein wie im Leben.

Die Oberschwester und der anwesende Arzt gaben einen knappen Bericht ab, wie sie die Feder, die Uhr und den Einstich im Infusionsbeutel entdeckt hatten.

»Das alles ist äußerst ungewöhnlich«, sagte der Arzt und gab damit die Untertreibung des Jahres zum Besten.

»Ja, wir sind überzeugt, dass so etwas nicht jede Nacht geschieht«, sagte King.

Williams untersuchte die Uhr. »Keine Zodiac«, sagte er leise zu Michelle und King. »Aber sie steht auf Punkt fünf.«

Als Williams die Vogelfeder Chip Bailey zeigte, blickte der Agent erstaunt, sagte aber nichts, bis der Arzt und die Oberschwester das Zimmer verlassen hatten.

»Mary Martin Speck«, sagte er, als sie allein waren. »Eine Krankenschwester. Sie hatte den Spitznamen Florence Nightinghell. Die Dame hat in zehn Jahren dreiundzwanzig Patienten in sechs Bundesstaaten getötet. Jetzt verbüßt sie eine lebenslange Haftstrafe in einem Bundesgefängnis in Georgia. Ihre Visitenkarte war eine weiße Feder. Sie behauptete, im Auftrag des Herrn zu handeln.«

»Also können wir mit einem weiteren Brief rechnen«, sagte King.

»Wir haben noch nicht einmal den Brief zu Diane Hinson erhalten«, beklagte sich Williams. »Warum ausgerechnet Bobby Battle? Warum wollte der Killer ihn auf seiner Liste haben? Es war riskant, sich hier hineinzuschleichen.«

Doch nach einem weiteren Gespräch mit der Oberschwester wurde ihnen schnell klar, dass es gar nicht so schwierig war, durch den Hintereingang zu kommen, wie sie ursprünglich gedacht hatten. Der Kode bestand aus der simplen Zahlenfolge 4–3–2–1 und war seit Jahren nicht geändert worden. Es gab zahlreiche Mitarbeiter des Krankenhauses, die ihn kannten und wahrscheinlich an viele andere Personen weitergegeben hatten.

»Wurde schon festgestellt, was in den Infusionsbeutel injiziert wurde?«, fragte Michelle.

»Das Labor wird den Inhalt toxikologisch analysieren«, sagte Williams. »Zum Glück hat jemand das Loch entdeckt, bevor alles entsorgt worden wäre.«

»Wo ist Sylvia?«, fragte King.

Williams schüttelte den Kopf. »Zu Hause. Es geht ihr nicht gut. Als sie letzte Nacht mit Diane Hinson fertig war, hat sie sich irgendwas

eingefangen und kotzt sich nun die Seele aus dem Leib. Zumindest hatte sie genau das vor, als wir unser Telefonat beendeten. Sie wird hier sein, sobald sie dazu in der Lage ist.«

»Das FBI ebenfalls«, sagte Bailey. »Das ist der fünfte Mord in einer Serie, zumindest nach unserem Wissensstand. Wir werden hier unsere Präsenz und Aktivität verstärken, Todd. Tut mir Leid.«

»Dann könnten *Sie* vielleicht mit Remmy reden. Wenn diese Frau erfährt, was hier passiert ist, wird sie nach meinem Skalp verlangen.«

»Damit sollten wir noch warten«, schlug King vor, »bis wir einen Brief vom Killer erhalten haben. Die Armbanduhr und die Feder machen es wahrscheinlich, dass Bobby das fünfte Opfer war, aber wir müssen uns zunächst Gewissheit verschaffen, bevor wir Remmy damit konfrontieren.«

»Gutes Argument«, stimmte Bailey zu.

»Werden irgendwelche Gegenstände aus Bobbys Zimmer vermisst?«, fragte Michelle. »Der Kerl, nach dem wir suchen, hat bisher immer irgendwas mitgehen lassen, das den Opfern gehörte.«

»Das können wir erst mit Sicherheit sagen, wenn wir mit Remmy gesprochen haben«, antwortete Williams. »Jetzt würde ich gern die Abfolge der Ereignisse rekonstruieren.« Er entfernte sich und kehrte kurz darauf mit dem Arzt und der Oberschwester zurück.

»Können Sie uns noch einmal den zeitlichen Ablauf schildern?«, fragte Williams.

»Sicher«, sagte die Schwester. »Mrs Battle war von sechzehn bis gegen zweiundzwanzig Uhr hier. Sie war die ganze Zeit im Krankenzimmer. Um kurz nach zehn war sie in relativ guter Verfassung, als die Stationsschwester das letzte Mal nach ihrem Mann sah. Während dieser Zeit gab es keine anderen Besucher.«

»Und vor dem Eintreffen von Mrs Battle?«, fragte Michelle.

»Seine Tochter Savannah kam am frühen Nachmittag und war eine Zeit lang bei ihm. Die genauen Zeiten kann ich Ihnen nicht sagen. Später war auch noch Dorothea Battle hier, schätzungsweise um halb drei.«

»Sind sie durch den Hintereingang gekommen?«, fragte Bailey.

»Savannah ja, Dorothea nein. Sie kam durch den Vordereingang.«

»Wir brauchen genaue Zeitangaben für diese Besuche«, sagte Williams.

»Wir werden uns darum kümmern«, sagte der Arzt steif. »Würden Sie mich jetzt bitte entschuldigen? Ich muss nach meinen anderen Patienten sehen.« Er machte sich zweifellos Sorgen wegen der Klage, die das Konto des Krankenhauses ebenso belasten würde wie sein eigenes.

»Ich hoffe, dass Sie mit denen mehr Glück haben«, sagte Todd Williams gereizt, der offenbar dieselbe Botschaft aus dem Tonfall des Arztes herausgehört hatte.

Nachdem der Arzt gegangen war, setzte Williams die Befragung der Oberschwester fort. »Also hat Battles Zustand sich um zweiundzwanzig Uhr fünfzehn verändert.«

Die Schwester nickte. »Er erlitt einen Herzstillstand. Als die erste Schwester eintraf, zeigten die Instrumente keine Herzaktivität mehr an. Das Notfallteam hat versucht, ihn wieder zu beleben, doch ohne Erfolg.«

»Also hat der Killer in den ungefähr zehn Minuten zwischen dem letzten Check der Stationsschwester und dem Herzstillstand zugeschlagen. Und in diesem Zeitraum entfaltete auch das Gift seine Wirkung, falls wir es damit zu tun haben«, fasste King zusammen.

Bailey nickte. »Sieht ganz danach aus.«

»Ich habe gesehen, dass es in diesem Zimmer eine Videokamera gibt«, sagte King.

»Die gibt es in jedem Zimmer. Auf diese Weise können wir sämtliche Patienten von der Schwesternstation aus überwachen.«

»Aber niemand hat gesehen, dass nach Mrs Battle jemand den Raum betreten hat?«

Die Schwester wurde ein wenig nervös. »Die Station ist manchmal nicht besetzt.«

»Zum Beispiel während des Schichtwechsels?«, sagte King.

»Ja. Und wenn jemand nach Mrs Battle gekommen ist, muss diese Person die Hintertür benutzt haben, sonst wäre sie von den Schwestern bemerkt worden.«

»Verstanden«, sagte King.

»Ziemlich dreist, wo hier überall Leute herumlaufen«, stellte Williams fest.

»Zumindest scheint die Person sich den günstigsten Zeitpunkt für ein solches Vorhaben ausgesucht zu haben«, sagte die Schwester.

»So sieht es aus«, sagte King.

Nachdem King und Michelle den Trakt verlassen hatten, machte King an der Schwesternstation Halt.

»Dürfte ich mir das mal anschauen?«, fragte er die Oberschwester. Er trat hinter den großen Tresen und betrachtete die Bilder auf den Monitoren. »Davon gibt es keine Aufzeichnungen, oder?«, fragte er.

»Nein. Die Überwachung erfolgt nicht zu Sicherheitszwecken, sondern zum Wohl der Patienten.«

»Vielleicht sollten Sie noch einmal über dieses Prinzip nachdenken.«

»Was hatte das zu bedeuten?«, erkundigte sich Michelle, nachdem sie weitergegangen waren.

»Ich habe darüber nachgedacht, dass jemand, der mit dem Dienstplan des Krankenhauses vertraut ist, auch über die Kameras Bescheid wissen muss. Schließlich will man nicht gefilmt werden, wenn man jemanden ermordet, weil das die Verteidigung bei einem Prozess erheblich erschwert. In allen anderen Zimmern waren die Kameras so ausgerichtet, dass das gesamte Bett und die Apparate zu beiden Seiten zu sehen sind. Von Battles Zimmer ist nur die rechte Seite des Bettes zu erkennen.«

»Der Killer hat die Kamera verstellt, damit er nicht bei seinem Tun beobachtet wird«, sagte Michelle. »Falls zufällig jemand auf den Monitor geschaut hätte.«

»Richtig.«

Auf dem Weg nach draußen trafen sie am Ausgang Harry Carrick. Obwohl es sehr früh am Morgen war, trug Carrick eine elegante Tweedjacke und ein Frackhemd mit offenem Kragen.

»Harry, was machen Sie denn hier?«, fragte King.

»Bobby Battle und ich waren alte Freunde. Außerdem arbeite ich als Anwalt für das Krankenhaus. Man hat mich angerufen und aus dem Bett geholt. Ich bin gerade mit der Beratung fertig. Ich gebe offen zu, dass es hier einen Konflikt gibt. Aber so ist das Leben. Haben Sie Remmy gesehen?«

»Nein, sie war schon gegangen, als wir kamen.«

»Ich habe gehört, dass in Bobbys Zimmer gewisse Dinge gefunden wurden«, sagte Carrick. »Ich vermute, es steckt mehr hinter der Sache.«

»So ist es. Wir wissen nur noch nicht genau, was.«

»Ich will Sie nicht aufhalten. Aber wir müssen uns demnächst noch einmal über den Fall Junior unterhalten.«

»Wie läuft es?«

»Was Sie bisher herausgefunden haben, sind interessante Informationen für mich, auch wenn sie uns noch nicht weiterhelfen. Ich habe mal vorsichtig beim Staatsanwalt angefragt, ob sich vielleicht so etwas wie ein Vergleich schließen lässt, bin aber gegen eine Mauer gerannt. Remmy hält eindeutig die Fäden in der Hand. Sie war schon vorher in Rage. Und nachdem jetzt Bobby tot ist, kann ich mir nicht vorstellen, dass ihre Wut verraucht.«

»Eher das Gegenteil«, sagte Michelle.

»Eher das Gegenteil«, bestätigte Carrick missmutig. »Wie gesagt, ich will Sie nicht länger aufhalten. Wenn Sie etwas Neues über Bobbys Tod erfahren, geben Sie mir sofort Bescheid.«

Er ließ sie allein. Sie beobachteten, wie er in einen perfekt restaurierten British MG stieg und in den rötlichen Schein der aufgehenden Sonne davonfuhr.

Michelle drehte sich zu King um. »Harry tut mir irgendwie Leid. Er ist ein Freund der Battles, und trotzdem vertritt er Junior Deaver *und* die Klinik, in der Bobby starb.«

King nickte. »Das Krankenhaus von Wrightsburg kann sich auf einen harten Prozess gefasst machen. Es hat schon eine gewisse Ironie, eine Einrichtung zu verklagen, der man zuvor sehr viel Geld gestiftet hat.«

»Ich glaube kaum, dass Remmy Battle sich dadurch von ihrem Vorhaben abbringen lässt.«

»Ich auch nicht.« King streckte sich und gähnte. »Tja, soll ich ins Büro gehen oder mich in meinem Boot noch mal schlafen legen?«

»Ich werde eine Runde joggen«, sagte Michelle. »Wie wär's, wenn du mitmachst? Endorphine sind gut fürs Gehirn.«

»Joggen! Du warst doch gerade erst beim Kickboxen!«

»Das war gestern, Sean.«

»Selbst Gott hat sich einen freien Tag genommen.«

»Wäre er eine Frau gewesen, hätte er das nicht nötig gehabt.«

»Okay, du hast mich überredet.«

Sie sah ihn zufrieden an. »Du leistest mir beim Joggen Gesellschaft?«

»Nein, ich gehe zurück auf mein Boot, um zu schlafen. Wenn selbst Gott sich eine Auszeit gegönnt hat, kann ich es erst recht tun.«

K A P I T E L 3 0

Das Postamt hatte die strikte Anweisung, jeden verdächtigen Brief, der an die *Gazette* adressiert war, unverzüglich an die Polizei weiterzuleiten. Der Hinson-Brief kam einen Tag nach dem Mord an Bobby Battle. Diesmal war es eine kurze Botschaft.

Ein Anwalt weniger, na und? Ich schätze, ihr wisst, wer ich dieses Mal nicht bin. Wir sehen uns bald wieder.

Inzwischen hatte Sylvia Diaz sich von ihrer Unpässlichkeit erholt und endlich die Autopsie an Robert Battle vorgenommen.

King und Michelle trafen sie in ihrem Büro an. Sie erfuhren, dass Polizeichef Williams und Chip Bailey der Autopsie beigewohnt hatten.

»Ich glaube, Todd hat jetzt keine Probleme mehr mit Leichen. Eine Sache der Gewöhnung. In letzter Zeit hat er einfach zu viele Tote gesehen«, bemerkte Sylvia.

»Woran ist Bobby gestorben?«, fragte King.

»Das lässt sich erst mit Sicherheit sagen, wenn in ungefähr einer Woche die Ergebnisse der toxikologischen Untersuchungen kommen. Aber es sieht ganz danach aus, als hätte jemand eine größere Menge Kaliumchlorid in den Infusionsbeutel mit der Nährlösung gespritzt. Die Substanz dürfte sich in weniger als zehn Minuten in der Lösung ausgebreitet haben, ist durch die Schläuche in den Körper eingedrungen und hat ein sofortiges Herzflimmern ausgelöst. In Bobbys bereits geschwächtem Zustand muss das Ende schnell und schmerzlos gewesen sein.«

»Das deutet auf gute medizinische Kenntnisse hin«, sagte King.

Sylvia dachte einen Moment darüber nach. »Sicher, Kaliumchlorid wird nicht häufig benutzt, um jemanden zu ermorden. Doch wenn der Täter wirklich medizinische Kenntnisse besitzt, hat er ziemlich nachlässig gehandelt.«

»Wie meinst du das?«

»Battle wurde mit den üblichen Infusionen versorgt – Heparin zur Blutverdünnung, eine Salz-Zucker-Lösung, eine Einheit zur parenteralen Ernährung, ein Antibiotikum zur Bekämpfung der Lungenentzündung, die er sich durch die lange künstliche Beatmung zugezogen hat, und Dopamin zur Stabilisierung des Blutdrucks.«

»Und was soll uns das sagen?«, fragte King.

»Wenn die unbekannte Person das Kaliumchlorid nicht in den Infusionsbeutel, sondern direkt in den Schlauch injiziert hätte, wäre die tödliche Wirkung dieselbe gewesen, aber nicht mehr nachzuweisen. Dazu muss man wissen, dass sich in der Nährlösung bereits Kaliumchlorid befindet – und damit auch in Battles Körper. Dass jemand der Lösung zusätzliches Kaliumchlorid beigefügt haben muss, konnte ich nur feststellen, indem ich die tatsächliche Konzentration mit dem üblichen Mischungsverhältnis in einem Infusionsbeutel verglichen habe. In diesem Fall war die Konzentration dreimal so hoch – mehr als genug, um ihn zu töten.«

»Du willst damit sagen, dass du nichts bemerkt hättest, wenn der Mörder das Kaliumchlorid in den Infusionsschlauch gespritzt hätte?«

»Ja. Die Rückstände im Schlauch wären zu gering gewesen, um Verdacht zu erregen. Es wäre viel verdächtiger gewesen, wäre dort kein Kaliumchlorid nachweisbar. Wie gesagt, es befand sich bereits in Battles Körper. Es wird auf natürliche Weise absorbiert; deshalb hätte durch die Autopsie allein niemals eine Überdosierung bestätigt werden können.«

»Also hat diese Person gewisse medizinische Kenntnisse, kann aber kein Experte sein«, sagte King.

»Oder er wollte, dass der Mord an Battle entdeckt wird«, gab Michelle zu bedenken. »Als wären die Uhr und die Feder noch nicht genug.«

»Sie wären beinahe nicht genug gewesen«, erwiderte King. »Die Feder ist zu Boden geschwebt, und die Uhr ist unter den Schläuchen und Schildern gar nicht aufgefallen.«

»Das ergibt keinen Sinn«, sagte Sylvia. »Die erste Regel für Mörder lautet doch, dass man stets versuchen sollte, einen perfekten Mord zu begehen. Und man kann es kaum perfekter machen, als dafür zu sorgen, dass alles so aussieht, als wäre gar kein Mord begangen worden.«

Michelle und King schüttelten gleichzeitig den Kopf. Keiner hatte eine Idee, die das Verhalten des Killers erklärt hätte.

Sylvia seufzte. »Es spielt zwar keine Rolle mehr, aber ich habe bei Battle Symptome einer Arteriosklerose festgestellt. Und die Oberfläche der Aorta war ungewöhnlich stark gerunzelt. Außerdem hatte er einen kleinen Tumor im rechten Lungenflügel, möglicherweise der Anfang von Lungenkrebs. Nichts Ungewöhnliches für einen Raucher in seinem Alter.«

»Wie steht es mit Diane Hinsons Todesursache?«, fragte King. »Auch wenn sie offensichtlich erscheint.«

»Sie starb an schweren inneren Blutungen durch die zahlreichen Stichverletzungen. Die Klinge hatte die Aorta, die Herzkammer und die linke Lunge beschädigt. Auch für sie dürfte es nach wenigen Minuten vorbei gewesen sein – allerdings nicht annähernd so schmerzlos wie bei Battle.«

»Wurde sie vergewaltigt oder sonst wie sexuell missbraucht?«, fragte King.

»Die Autopsie hat keinen Hinweis darauf geliefert, aber die Laborergebnisse stehen noch aus. Ich habe von der Parallele zu Florence Nightinghell gehört. Also werden wir wohl einen Brief zu diesem Thema erhalten.«

»Der Hinson-Brief deutete an, dass wir ihn bald wiedersehen würden, und so war es«, sagte Michelle. »Immerhin, er steht zu seinem Wort.«

»Zuerst eine Nackttänzerin«, sagte King, »dann zwei Teenager, dann eine Anwältin und nun Bobby Battle.«

»Es scheint, als würde der Killer mit jedem Mord ein höheres Risiko eingehen«, stellte Sylvia fest.

»Mit einer Nackttänzerin anzufangen, die er vielleicht in einer Bar ausfindig gemacht, erschossen und in den Wald geschafft hat, und dann einen schwerreichen Geschäftsmann zu vergiften, der im Krankenhaus im Koma liegt, kann man wohl nicht als zusammenhängend bezeichnen«, sagte King. »Ich möchte nicht gefühllos erscheinen, aber wie sucht der Kerl sich seine Opfer aus? Nach One-Night-Stands oder nach der sozialen Hierarchie?«

»Wie ich bereits sagte, er scheint außerhalb des üblichen Schemas zu handeln«, erklärte Sylvia und rieb sich die blutunterlaufenen Augen.

King musterte sie aufmerksam. »Du siehst ziemlich schlimm aus«, sagte er mit einem entwaffnenden Lächeln. »Du solltest ins Bett gehen.«

»Danke für die Anteilnahme. Ich werde versuchen, deinen Rat zu befolgen – irgendwann in den nächsten Wochen.«

»Wo ist Kyle Montgomery?«, fragte Michelle. »Könnte er nicht deine Arbeit übernehmen?«

»Er ist kein Pathologe und kann keine Autopsien vornehmen. Und um deine erste Frage zu beantworten: Er hat sich krankgemeldet. Wäre schön, wenn auch ich mir das erlauben könnte. Ich habe fast die ganze letzte Nacht auf Knien vor der Kloschüssel verbracht, und drüben warten jede Menge Patienten auf mich. Gott sei Dank gibt es Antibiotika.«

»Was hältst du davon, dass der Killer diesmal Mary Martin Speck nachgeahmt hat?«, fragte Michelle.

»Du meinst, dass er sich keinen Mörder, sondern eine Mörderin ausgesucht hat?«

Michelle nickte.

»Ich weiß nicht, was ich davon halten soll«, sagte Sylvia. »Jede Frau hätte Battle mühelos töten können. Es ist keine besondere Körperkraft nötig, um den Inhalt einer Spritze in einen Infusionsbeutel zu entleeren. Aber ich würde jederzeit meinen professionellen Ruf darauf verwetten, dass Rhonda Tyler und Diane Hinson von einem Mann ermordet wurden. Eine Frau hätte Tyler nicht über eine so weite Strecke durch den Wald schleppen können, und die Stichwunden in Diane Hinsons Körper waren sehr tief. Es war entweder ein Mann oder eine Frau, die so kräftig ist, dass ich ihr nicht in einer dunklen Gasse begegnen möchte.«

»Also wäre es möglich, dass wir es mit zwei Mördern zu tun haben, einem Mann und einer Frau«, sagte Michelle.

»Nicht unbedingt«, wandte King ein. »Der einzige Beweis dafür wäre die Anspielung auf Speck und die Vogelfeder, wie Bailey richtig bemerkt hat. Erst wenn wir den Brief bekommen, werden wir wissen, ob der Killer Speck imitiert hat. Die Feder könnte für diesen Täter etwas ganz anderes symbolisieren.«

»Stimmt«, räumte Michelle ein. Sylvia nickte ebenfalls.

King sah die beiden Frauen an. »Wollt ihr einen ziemlich abwegigen Gedanken hören?«

»Warum nicht?«, sagte Michelle.

»Bobby Battle war ein sehr reicher Mann. Ich frage mich, wer von seinem Testament begünstigt wird.«

Nach längerem Schweigen sagte Sylvia: »Willst du damit andeuten, ein Familienmitglied könnte ihn aus Geldgier getötet haben? Und dass diese Person sich bemüht hat, es wie einen der Serienmorde aussehen zu lassen?«

»Eddie kann es nicht gewesen sein«, sagte Michelle. »Er war mit uns bis nach elf Uhr im *Sage Gentleman*.«

»So ist es«, sagte King. »Aber Dorothea und Savannah waren vor Remmy in der Klinik. Bei der Gelegenheit können sie zwar nicht das Gift injiziert haben, weil Bobby dann schon vor Remmys Ankunft tot gewesen wäre, aber wenn eine von ihnen während ihres früheren Besuchs das Kaliumchlorid im Zimmer versteckt hat, könnte sie sich zurückgeschlichen haben, nachdem Remmy gegangen war, um nach der Tat sofort wieder zu verschwinden.«

»Eddie sagte, dass Dorothea auf irgendeinem Empfang war«, gab Michelle zu bedenken.

»Das werden wir überprüfen.«

»Viele Morde werden aus finanziellen Motiven begangen«, sagte Sylvia. »Das könnte tatsächlich eine Spur sein, Sean.«

»Wenn ich schon dabei bin – hier ist noch eine Überlegung: Remmy hat sich stundenlang in Bobbys Zimmer aufgehalten. Sie könnte das Zeug in den Beutel gespritzt haben, bevor sie gegangen ist.«

»Welches Motiv sollte Remmy gehabt haben?«, fragte Sylvia. »Sie ist reich genug.«

»Was wäre, wenn Bobby sich wieder als Schürzenjäger betätigt hat und sie dieses Spielchen nicht mehr mitmachen wollte? So was lässt sich durch kein Geld der Welt gutmachen.«

»Das wäre natürlich etwas anderes. Hast du Beweise, die deine Theorie stützen?«

King dachte an Battles Geheimfach und den Ehering, den Remmy nicht am Finger getragen hatte, doch er beschloss, dies Sylvia gegenüber nicht zu erwähnen. »Ich behaupte nicht, dass wir es beweisen könnten. Ich deute nur auf Möglichkeiten hin. Und eine Frau zu verschmähen ist eines der ältesten Mordmotive, die es gibt. Also entfernt sie sich mit einem eingebauten Alibi vom Tatort und lässt zur Irreführung die Feder und die Uhr zurück. Da die Vorgehensweise des Serienmörders in sämtlichen Medien breitgetreten wurde, weiß sie über diese Einzelheiten Bescheid.«

»Aber ihre bloße Anwesenheit macht sie zu einer Verdächtigen, vor allem, wenn Gift mit zeitlich verzögerter Wirkung im Spiel ist«, warf Sylvia ein. »Wenn sie einen solchen Plan hätte durchführen wollen, wäre es sinnvoller für sie gewesen, sich zu einem anderen Zeitpunkt hineinzuschleichen und wieder zu verschwinden, bevor irgendwer sie sieht. Beim jetzigen Stand der Dinge hat sie überhaupt kein Alibi.«

»Wenn ich Battles Mörder wäre«, sagte Michelle, »und versucht hätte, die Tat unserem Serienmörder aus der Nachbarschaft in die Schuhe zu schieben, würde ich jetzt höllisch aufpassen.«

»Wie meinst du das?«, fragte Sylvia.

»Weil der Serienmörder jetzt ziemlich verärgert sein dürfte.«

»Ich kann dir immer noch nicht folgen«, sagte Sylvia.

»Betrachte es mal aus folgender Perspektive. Die Serienmorde wurden penibel geplant und ausgeführt. Wir haben Briefe, in denen der Killer sich über die Polizei lustig macht. Dieser Typ ist ein Kontroll-

freak und verfolgt irgendeinen umfassenden Generalplan. Wenn jemand anders Bobby Battle getötet hat und die Schuld auf den Serientäter schieben will, könnte unser Kontrollfreak das als Störung seines Meisterwerks betrachten. Er könnte sich am Mörder Battles rächen wollen.«

»Also haben wir es jetzt vielleicht mit einem Mörder zu tun, der auf einen anderen Mörder losgeht«, sagte King.

»Genau«, sagte Michelle.

K A P I T E L 3 1

»Ich stelle Sie beide als Deputys ein«, sagte Todd Williams, als er King und Michelle am nächsten Tag in ihrem Büro besuchte. Sie erwiderten seinen Blick mit Fassungslosigkeit.

»Wie bitte?«, sagte King. »Ich war Ihnen schon einmal als Deputy unterstellt und habe nicht den Wunsch, in meinen alten Job zurück-zukehren, Todd.«

»Ich hab Sie nicht vor die Wahl gestellt. Ich brauche Sie!«

»Zwangsarbeit ist seit längerer Zeit illegal«, erwiderte King.

»Was ist los, Todd?«, fragte Michelle.

»Die Leute vom FBI wollen mich aus dem Zug schubsen. Das ist los.«

»Aber Sie selbst haben ihre Unterstützung angefordert«, warf King ein.

»Aber ich wollte nicht, dass ich hier in meiner eigenen Stadt gar nichts mehr machen kann. Natürlich bin ich bereit, mit den FBI-Leuten zusammenzuarbeiten. Ich habe auch nichts dagegen, wenn sie gemeinsam mit mir die Ermittlungen leiten. Aber ich werde auf keinen Fall zulassen, dass sie mich bei der Arbeit an meiner Mordserie behindern.«

King schüttelte verwirrt den Kopf. »Todd, ich glaube, Sie haben an zu vielen Obduktionen teilgenommen. Warum überlassen Sie diesen Leuten nicht einfach den Fall? Sie haben das nötige Personal und die nötige Erfahrung. Sollen die anderen sich doch den Kopf darüber zerbrechen.«

»Hier geht es auch um meinen Stolz, Sean«, erwiderte Williams beleidigt. »Und Sie beide haben schon eine Menge Zeit in den Fall investiert. Wenn wir zusammenarbeiten, können wir die Nuss vielleicht sogar schneller knacken als das allmächtige FBI! Scheiße, Chip Bailey läuft schon herum, als wäre er hier der King! Ich warte nur darauf, dass er mich auffordert, ihm einen Kaffee zu kochen. Lieber würde ich den Mistkerl erschießen!« Er sah die beiden mit flehendem Blick an. »Na los, ihr habt doch mindestens so viel Erfahrung wie jeder von diesen Typen. Ich weiß, dass wir es zusammen schaffen können. Und denkt daran, dass wir hier leben. Wir müssen dafür sorgen, dass Wrightsburg wieder zu einer sicheren Stadt wird. Es ist unsere Heimat. Die Leute verlassen sich auf uns.«

Michelle und King wechselten einen nachdenklichen Blick.

»Dieser Vorschlag ist zumindest eine interessante Herausforderung«, sagte Michelle.

»Das ist Gleitschirmfliegen auch. Trotzdem sollte man es nicht tun«, entgegnete King.

»Komm schon, Sean, du findest diesen Fall doch auch faszinierend. Das kannst du nicht abstreiten. Du denkst die ganze Zeit darüber nach, ob du nun daran arbeitest oder nicht. Und wenn wir zu Deputys ernannt werden, haben wir als Ermittler wenigstens einen gewissen offiziellen Status. Vielleicht kommen wir dann sogar besser voran.«

»Und was ist mit unserer Detektei?«

»Ihr könnt eure normale Arbeit trotzdem fortsetzen«, antwortete Williams ohne jedes Zögern. »Ich verlange ja nicht, dass ihr eure gesamte Zeit mit dem Fall verbringt. Aber ich bin bereit, euch Zugang zu allem zu geben, was ihr braucht. Dann müsst ihr mich nicht ständig um Erlaubnis fragen. Ihr könnt in meinem offiziellen Auftrag ganz al-

lein mit Leuten reden und herumschnüffeln. Ich habe hier das Sagen. Ich kann jeden zum Deputy machen.«

»Und Bailey wird damit kein Problem haben?«, sagte King skeptisch. »Kommen Sie, Todd!«

»Und was soll passieren, wenn er sich auf die Hinterbeine stellt? Gegen eure Referenzen kann er nichts sagen. Aber keine Sorge, ich werde mich um ihn kümmern. Dafür werde ich einstehen, und wenn ich bis zum Gouverneur gehen muss.«

»Ich weiß nicht recht«, sagte King. »Das könnte sich zu einem Altraum entwickeln, und davon hatte ich im Secret Service genug.«

Michelle boxte ihm gegen den Arm. »Na komm! Was soll schon Schlimmes passieren?«

»Dieser Psycho könnte uns umbringen! Das würde ich als ziemlich schlimm bezeichnen.«

Michelle sah Williams an und zwinkerte. »Ich bin dabei.«

Der Polizeichef musterte King nervös. »Sean?«

Er schwieg eine Weile. »In Ordnung«, murmelte er schließlich.

»Gut«, sagte Williams mit hörbarer Erleichterung. Er nahm zwei silberne Sterne aus der Tasche, leierte zweimal dieselbe Formel in juristischem Jargon herunter und reichte ihnen die Abzeichen. »Okay, jetzt seid ihr meine offiziellen Deputys. Dann können wir jetzt auch die förmliche Anrede lassen. Und nun seht euch mal das hier an.«

Er zog ein Stück Papier hervor und gab es an sie weiter. King und Michelle lasen es gleichzeitig.

»Der Brief von Bobbys Mörder, dem Nicht-Imitator von Mary Martin Speck«, sagte Michelle, als sie wieder aufblickte.

King las den Text laut vor: »Und wieder einer. Das war der Fünfte. Diesmal war es ein großer Brocken, aber es kommen noch mehr. Trotzdem bin ich nicht Mary, keine Florence Nightinghell. Die Feder

war einfach nur eine Feder. Eine Feder für die Federgewichte, die ihr seid! Wir sehen uns bald wieder. Nicht-MMS.«

Er blickte mit nachdenklicher Miene auf. »War ein Zodiac-Symbol auf dem Umschlag, in dem dieser Brief eintraf?«

»Nein. Genauso wie die Briefe zu Steve Canney, Janice Pembroke und zu Diane Hinson. Wir haben ihn bereits auf Fingerabdrücke und andere Spuren untersucht. Nichts.«

»In diesem Brief heißt es, dass Battle das Opfer Nummer fünf war«, sagte King.

»Weil er die Nummer fünf *ist*, Sean«, erwiderte Williams.

»Aber im Pembroke-Canney-Brief wurde nur der Tod *einer* Person erwähnt. Wenn man das wörtlich nimmt, wäre Battle erst das vierte Opfer. Das ist eine Ungereimtheit, die im Moment nicht zu erklären ist.«

Williams schlug sich mit der Hand auf den Oberschenkel. »Siehst du, deshalb wollte ich euch beide mit an Bord nehmen. Ihr erkennt solche Dinge und zieht daraus eure Schlussfolgerungen.«

»Wir könnten damit aber auch völlig danebenliegen«, entgegnete King.

»Oder völlig richtig«, sagte Williams. »Es gibt da noch etwas, das ihr wissen solltet. Diane Hinson trug ein goldenes Fußkettchen. Es wurde weder an der Leiche noch im Haus gefunden.«

»Janice Pembrokes Fingerring, Steve Canneys Christophorus-Anhänger, möglicherweise Tylers Nabelring und nun Diane Hinsons Fußkettchen«, fasste King zusammen.

»Vielleicht hat der Täter die Gegenstände als Trophäen seiner Opfer an sich genommen«, sagte Michelle.

»Mag sein. Hat er auch irgendwas von Bobby Battle?«

»Nicht dass wir wüssten.« Williams sah King aufmerksam an.
»Was werdet ihr als Nächstes unternehmen?«

King dachte einen Moment darüber nach. »Es wird Zeit«, sagte er schließlich, »dass wir ein für alle Mal klären, ob es eine Verbindung zwischen den Morden gibt.«

»Aber Sean!«, sagte Williams. »Wir wissen, dass die Morde von ein und derselben Person begangen wurden.«

»Nein, das wissen wir nicht«, widersprach King entschieden. »Aber das habe ich gar nicht gemeint. Ich würde gern herausfinden, ob die Opfer eine Gemeinsamkeit haben, ob es irgendeine Verbindung zwischen ihnen gibt.«

»Die gibt es bei Serienmorden nicht«, warf Williams ein.

»Dieser Fall könnte die Ausnahme von der Regel sein«, sagte King.
»Und zu diesem Zweck werden wir noch einmal in die Höhle des Löwen zurückkehren müssen.«

»Höhle des Löwen?«, sagte Michelle. »Was meinst du damit?«

»Wir müssen uns noch einmal bei den Battles umsehen.«

»Ich glaube, ich würde mir lieber Priscilla Oxley vornehmen«, sagte Michelle. »Und ich schwöre dir, wenn diese Frau mich noch einmal Püppchen oder so ähnlich nennt, wird sie es bitter bereuen.«

Nachdem Williams gegangen war, fragte Michelle: »Was hoffst du wirklich bei den Battles in Erfahrung zu bringen?«

»Mit ein wenig Glück die Antwort auf deine Frage, warum Remmy ihren Ehering nicht getragen hat«, sagte King. »Und eine Lösung des Rätsels, was in Bobbys Geheimfach gewesen ist.«

»Aber das alles hängt mit dem Einbruch zusammen, nicht mit den Morden.«

»Stimmt. Nur dass der Grund, warum Battle ermordet wurde, vielleicht im Geheimfach verborgen war. Selbst wenn er von jemand anderem getötet wurde, müssen wir auch diesen Jemand finden.«

»Okay, aber wenn er wirklich von einem Mitglied der Battle-Sippe vergiftet wurde, kann es sein, dass wir irgendwann einem Mörder gegenüberstehen.«

»Und je früher wir herausfinden, wer es ist, desto besser.«

»Auf wen würdest du dein Geld setzen, wenn es einer von ihnen war? Eddie war mit uns zusammen. War es die eiserne Lady, die misstratene Tochter oder die schlangenzüngige Schwiegertochter?«

»Ich werde mich vorläufig mit einem Urteil zurückhalten. Aber wenn Battles Tod nur eine Nachahmungstat mit einem ganz anderen Motiv war, wird uns das jener Person, die bisher vier Menschen umgebracht hat, kein Stück näher bringen.«

»Du glaubst also, dass es weitere Opfer geben wird?«

»Wer weiß?« Er schlug ihr auf die Schulter. »Sei vorsichtig da draußen.«

»Du weißt, dass ich sehr gut auf mich aufpassen kann, Sean.«

»Das habe ich nicht gemeint. Ich möchte dich in meiner Nähe haben, damit du *mich* beschützt.«

K A P I T E L 3 2

Der Mord an Bobby Battle war in sämtlichen Zeitungen der Gegend der große Aufmacher. Die Schlagzeilen klangen besonders sensationell aufgrund der Tatsache, dass Bobbys Tod dem Serienmörder zugeschrieben wurde. Was man der Presse und Öffentlichkeit vorenthalten hatte, waren die gestohlenen Gegenstände und der genaue Inhalt der Briefe.

Die Bürger von Wrightsburg verschlossen ihre Türen, reinigten ihre Waffen, schalteten ihre Alarmanlagen ein und beobachteten ihre Mitbürger. Ihre Blicke ließen keinen Zweifel, was sie dachten: Wenn jemand wie Bobby Battle mitten in einem belebten Krankenhaus ermordet werden konnte, war keiner mehr sicher.

Und mit dieser Vermutung hatten sie völlig Recht.

Die Höhle lag tief in den Hügeln östlich von Wrightsburg, in Richtung Charlottesville. Der Eingang lag hinter umgestürzten Kiefern und einem dichten Vorhang aus Efeu, und es führte kein erkennbarer Pfad darauf zu. Das Loch in den Felsen war groß genug, um mehrere Schwarzbärfamilien zu beherbergen, was in der Vergangenheit sogar häufig geschehen war. Doch nun gab es nur einen einzigen Höhlenbewohner, der obendrein auf zwei Beinen ging. Trotzdem handelte es sich um ein Raubtier.

Er saß an einem grob gefertigten Tisch mitten in der Höhle und grübelte. Der Unterschlupf war mit genügend Vorräten ausgestattet, um für einen längeren Zeitraum überleben zu können. Das einzige Licht kam von einer batteriebetriebenen Lampe. Der Mann hielt die

Sturmhaube in der Hand, die er bei den Morden an vier Personen getragen hatte. Vorsichtig betastete er den Stoff. Er war ein Henker. Doch Henker vollstreckten gewöhnlich nur Todesurteile, die rechtmäßig gesprochen worden waren.

Er betrachtete die Zeitung. Von der Titelseite blickte ihm ein körniges Foto von Robert Battle entgegen, das vor Jahren aufgenommen worden war. Die Schlagzeile lautete: *Millionär und Wohltäter Robert E. Lee Battle in Klinik ermordet, Serienkiller verdächtig.*

Serienkiller! Das Wort brannte sich in sein Hirn ein, bis er die Zeitung zusammenknüllte und wütend fortwarf. Dann griff er nach der Lampe und schleuderte sie gegen die Felswand, sodass es stockdunkel wurde. Er stand auf und tappte herum, stieß immer wieder an etwas an, stürzte, rappelte sich auf und trommelte mit den Fäusten gegen die Wand aus Gestein und Erde, bis seine Hände taub waren. Als er sich ausgetobt hatte, brach er erschöpft auf dem kalten Boden zusammen.

Plötzlich schrie er so laut, dass er das Gefühl hatte, sein Herz würde platzen. Schließlich kühlte der Schweiß auf seiner Haut sich ab, sein Atem ging regelmäßiger, und er beruhigte sich allmählich. Er kroch zu einem Koffer, der vor einer Wand stand, öffnete ihn und holte eine andere Lampe hervor, eine Petroleumlaterne. Er kramte in seiner Hosentasche nach Streichhölzern, entzündete den Docht und drehte das Licht auf. Dann sah er sich um und suchte nach der Zeitung. Er setzte sich wieder an den Tisch und las den Artikel. Diesmal ließ er sich nicht vom Foto des Toten ablenken.

Es war ein Rückschlag für ihn, ein schwerer Rückschlag, aber schließlich war das Leben voller Enttäuschungen. Er musste einfach nur das tun, was er schon immer getan hatte: ein Hindernis zu seinem Vorteil nutzen. Auch wenn der große Bobby Battle tot war, gab es

noch viel zu tun. Es gab noch einige Menschen, die getötet werden mussten – nein, *exekutiert*, verbesserte er sich.

Er starrte auf die Schlagzeile, insbesondere auf die letzten beiden Worte. *Serienkiller verdächtig*. Dieser Nachahmer hatte seinen Ruhm auf schlimmste Art missbraucht. Er hatte seinen Triumph gestohlen und dann ihm die Schuld gegeben. Doch er verspürte eine gewisse Bewunderung für das Geschick dieses Betrügers. Er bewunderte ihn, würde ihm aber nicht verzeihen.

Er zog einen Zettel hervor, auf dem verschlüsselt die Liste der Namen seiner Opfer stand – sowohl jener, die bereits tot waren, als auch derer, die er noch umbringen würde. Mit einem Stift schrieb er ein Fragezeichen hinter die letzte Zeile auf dem Blatt. Er würde diesen Nachahmer finden, bevor die Polizei ihn fassen konnte, und er würde ihn töten. Das verlangte die Gerechtigkeit.

K A P I T E L 3 3

»Kyle, was tun Sie da?«, fragte Sylvia, als sie das Verwaltungsbüro ihrer Arztpraxis betrat und sah, dass Montgomery vor dem Computer saß.

Er drehte sich mit dem Stuhl zu ihr herum. »Oh, hallo, Doc. So früh hab ich Sie noch gar nicht erwartet.«

»Das sehe ich. Was tun Sie da?«

»Ich bin im Internet.«

»Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, dass Sie den Computer nicht für private Zwecke benutzen dürfen.«

»Das tue ich auch gar nicht. Ich wollte ein paar neue Kittel und Mundschutze bestellen, die wir für die Praxis und die Pathologie brauchen. Ich habe einen Anbieter gefunden, der viel günstiger ist als unser derzeitiger Lieferant.«

»Kyle, für die Praxis ist das kein Problem, aber die Leichenhalle ist eine staatliche Einrichtung. Dafür gelten strenge Vorschriften. Sie können nicht einfach irgendwas bestellen und die Staatskasse damit belasten.«

»Mensch, Doc, ich will doch nur unsere Kosten senken!«

»Das ist gut gemeint von Ihnen. Aber es gibt nun mal bestimmte Vorgehensweisen, an die wir uns halten müssen.«

»Manchmal frage ich mich, warum ich mir überhaupt die Mühe mache. Überall nur Verbotsschilder.«

»Glauben Sie, mir macht das Spaß? Schicken Sie mir einfach eine E-Mail mit einem Vergleich der Kosten, und ich schleuse die Sache ins

System ein. Wenn es wirklich ein gutes Angebot ist, machen wir's, sowohl hier als auch nebenan.«

Montgomerys Laune besserte sich. »Prima, Doc. Toller Vorschlag.«

Sie verschränkte die Arme über der Brust und sah ihn an. »Sie machen den Eindruck, als hätten Sie sich vollständig von Ihrer Erkrankung erholt. Muss eine ziemlich kurze Infektion gewesen sein.«

»War es auch. Und was ist mit Ihnen? Fühlen Sie sich wieder besser?«

»Nein. Aber ich kann es mir nicht leisten, zu Hause zu bleiben.«

»Kommen Sie, Doc. Die Toten werden sich schon nicht beklagen, wenn Sie ein bisschen zu spät kommen.«

»In den Leichenschauhäusern des ganzen Landes stapeln sich die Toten, und in jeder Minute geht der Verwesungsprozess weiter, Beweise gehen verloren, und die Chance, dass Verbrecher ungestraft davonkommen, nimmt dramatisch zu. Ich will nicht, dass so etwas auch hier geschieht.«

»Verstanden, Doc. Sie sind die Beste.«

»Hmm. Machen Sie hier Schluss. Wir müssen die Obduktionsberichte über Hinson und Battle fertig stellen, und heute steht eine lange Patientenliste auf unserem Terminkalender.«

»Alles klar.«

Nachdem Sylvia gegangen war, schloss Montgomery rasch die Arbeit ab, mit der er in Wirklichkeit beschäftigt gewesen war: Er hatte die Dateien mit den Medikamentenbeständen manipuliert, um seinen Diebstahl zu vertuschen. Anschließend prägte er sich ein, unbedingt einen günstigen Anbieter für Kittel im Internet zu suchen, um Sylvia etwas vorlegen zu können. Eins hatte er sehr schnell gelernt: Diese Frau vergaß nie etwas. Wenn er sich nicht darum kümmerte, würde

sie ihn irgendwann danach fragen, und wenn er dann keine Antwort parat hatte, würde das ihren Verdacht erregen. Eigentlich durfte er das Passwort gar nicht kennen, das ihm Zugang zu diesen Dateien verschafft hatte, doch er hatte es der Frau abgeluchst, die für diese Arbeit zuständig war. Sie kam nur an drei Tagen die Woche in die Praxis, wodurch Kyle jede Menge Zeit hatte, seine Spuren zu verwischen, wenn er für einen »Schwund« des Medikamentenbestandes gesorgt hatte.

Doch Kyle Montgomery hatte Sylvia unterschätzt. Sie hatte bereits Verdacht geschöpft. Und ihr Misstrauen konnte im Laufe der Zeit nur stärker werden.

Als Montgomery aufstand, um ihr zu folgen, fiel sein Blick auf die Zeitung, die auf dem Schreibtisch neben dem Computer lag. Die Schlagzeile war dieselbe, über die der Mann in der Höhle sich so erregt hatte. Montgomery überflog den Artikel. Der Mord war am gleichen Abend geschehen, als er der Frau im *Aphrodisia* die Medikamente geliefert hatte. Nach Angaben der Zeitung hatte die Tat sich in genau der Stunde ereignet, als Montgomery auf dem Weg zum Nachtclub am Krankenhaus vorbeigefahren war. Vielleicht war er dem Mörder unterwegs sogar begegnet. Diese Erkenntnis verursachte ihm eine Gänsehaut. Während er sich an den Abend erinnerte, wurde ihm plötzlich klar, was er gesehen hatte. Und wie Kyle Montgomery es schon sein Leben lang getan hatte, überlegte er sich sofort, wie er dieses Wissen am besten zu seinem eigenen Vorteil nutzen konnte.

K A P I T E L 3 4

Junior Deaver wuchtete eine Palette mit Asphalterschindeln von der Ladefläche seines Pick-ups. Sie landeten mit einem Krachen auf dem Boden, das laut durch die Stille des frühen Morgens hallte. Junior sprang vom Pick-up und betrachtete das Haus, das er für seine Familie baute. Die Wände standen, der Dachstuhl war fertig, und schon bald würde es gedeckt sein. Aber es war eine langwierige Arbeit gewesen. Das meiste hatte er selbst gemacht und nur gelegentlich Kumpel zu Hilfe geholt. Es war kein großes Haus, aber sehr viel geräumiger als der überbreite Wohnwagen, in dem sie derzeit lebten. Junior nahm seinen Werkzeuggürtel von der Ladefläche, legte ihn um und wollte den Benzengenerator anwerfen, der die Luftdruckpistole antrieb, mit der er die Schindeln festnageln wollte.

Erst jetzt hörte er die verstohlenen Schritte, die sich ihm leise näherten. Er wirbelte herum. Auf dieser abgelegenen Baustelle rechnete er nicht mit Besuchern. Außer seiner Frau wusste niemand, dass er hier war. Und er hatte kein Auto gehört.

Beim Anblick der Frau wich ihm das Blut aus dem Gesicht.

Remmy Battle trug einen langen schwarzen Ledermantel mit hochgeschlagenem Kragen und eine große Sonnenbrille. Ihre Füße steckten in Stiefeln, ihre Hände in Handschuhen, obwohl es nicht besonders kalt war.

»Mrs Battle? Was tun Sie denn hier?«

Sie blieb einen halben Meter vor ihm stehen. »Ich will mit Ihnen reden, Junior. Nur Sie und ich.«

»Woher wussten Sie, dass ich hier bin?«

»Ich weiß sehr viel, Junior. Viel mehr, als die meisten Leute glauben. Deshalb will ich mit Ihnen reden.«

Junior hob die Hände. »Ich habe mir einen Anwalt besorgt. Sie sollten sich lieber mit dem unterhalten.«

»Das habe ich schon. Und jetzt will ich mit Ihnen reden, Junior.«

Er betrachtete sie misstrauisch und blickte sich dann um, als rechnete er damit, dass plötzlich ein Trupp Polizisten auftauchte und ihn festnahm. Seine Miene wurde abweisend. »Ich wüsste nicht, worüber wir reden sollten. Sie haben mich schon einmal ins Gefängnis gebracht.«

»Aber jetzt sind Sie wieder draußen, nicht wahr?«

»Ja, aber dazu mussten wir eine Kaution zahlen. Jetzt sind wir fast pleite. So viel Geld haben wir nicht.«

»Kommen Sie, Junior, Ihre Frau verdient doch sehr gut in diesem *Club*. Das weiß ich. Mein Mann hat das Etablissement gelegentlich aufgesucht. Wahrscheinlich hat sie allein mit ihm ein kleines Vermögen gemacht.«

»Davon weiß ich nichts.«

Sie ging nicht darauf ein. »Mein *toter* Mann.«

»Ich hab davon gehört«, murmelte Junior.

»Dann wissen Sie auch, dass er ermordet wurde«, sagte sie mit seltsam tonloser Stimme.

»Ja.«

»Sie kommen aus dem Gefängnis, und kurz darauf ist er tot.«

Er sah sie mit weit aufgerissenen Augen an. »Moment mal! Das können Sie mir nicht anhängen, Lady!«

»Nein? Dann haben Sie bestimmt ein Alibi.«

»Davon können Sie ausgehen.«

»Gut für Sie. Aber deswegen bin ich nicht hier.« Sie kam noch näher und nahm die Sonnenbrille ab. Ihre Augen waren gerötet und geschwollen.

»Und warum sind Sie hier?«, fragte er.

»Ich will meine Sachen wiederhaben, Junior. Und zwar sofort.«

»Verdammt noch mal, ich habe Ihren Ehering nicht gestohlen.«

Plötzlich schrie sie ihn an. »Ich scheiß auf den verdammten Ring! Ich will die anderen Sachen zurück! Auf der Stelle!«

Junior schlug sich in hilflosem Zorn mit der Hand auf den Oberschenkel. »Wie oft muss ich es Ihnen noch sagen? Ich habe das Zeug nicht, weil ich nicht in Ihr Haus eingebrochen bin!«

»Ich zahle jeden Preis, den Sie verlangen«, bohrte sie weiter, ohne auf seine Unschuldsbeteuerungen einzugehen, und warf einen Blick auf das halbfertige Haus. »Ich bezahle Ihnen eine erstklassige Arbeitertruppe, die das Haus für Sie fertig stellt. Ich lasse es doppelt so groß bauen. Ich gebe Ihnen noch einen Swimmingpool dazu, was immer Sie wollen.« Sie stand jetzt genau vor ihm und hielt mit einer Hand seine verblasste Jeansjacke gepackt. »Ich gebe Ihnen alles, was Sie oder Lulu haben möchten. Aber als Gegenleistung will ich meine Sachen wiederhaben. Dann lasse ich alle Anklagen fallen, und Sie können in ein sehr luxuriöses Heim einziehen. Und den verdammten Ring können Sie meinetwegen behalten.«

»Mrs Battle, ich...«

Sie schlug ihm ins Gesicht, worauf er verstummte. Hätte ein Mann ihm eine runtergehauen, hätte er ihn auf der Stelle getötet. Nun aber reagierte er gar nicht.

»Wenn Sie mir die Sachen nicht geben, werden Sie sich wünschen, für zwanzig Jahre ins Gefängnis zu wandern. Sie werden darum betteln, wenn ich mit Ihnen fertig bin! Ich kenne gewisse Leute, Juni-

or, die zu Ihnen kommen. Und Sie werden den Besuch dieser Leute niemals vergessen.« Sie ließ seine Jacke los. »Ich gebe Ihnen ein wenig Zeit, darüber nachzudenken, aber nicht sehr lange.«

Sie wandte sich zum Gehen, drehte sich dann aber noch einmal zu ihm um. »Noch etwas, Junior. Wenn Sie versuchen, etwas von den Sachen zu benutzen, auf welche Weise auch immer, oder wenn Sie sie einem anderen Menschen zeigen, komme ich vorbei und werde mich persönlich um Sie kümmern. Mit einer Schrotflinte, die mein Vater mir kurz vor seinem Tod vererbt hat. Dann werde ich Ihnen den großen, hässlichen Kopf von den Schultern pusten. Haben Sie verstanden?« Sie sprach in ruhigem, aber eiskaltem Tonfall, während jeder Schlag seines Herzens laut in Juniors Ohren dröhnte.

Remmy Battle schien eine Antwort auf ihre Frage für überflüssig zu halten. Sie setzte die Sonnenbrille wieder auf, drehte sich um und entfernte sich genauso leise, wie sie gekommen war.

Junior stand nur da und blickte ihr nach, während sein voller Bauch sich hob und senkte. Er war in seinem Leben schon in viele Barschlägereien gegen kräftige Männer verwickelt worden, die ihn ohne Rücksicht angegriffen hatten. Er hatte sich sogar einige Male schwere Verletzungen zugezogen. Während dieser Zwischenfälle hatte er jedes Mal Angst gehabt. Doch das war nichts im Vergleich zu der Panik, die er in diesem Moment empfand, denn er zweifelte nicht daran, dass diese Verrückte jedes ihrer Worte toderntst gemeint hatte.

K A P I T E L 3 5

Einige Tage später rief Chip Bailey vom FBI alle polizeilichen Mitarbeiter zusammen, die an der Suche nach dem Mörder von fünf Menschen beteiligt waren. Das Treffen fand am frühen Morgen im Polizeirevier von Wrightsburg statt. Die Wahl des Ortes empfand King – der neben Michelle, Todd Williams, verschiedenen Angehörigen der State Police Virginia und des FBI daran teilnahm – als kaum verhohlenen Versuch, davon abzulenken, wer nun das Sagen hatte. Schließlich brachte das FBI am meisten Gewicht auf die Waage. Die schlechte Laune Kings, die sich daraus ergab, machte sich schnell bemerkbar.

»Wir haben ein Profil«, sagte Bailey, während sein Assistent Schnellhefter an die Personen austeilte, die um den Tisch herum Platz genommen hatten.

»Lassen Sie mich raten«, sagte King. »Ein männlicher Weißer in den Zwanzigern oder Dreißigern, mindestens High-School-Abschluss, vielleicht sogar College. Überdurchschnittlicher IQ, hat trotzdem Probleme, über längere Zeit einen Job zu halten. Das älteste Kind von Eltern aus der Arbeiterschicht, mit Kindheitstrauma, einer dominanten Mutter, möglicherweise unehelich. Hat sich immer sehr für Polizeiarbeit interessiert und ist ein einzelgängerischer Kontrollfreak, der schon früh Interesse an sadomasochistischer Pornographie, Voyeurismus und der Misshandlung von kleinen Tieren gezeigt hat.«

»Haben Sie schon ein Exemplar des Berichts gesehen?«, brummte Bailey.

»Nein. Aber in den meisten steht so ziemlich dasselbe.«

»Das liegt daran, dass die meisten Serienmörder ein solches Profil haben. Das wurde immer wieder bestätigt«, gab Bailey zurück. »Und alles in diesem Bericht wird durch eine solide Datenbasis untermauert. Bedauerlicherweise haben wir sehr viel Erfahrung mit solchen Fällen. Mehr als drei Viertel aller Serienmörder weltweit waren in den USA aktiv. Seit 1977 gehen über eintausend Morde auf ihr Konto, und zwei Drittel der Opfer waren Frauen. Das einzig Interessante an unserem Kerl ist, dass seine Vorgehensweise eine Mischung aus dem organisierten und dem desorganisierten Muster darzustellen scheint. In einem Fall legte er Zurückhaltung an den Tag, in den anderen Fällen nicht. Ein Opfer wurde transportiert, die anderen nicht. Ein Opfer wurde im Wald versteckt, die anderen ließ er am Tatort zurück. In einem Fall wurde keine Waffe benutzt, in den anderen sehr wohl. Das alles basiert auf eindeutigen Daten, Sean.«

»Die meisten Täter passen recht gut in dieses Profil, aber nicht alle. Und manche lassen sich überhaupt keinen Kategorien zuordnen.«

»Und Sie glauben, dass wir es hier mit solch einem Ausnahmefall zu tun haben?«, fragte Williams.

»Denken Sie nach. Keines der Opfer wurde sexuell missbraucht oder verstümmelt – eine Komponente, die bei Serienmorden fast immer im Spiel ist. Und sehen Sie sich die Opfer an. Die meisten Serienkiller zeichnen sich nicht durch Mut aus. Sie greifen lieber nach tief hängenden Früchten wie Kindern, Ausreißern, Prostituierten, jungen Homosexuellen und geistig Behinderten.«

»Eines der Opfer war Nackttänzerin und zeitweise vielleicht auch Prostituierte«, konterte Bailey. »Zwei weitere waren Jugendliche. Und

das letzte Opfer lag im Krankenhausbett im Koma. Damit hat er es sich verhältnismäßig leicht gemacht, wenn Sie mich fragen.«

»Wir wissen nicht, ob Rhonda Tyler als Prostituierte gearbeitet hat. Und selbst wenn – wurde sie ermordet, weil sie Prostituierte war, oder aus einem ganz anderen Grund? Und Steve Canney und Janice Pembroke waren keine Ausreißer. Und glauben Sie wirklich, dass sich ein Killer vom Typ Ted Bundy in ein Krankenzimmer schleicht und dem Opfer eines Schlaganfalls Gift in den Infusionsbeutel spritzt?« Er machte eine kurze Pause, um seine Worte wirken zu lassen. »Außerdem war Bobby Battle ein sehr reicher Mann«, fügte er dann hinzu. »Es könnte Leute geben, die ein Interesse an seinem Tod hatten.«

»Sie meinen, da draußen laufen *zwei* Killer herum?«, fragte Bailey skeptisch.

»Wir wissen es nicht, dürfen diese Möglichkeit aber nicht außer Acht lassen«, gab King zurück.

Bailey ließ sich nicht beirren. »Ich habe mehr Erfahrung mit solchen Fällen als Sie, Sean, und solange wir nichts finden, das mich dazu veranlasst, meine Ansicht zu ändern, werden wir mit diesem Profil arbeiten und davon ausgehen, dass hier nur *ein* Mörder am Werk ist.« Er sah King und Michelle aufmerksam an. »Wie ich höre, wurden Sie beide zu Deputys ernannt. Damit habe ich kein Problem. Ich begrüße es sogar, dass *zwei* weitere erfahrene Profis an diesem Fall arbeiten.«

Aber, dachte King stumm.

»Aber«, sagte Bailey, »wir haben festgelegt, wie wir bestimmte Dinge tun werden. Wir müssen uns absprechen und gegenseitig informieren. Wir alle müssen auf dem gleichen Stand sein.«

»Und natürlich wird das FBI als zentrale Clearingstelle dienen«, sagte Williams zähneknirschend.

»Genau. Wenn es neue Hinweise gibt, will ich unverzüglich davon erfahren. Dann werden wir entscheiden, wer am besten geeignet ist, diese Hinweise weiterzuverfolgen.«

King und Michelle tauschten einen kurzen Blick. Sie schienen gegenseitig ihre Gedanken zu lesen: Baileys Anweisungen bedeuteten, dass das FBI den Überblick behalten, die Verhaftungen vornehmen und den Ruhm einheimsen konnte.

»Apropos Hinweise«, sagte King. »Haben Sie etwas Neues?«

Bailey lehnte sich im Sessel zurück. »Es ist noch ein wenig zu früh, aber nachdem wir jetzt genug Personal haben, wird sicher schon bald etwas auftauchen.«

»Haben Sie etwas über die Zodiac-Uhr herausgefunden?«, wollte Michelle wissen.

»Das war eine Sackgasse«, sagte Bailey. »Es gab keine anderen aussagekräftigen Spuren an den Tatorten oder den Leichen. Wir haben Diane Hinsons Nachbarn befragt. Niemand hat etwas gesehen. Wir haben mit den Familien und Mitschülern von Steve Canney und Janice Pembroke gesprochen. Es gibt keinen eifersüchtigen Rivalen mit schlechtem Gewissen.«

»Und Rhonda Tyler?«, fragte King. »Was wissen wir über sie?«

Bailey blätterte in seinen Notizen. »Im Gegensatz zu Ihrem Vorurteil ist das FBI sehr wohl in der Lage, Fakten zu sammeln, Sean«, sagte er. »Rhonda Tyler wurde in Dublin, Ohio geboren. Hat die Highschool verlassen und ist nach L.A. gegangen, um Schauspielerin zu werden. Nachdem dieser Traum geplatzt war, wurde sie drogenabhängig, ging nach Osten, verbrachte wegen diverser Vergehen einige Zeit im Gefängnis und ging dann nach Süden. Sie hat seit etwa vier Jahren als Nackttänzerin gearbeitet, in verschiedenen Clubs von

Virginia bis Florida. Ihr Vertrag mit dem *Aphrodisia* lief etwa zwei Wochen vor ihrem Tod ab.«

»Wo hat sie gewohnt, als sie verschwand?«, fragte Michelle.

»Das ist nicht ganz klar. Im Club gibt es ein paar Zimmer, in denen die Mädchen wohnen können, wenn sie dort auftreten. Die Miete geht aufs Haus, und es gibt drei Mahlzeiten pro Tag. Diese Zimmer sind bei den Mädchen recht beliebt. Ich habe mit Lulu Oxley gesprochen, der Geschäftsführerin. Sie sagte, dass Rhonda Tyler eine Zeit lang in einem der Zimmer gewohnt hat, sich dann aber eine andere Unterkunft gesucht hat.«

»Während der Zeit, als sie noch im Club gearbeitet hat?«, fragte King.

»Ja. Warum?«

»Diese Tänzerinnen können nicht allzu viel Geld verdienen, also werden sie freie Kost und Logis nicht einfach so aufgeben. Hatte sie Freunde oder Verwandte in der Umgebung, bei denen sie gewohnt haben könnte?«

»Nein. Aber wir gehen der Frage nach, wo sie sich während dieser Zeit aufgehalten hat.«

»Das könnte ein wichtiger Punkt sein, Chip«, sagte King. »Wenn Rhonda jemanden gefunden hatte, der sie aushielt, müssen wir herausfinden, um wen es sich handelt. Vielleicht ist es sogar der Typ, der ihr eine Pistole in den Mund gesteckt und sie den Wölfen zum Fraß vorgeworfen hat.«

»Komisch. Wir beide scheinen den gleichen Gedanken gehabt zu haben«, sagte Bailey, der sich ein ironisches Grinsen nicht verkneifen konnte.

»Haben Sie schon mit den Battles gesprochen?«, fragte Todd Williams.

»Ich werde heute zu ihnen fahren«, sagte der FBI-Agent. »Möchten Sie mich begleiten?«

»Warum nehmen Sie nicht Sean und Michelle mit?«

»Gut«, sagte Bailey, wenn auch stirnrunzelnd.

Nachdem sie über einige weitere Aspekte der Ermittlungen gesprochen hatten, wurde die Konferenz vertagt. Während Bailey seinen Männern zusätzliche Anweisungen erteilte, knöpfte Williams sich King und Michelle vor. »Ich hatte also Recht. Die FBI-Typen übernehmen das Kommando und heimsen die Lorbeeren ein.«

»Nicht unbedingt, Todd«, sagte Michelle. »Ich kann nicht behaupten, dass sie schlechte Arbeit leisten. Außerdem ist es viel wichtiger, dass dieser Irre geschnappt wird. Ganz gleich, wer ihm letztlich das Handwerk legt.«

»Klar. Trotzdem wäre es nicht schlecht, wenn wir es uns auf die Fahne schreiben könnten.«

»Wir fahren zu den Battles. Mal sehen, was wir herausfinden«, sagte King. »Aber erwarte keine Wunder von uns, Todd. Dieser Typ weiß genau, was er tut.«

»Der Killer oder Bailey?«, sagte Williams mürrisch.

Sie machten sich mit zwei Fahrzeugen auf den Weg zu den Battles – King und Michelle im Wal und Bailey in seinem großen Dienstwagen.

»Das FBI hatte schon immer bessere Autos als der Secret Service«, sagte King, als er Baileys Fahrzeug betrachtete.

»Ja, aber wir haben die besseren Boote.«

»Nur, weil wir sie der Drogenpolizei abgeluchst haben, die sie von der südamerikanischen Rauschgiftmafia beschlagnahmt hat.«

»Man muss halt sehen, wo man bleibt.« Sie warf ihm einen Blick zu. »Welche Laus ist dir eigentlich vorhin bei der Besprechung über

die Leber gelaufen? Bailey war bis heute früh doch sehr kooperativ. Es kam mir so vor, als wolltest du ihn absichtlich verärgern.«

»Manchmal ist das die einzige Möglichkeit, wenn man herausfinden will, wie jemand wirklich ist.«

Als das große Eingangstor zum Anwesen der Battles sich hinter ihnen schloss, sagte King: »Die größten Sorgen mache ich mir um Savannah.«

»Savannah? Miss Partygirl? Wie kommst du darauf?«

»Warst du Papas Lieblingstochter?«

»Ich glaube, ich bin es immer noch.«

»Genau. Wer es einmal ist, ist es immer. Und nun ist Savannahs Lieblingspapa nicht mehr da.«

K A P I T E L 3 6

Als sie sich dem Haus näherten, sahen sie, dass mehrere Fahrzeuge auf dem Parkplatz standen. Mason öffnete ihnen. Während sie ihm folgten, flüsterte Michelle ihrem Partner zu: »Findest du nicht auch, dass Mason irgendwie zufrieden aussieht?«

»Nein«, flüsterte King zurück. »Er ist überglücklich.«

Remmy empfing sie in der großen Bibliothek. Sie nahmen auf Ledersofas Platz, während die Dame des Hauses wie eine Königin vor ihrem Hof auftrat. Auf King wirkte sie ganz und gar nicht wie eine Frau, die vor kurzem ihren Mann durch einen Mordanschlag verloren hatte. Doch Remmy unterschied sich in vieler Hinsicht von anderen Menschen.

»Ich weiß, dass es ein trauriger Tag für Sie ist, Remmy«, begann Chip Bailey in angemessen mitfühlendem Tonfall.

»Ich werde darüber hinwegkommen«, erwiderte Remmy.

»Wir werden nicht allzu viel von Ihrer Zeit beanspruchen. Ich glaube, Sean und Michelle kennen Sie bereits.«

»Ja. Ihr letzter Besuch ist mir im Gedächtnis geblieben.«

King hörte den Beiklang in Remmys Stimme. *Was genau ist ihr im Gedächtnis geblieben?*

Bailey räusperte sich. »Ihnen ist bewusst, dass Bobbys Tod keine natürliche Ursache hatte?«

»Ach, steht das fest? Es war kein Versehen bei der Dosierung der Medikamente?«

King fragte sich, ob sie daran dachte, das Krankenhaus zu verklagen, sagte sich dann aber, dass sie etwas anderes im Sinn haben musste. Aber was?

»Nein, die Überdosis wurde ihm gezielt verabreicht. Die Wirkung muss schnell eingetreten sein. Der Täter muss das Zimmer Ihres Mannes betreten haben, unmittelbar nachdem Sie es verlassen hatten.«

»Es kann wirklich nicht viel Zeit vergangen sein, Remmy«, fügte King hinzu. »Sind Sie auf dem Weg nach draußen jemandem begegnet?«

»Ich bin wie immer durch den Hintereingang hinaus. Auf dem Parkplatz habe ich mehrere Leute gesehen, aber niemanden, der verdächtig wirkte oder mir aus sonst einem Grund aufgefallen ist.«

»Sie haben auch niemanden erkannt?«, fragte Michelle.

»Nein.«

»Um welche Uhrzeit waren Sie wieder hier?«, fragte Bailey.

Remmy warf ihm einen strengen Blick zu. »Soll ich diese Frage etwa so verstehen, Chip, dass *ich* verdächtigt werde, für den Tod meines Mannes verantwortlich zu sein?«

Bedrücktes Schweigen breitete sich aus, bis King in die Bresche sprang. »Wir ermitteln in einem Mordfall, Remmy. Agent Bailey tut nur seine Arbeit.«

»Ich kann mir selber helfen, Mr King, wenn es Ihnen nichts ausmacht«, sagte Bailey selbstsicher.

Okay, dachte King. Ich wollte nur nett sein. Jetzt kannst du sehen, wie du allein klarkommst.

»Remmy, ich muss ermitteln, wo jeder gewesen ist, als der Mord an Bobby geschah. Beantworten Sie meine Frage, dann können wir weitermachen.«

In diesem Moment kam Mason mit einem Tablett herein.

King bemerkte, dass er Remmy bereits eine Tasse Kaffee eingeschenkt hatte, die er ihr nun reichte.

»Vielen Dank, Mason«, sagte sie.

Mason lächelte, deutete eine Verbeugung an und ging wieder.

»Ich habe das Krankenhaus gegen zehn verlassen und bin nach Hause gefahren«, sagte Remmy.

»Okay«, sagte Bailey, während er sich eine Notiz machte. »Wann ungefähr waren Sie hier?«

»Gegen elf.«

»Aber von der Klinik bis zu Ihrem Haus sind es höchstens dreißig Minuten«, warf King ein.

»Ich bin einen Umweg gefahren. Ich brauchte frische Luft. Und ich bin langsam gefahren, weil ich Zeit zum Nachdenken haben wollte.«

»Kann jemand bestätigen, wann Sie hier eingetroffen sind?«, fragte Bailey.

Remmy schien sich gegen diese Frage zu sträuben, sagte dann aber: »Mason war noch wach und hat mir die Tür geöffnet.« Sie nahm einen großen Schluck Kaffee. »Bevor ich mich ausziehen und zu Bett gehen konnte, klingelte das Telefon, und ich erfuhr, dass mein Mann tot ist.« Sie hielt kurz inne und schien den Inhalt ihrer Kaffeetasche zu studieren. »Ich habe Eddie angerufen, aber er war nicht zu Hause.«

»Bis kurz nach elf war er mit uns im *Sage Gentleman*«, sagte King. »Er hatte dort gegessen. Anschließend haben wir uns auf einen Drink zu ihm gesetzt.«

Remmys linke Augenbraue hob sich, als sie diese Information vernahm. »Wo war Dorothea?«

»Auf einem Empfang in Richmond, sagte Eddie.«

Remmy schnaufte. »Ein Empfang? Sie geht ziemlich oft zu solchen Veranstaltungen.« In ruhigerem Tonfall fuhr sie fort: »Nun, ich bin

sofort wieder zum Krankenhaus gefahren, zu meinem toten Mann.« Sie sah ihre Besucher der Reihe nach an, wie eine stumme Mahnung, an keinem ihrer Worte zu zweifeln. »Das war das Ende des längsten Tages in meinem Leben.«

»Fehlten irgendwelche von Bobbys persönlichen Dingen, die er im Krankenhaus dabei hatte?«

»Nein. Was so etwas angeht, bin ich pingelig. Ich habe sogar veranlasst, dass eine Inventarliste erstellt wird.«

Bailey räusperte sich. »Remmy, ich werde Ihnen jetzt eine schwierige Frage stellen, aber ich möchte, dass Sie trotzdem versuchen, mir eine Antwort darauf zu geben.«

»Worum geht es?«, fragte sie in herrischem Tonfall.

Bailey warf King einen kurzen Seitenblick zu, bevor er sagte: »Es könnte sein, dass Bobbys Tod gar keine direkte Verbindung zu den anderen Morden hat. Es ist möglich, dass er von jemand anderem umgebracht wurde.«

Remmy stellte ihre Tasse ab, beugte sich vor und stemmte die Hände auf die Knie. »Auf welche Frage wollen Sie hinaus?«

»Kennen Sie jemanden, der Interesse daran haben könnte, Bobby zu schaden?«

Sie wirkte enttäuscht, als sie sich wieder zurücklehnte. »Jeder Mann hat Feinde. Und ein reicher, erfolgreicher Mann hat noch mehr Gegner als andere.«

»Haben Sie jemand Bestimmten im Sinn?«

»Nein.«

»Remmy, wir versuchen nur, die Wahrheit herauszufinden.«

»Genauso wie ich«, gab sie zurück.

»Als Sie von Feinden sprachen«, sagte King, »meinten Sie da geschäftliche oder persönliche?«

Remmy wandte ihm ihre Aufmerksamkeit zu. »Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen. Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen würden, ich muss mich um die Vorbereitungen der Beerdigung kümmern, nachdem ich endlich die Leiche meines Mannes von dieser... *Institution* zurückerhalten habe.« Damit spielte sie zweifellos auf die entwürdigende Untersuchung ihres Mannes im Leichenschauhaus an.

»Wir haben noch ein paar Fragen, Remmy«, sagte Bailey.

»Sie wissen, wo Sie mich finden, wenn Sie mir diese Fragen stellen möchten«, sagte sie.

»Okay. Wir müssen auch noch mit Savannah reden. Ist sie zu Hause?«

Remmy erstarrte, nachdem sie sich erhoben hatte. »Was wollen Sie von ihr?«

»Sie war an dem Tag, als Bobby starb, im Krankenhaus.«

»Und?«

»Das bedeutet, dass ich mich auch mit ihr unterhalten muss«, sagte Bailey. »Remmy, ich habe Ihrem Sohn das Leben gerettet. Ich dachte, damit steht außer Frage, dass ich weiß, was ich tue.«

King wartete darauf, dass Remmy einen Wutanfall erlitt, doch sie erwiderte nur: »Es könnte eine Weile dauern. Meine Tochter ist keine Frühaufsteherin.« Sie verließ das Zimmer.

King konnte sich die Frage nicht verkneifen. »Also haben Sie die Möglichkeit, dass es zwei Mörder gibt, doch nicht verworfen, Chip?«

»Bei Ermittlungen in einem Mordfall verwerfe ich grundsätzlich keine Möglichkeit. Die Tatsache, dass nichts aus Bobbys Zimmer gestohlen wurde, passt nicht zu den anderen Morden.« Er sah King und Michelle an. »Was halten Sie davon?«

»Ich glaube, diese Frau verfolgt ihre eigenen Interessen und versucht uns genauso viele Informationen zu entlocken wie wir ihr«, antwortete Michelle ohne Zögern.

»Und ich glaube, dass sie diese Runde spielend für sich entschieden hat«, sagte King, wobei er Bailey ansah.

K A P I T E L 37

Als die Battles am Vormittag zum Tathergang befragt wurden, saß Kyle Montgomery in seiner Wohnung und zupfte auf der neuen akustischen Gitarre, die er sich vom Gewinn aus seinem Medikamentengeschäft gekauft hatte. Er schlug ein paar Akkorde an und sang ein paar Worte dazu, wie er es häufig tat, wenn er angestrengt nachdachte. Schließlich legte er die Gitarre beiseite, zog sich Handschuhe an, nahm sich einen Stift und einen Bogen Papier und setzte sich an den Küchentisch. Er überlegte, was er schreiben sollte, und dann, wie er es schreiben sollte. Nach einigen Minuten des Grübelns entschied er sich für Großbuchstaben. Nachdem er ein paar Sätze geschrieben hatte, zerknüllte er das Blatt und warf es fort. Das tat er noch zwei weitere Male, bis er mit dem Wortlaut zufrieden war und den Schreibstift zerkaut hatte.

Er lehnte sich zurück und las den Text dreimal durch. Mit dem Brief würde er zweifellos die Aufmerksamkeit des Adressaten wecken, doch Kyles Problem bestand darin, dass er nicht wusste, ob er tatsächlich Informationen besaß, die sich für eine Erpressung benutzen ließen. Doch das Schöne war, dass der Wortlaut des Briefes seine volle Wirkung entfalten würde, wenn die betreffende Person wirklich schuldig war. Und in seiner nächsten Botschaft würde er Geld verlangen, das auf eine gefahrlose Weise übergeben werden sollte, die er sich noch überlegen musste. Er fragte sich, wie viel die Angelegenheit wert sein könnte, und gelangte zu der Erkenntnis, es jetzt noch nicht sagen zu können. Er warf einen Blick auf seine neue Gitarre, die er sich mit einer Stunde

Arbeit verdient hatte. Eine Stunde! Während er im Job für Peanuts schuftete! Aber das gehörte vielleicht schon bald der Vergangenheit an.

Er steckte den Brief in einen Umschlag, adressierte ihn, ging zum Briefkasten an der nächsten Ecke und warf das Schreiben ein. Als die Metallklappe zurückfiel, überlegte Kyle eine Schrecksekunde lang, ob er gerade einen schrecklichen Fehler begangen hatte. Dann aber verfliegen alle Sorgen, als sich ein viel stärkeres Gefühl in den Vordergrund schob: Habgier.

Sie warteten fünfundvierzig Minuten. Bailey wollte sich schon auf den Weg machen, um jemanden vom Hauspersonal zu suchen, als Savannah endlich in die Bibliothek geschlurft kam.

Im Gegensatz zur Mutter, die wie Stein und Eis gewesen war, wirkte die Tochter wie ein brennendes Foto, das sich im nächsten Moment einrollen und auflösen würde.

»Hallo, Savannah«, sagte King. »Wir müssen uns für die erneute Belästigung entschuldigen.«

Falls sie etwas darauf erwiderte, hatte es niemand gehört. Sie stand nur da, in ausgebeulter Jogginghose und einem T-Shirt von William and Mary, unter dem sie keinen BH trug. Sie war barfuß, ihr Haar zerzaust. Ihre Nase und die Wangen waren gerötet, sodass es den Anschein hatte, sie wäre mit dem Gesicht in ein Rouge-Döschen gefallen. Und sie kaute auf den Fingernägeln.

»Möchten Sie sich nicht setzen, Savannah?«, fragte Bailey.

Die junge Frau hatte sich nicht von der Stelle gerührt und starrte auf den Boden. Schließlich stand Michelle auf, führte sie zur Couch, goss ihr eine Tasse Kaffee ein und reichte sie ihr. »Trinken Sie«, sagte sie mit Nachdruck.

Savannah umschloss die Tasse mit beiden Händen und nahm einen kleinen Schluck.

Die darauf folgende Befragung erwies sich als unergiebig. Wenn Savannah auf eine Frage antwortete, waren ihre Worte ein kaum verständliches Gemurmel. Wenn sie aufgefordert wurde, ihre Antwort zu wiederholen, murmelte sie erneut. Sie war an dem Tag, als ihr Vater gestorben war, gegen Mittag ins Krankenhaus gefahren, um ihn zu besuchen. Zumindest das konnten sie nach mehreren mühsamen Anläufen in Erfahrung bringen. Savannah war etwa eine halbe Stunde geblieben und wieder gegangen, ohne jemanden gesehen zu haben. Ihr Vater war während dieser Zeit nicht bei Bewusstsein gewesen. Bailey und die anderen machten sich gar nicht erst die Mühe, Savannah zu fragen, ob sie sich vorstellen könne, dass jemand ein Motiv haben könnte, ihren Vater zu töten. Dazu wäre eine geistige Klarheit nötig gewesen, zu der das Mädchen im Moment nicht in der Lage war. In der Nacht, als Bobby Battle starb, war sie zu Hause gewesen, konnte aber nicht sagen, ob jemand sie gesehen hatte.

Als Savannah das Zimmer verließ, berührte Michelle Kings Arm. »Du hattest Recht. Papas Lieblingstochter ist schwer erschüttert.«

»Fragt sich nur, aus welchem Grund.«

Kurz drauf erhielt Chip Bailey einen Anruf, der ihn zu einem raschen Aufbruch veranlasste.

King und Michelle folgten ihm zur Haustür, wo King zu ihm sagte: »Wir bleiben noch eine Weile hier. Sie wissen schon, Kleinkram für Deputys.«

Bailey wirkte nicht gerade begeistert, hatte aber keinen Grund zum Widerspruch.

»Es macht dir Spaß, ihn zu ärgern, nicht wahr?«, sagte Michelle, nachdem der FBI-Agent gegangen war.

»Ich versuche die kleinen Freuden des Lebens zu genießen, wo es mir möglich ist.«

King und Michelle kehrten in die Bibliothek zurück. Mason räumte gerade das Geschirr ab.

»Ich helfe Ihnen«, sagte King und schob die Kaffeetassen zusammen, wobei er eine umstieß und den Inhalt verschüttete. »Tut mir Leid«, sagte er und wischte die Bescherung mit einer Serviette auf.

»Vielen Dank«, sagte Mason, als er das Tablett aufnahm. Sie folgten ihm in die riesige Küche, die mit allem Zubehör ausgestattet war, das ein Koch benötigte, um gewöhnliche Nahrungsmittel in Kunstwerke zu verwandeln.

King pffte leise. »Ich habe mich bei den Feiern, an denen ich teilgenommen habe, schon öfter gefragt, wie die Battles es schaffen, all die wundervollen Gerichte aufzutischen.«

Mason lächelte. »Mrs Battle legt größten Wert darauf, dass alles nur vom Feinsten ist.«

King hockte sich auf eine Tischkante. »Es ist gut, dass Sie noch wach waren, als Remmy an jenem Abend nach Hause kam. Nach allem, was sie durchgemacht hat.«

»Es ist für die ganze Familie nicht einfach«, sagte Mason.

»Das kann ich mir vorstellen. Sie ist also gegen elf gekommen?«

»So ungefähr. Ich erinnere mich, dass ich auf die Uhr geschaut habe, als ich ihren Wagen hörte.«

Michelle machte sich eine Notiz, während King das Gespräch weiterführte. »Waren Sie noch im Haus, als Remmy die telefonische Mitteilung von Bobbys Tod erhielt?«

Er nickte. »Ich war gerade mit dem Aufräumen fertig und wollte gehen, als sie die Treppe hinunterstürmte. Sie war völlig außer sich, nur halb angekleidet, und brachte kaum einen zusammenhängenden Satz

heraus. Es dauerte eine Weile, bis ich sie so weit beruhigt hatte, dass ich sie verstehen konnte.«

»Sie hat gesagt, sie hätte Eddie angerufen, damit er sie abholt.«

»Aber er war nicht zu Hause. Ich wollte sie zum Krankenhaus fahren, aber sie meinte, ich solle hier bleiben, falls jemand anruft. Etwa zehn Minuten später fuhr sie los. Als sie zurückkam, sah sie aus wie ein Gespenst. Ihre Augen wirkten wie erloschen.« Mason schlug den Blick nieder. Anscheinend war ihm seine Wortwahl peinlich. »Wie dem auch sei – kurz darauf stellte sich heraus, dass er ermordet worden war. Mrs Battle ist eine sehr starke Persönlichkeit. Sie kann eine Menge einstecken. Aber zwei Schicksalsschläge so kurz hintereinander...«

»Heute früh wirkte sie ziemlich gefasst«, sagte Michelle.

»Sie ist zäh«, erwiderte Mason. »Und sie muss stellvertretend für alle anderen stark sein.«

»Ja, Savannah schien verstört zu sein. Sie und ihr Vater standen sich ziemlich nahe, nehme ich an«, sagte Michelle.

Mason sagte nichts dazu.

»Auch wenn sie in den letzten paar Jahren nicht allzu oft zu Hause war.«

»Kaum«, sagte Mason. »Aber ich kann nicht beurteilen, ob das gut oder schlecht ist.«

Das hast du bereits getan, Mason, dachte King. »Anscheinend war Savannah in jener Nacht zu Hause«, sagte er. »Es überrascht mich, dass sie nicht mit Remmy zum Krankenhaus gefahren ist.«

»Ich weiß nicht, ob sie zu Hause war. Wenn sie hier gewesen ist, habe ich sie jedenfalls nicht gesehen.«

»Darf ich offen sprechen, Mason?«, fragte King.

Auf Masons Gesicht spiegelte sich leichtes Erstaunen. »Nur zu.«

»Bobbys Tod hat möglicherweise nichts mit den anderen Morden zu tun.«

»Verstehe...«, sagte Mason langsam.

»Falls er also von jemand anderem getötet wurde«, sagte Bobby, »müssen wir nach Motiven suchen.«

Mason schwieg eine Weile. »Sie meinen, von jemandem aus der *Familie*?«

»Nicht zwangsläufig, aber die Möglichkeit dürfen wir nicht grundsätzlich verwerfen.« Er sah den Mann aufmerksam an. »Sie leben schon ziemlich lange mit den Battles zusammen. Es ist nicht zu übersehen, dass Sie weit mehr sind als nur ein Angestellter.«

»Ich habe mit den Battles gute und schlechte Zeiten durchgemacht«, sagte Mason.

»Erzählen Sie uns von den schlechten«, sagte King.

»Wenn Sie von mir etwas hören wollen, das Mrs Battle in Mis-
skredit bringt...«

King fiel ihm ins Wort. »Mich interessiert nur die Wahrheit, Mason.«

»So etwas würde sie niemals tun!«, sagte er energisch. »Sie hat Mr Battle geliebt.«

»Trotzdem hat sie ihren Ehering nicht getragen.«

Mason starrte ihn an. »Ich glaube, er musste repariert werden«, sagte er. »Sie wollte nicht riskieren, dass er noch schlimmer beschädigt wird. Mehr würde ich da nicht hineininterpretieren.«

Gut gekontert, dachte King. »Gibt es noch etwas, das interessant sein könnte?«

Mason dachte nach; dann schüttelte er den Kopf. »Das kann ich nicht sagen. Ich meine, mir fällt nichts weiter ein«, fügte er hastig hinzu.

Ersteres oder Letzteres?, fragte sich King und zog eine Visitenkarte hervor. »Wenn Ihnen doch noch etwas einfällt, rufen Sie uns an. Wir sind viel netter als die Leute vom FBI.«

Als Mason sie nach draußen begleitete, blieb King vor einem Regal stehen, in dem mehrere Fotos aufgestellt waren. Ihm war ein bestimmtes Bild aufgefallen, das er Mason zeigte.

»Das ist Bobby junior, Eddies Zwilling Bruder. Er war ungefähr vierzehn, als diese Aufnahme entstand. Er wurde ein paar Minuten vor Eddie geboren, deshalb wurde er nach seinem Vater genannt.«

»So lange können Sie doch noch gar nicht bei den Battles gewesen sein«, sagte Michelle.

»Nein. Sie haben dieses Grundstück gekauft und das Haus gebaut. Nachdem die Jungen geboren waren, brauchten sie Hilfe. Ich habe mich auf eine Annonce gemeldet, und seitdem arbeite ich hier. Andere Haushaltshilfen sind gekommen und gegangen, aber ich war die ganze Zeit hier.« Er schien sich in Erinnerungen zu verlieren; dann blickte er auf und sah, dass King und Michelle ihn beobachteten. »Sie haben mich immer gut behandelt. Ich könnte in den Ruhestand gehen, wenn ich wollte.«

»Haben Sie in dieser Hinsicht schon Pläne?«, fragte Michelle.

»Ich kann Mrs Battle jetzt schwerlich im Stich lassen.«

»Ich bin überzeugt, dass Ihre Anwesenheit Mrs Battle sehr viel bedeutet«, sagte King.

Michelle betrachtete die unnatürlichen Gesichtszüge des Jungen auf dem Foto. »Was war mit Bobby junior?«

»Er war geistig zurückgeblieben und schon in sehr schlechter Verfassung, als ich angefangen habe, für die Familie zu arbeiten. Dann bekam er Krebs und starb kurz nach seinem achtzehnten Geburtstag.«

»Er war Eddies Zwillingbruder, aber Eddie ist gesundheitlich völlig in Ordnung«, sagte King. »Ist das nicht ziemlich ungewöhnlich?«

»Schicksal. Sie waren zweieiige Zwillinge.«

»Wie ist Eddie mit seinem Bruder zurechtgekommen?«

»Er hat alles für ihn getan. Eddie wusste wohl, dass er es nur Gottes Gnade zu verdanken hatte, dass es nicht ihn erwischt hat.«

»Und Bobby senior?«

»Mr Battle war damals sehr beschäftigt und die meiste Zeit auf Reisen. Er war nicht mal hier, als Bobby junior starb.« Rasch fügte er hinzu: »Aber ich zweifle nicht daran, dass er den Jungen geliebt hat.«

»Es muss ein ziemlicher Schock für Remmy gewesen sein, als Eddie entführt wurde.«

»Wäre Agent Bailey nicht gewesen, hätte sie vielleicht beide Söhne verloren.«

»Ein Glück, dass er wieder an dem Fall arbeitet«, sagte King.

Sie verließen das Haus. Als Michelle zum Wagen gehen wollte, hielt King sie zurück. »Es ist ein wunderschöner Tag. Ich hätte Lust auf einen Spaziergang«, sagte er und warf ihr einen bedeutungsvollen Blick zu.

»Wohin?«

»Das wirst du schon sehen.« Er nahm die Serviette aus der Tasche, mit der er den verschütteten Kaffee aufgewischt hatte, und schnupperte daran. Dann lächelte er.

»Was ist los?«, fragte Michelle.

»Keine große Überraschung, aber Remmy nimmt ihren Kaffee gern mit einem Schuss Bourbon.«

K A P I T E L 3 8

King entschied sich für einen Weg, der sie zum hinteren Bereich des Grundstücks führte. Sie gingen zu einer Stelle, von der aus sie Remmys Schlafzimmerfenster sehen konnten. King blickte zu dem Haus hinüber, in dem die Angestellten wohnten, und dann wieder zum Fenster ihrer Arbeitgeberin.

»Wenn jemand wirklich darauf geachtet hätte...«, sagte er unbestimmt.

»Mason hat eindeutig etwas für Remmy übrig«, sagte Michelle. »Vielleicht hofft er, der neue Hausherr zu werden.«

King sah Sally, die zu den Ställen ging. »Komm«, sagte er zu Michelle. In diesem Moment erweckte irgendetwas in einem der Fenster im zweiten Stock seine Aufmerksamkeit.

Es war Savannah, die sie beobachtete. Doch sie war so schnell wieder verschwunden, dass King sich für einen Moment nicht sicher war, ob sie wirklich da gewesen war. Doch er *hatte* sie gesehen. Und ihr Gesichtsausdruck war eindeutig gewesen: Sie hatte Angst gezeigt.

Als sie die Ställe erreichten, begrüßten sie Sally Wainwright. An diesem Tag war der jungen Frau nichts von ihrer gewohnten Fröhlichkeit anzumerken.

»Ich überlege, ob ich kündige«, sagte sie.

»Weil Battle ermordet wurde?«, fragte King.

»Und vier weitere Menschen«, sagte Sally, wobei sie über die Schulter schaute, als würde sie mit einem Angreifer rechnen. »Es war eine

schöne, ruhige Stadt, als ich hierher kam. Im Augenblick aber würde ich mich im Nahen Osten sicherer fühlen.«

»Sie sollten nichts überstürzen«, sagte Michelle. »Es könnte sein, dass Sie es schnell bereuen.«

»Ich will überleben«, gab Sally zurück.

King nickte. »Dann wäre es gut, wenn du uns dabei helfen könntest, den Mörder zu finden, bevor er ein weiteres Mal zuschlägt.«

Sally sah ihn schockiert an. »Ich? Ich weiß doch überhaupt nichts!«

»Vielleicht weißt du etwas Wichtiges, ohne davon zu ahnen«, sagte King. »Du könntest uns zum Beispiel jemanden nennen, der ein Interesse daran haben könnte, Bobby Battle zu schaden.«

Sally schüttelte den Kopf – etwas zu schnell, wie King fand.

»Komm schon, Sally. Alles, was du sagst, bleibt unter uns.«

»Ich weiß wirklich nichts, Sean.«

Er versuchte es auf andere Weise. »Ich könnte dir ein paar Möglichkeiten nennen, und du sagst einfach nur, was dir dazu einfällt.«

Sie sah ihn zweifelnd an. »Und?«

»Battle war ein sehr reicher Mann. Es gibt Leute, die von seinem Tod profitieren, nicht wahr?«

»Aber Mrs Battle wird wohl das meiste erben. Und Savannah hat ihr Treuhandvermögen. Ich glaube kaum, dass sie noch mehr Geld braucht.«

»Und Eddie?«

Sally blickte sich zum ehemaligen Kutschenhaus um. »Sie machen nicht den Eindruck, als müssten sie mit ihren Dollars knausern. Und ich weiß definitiv, dass Dorothea Battle eine Menge verdient.«

»Woher wissen Sie das?«, fragte Michelle.

»Meine beste Freundin macht bei ihr die Pediküre, und Dorothea gibt gern an.«

»Manche Leute können nie genug Geld bekommen«, warf King ein. Sally blieb störrisch. »Das kann ich mir bei ihr nicht vorstellen.«

»Wenn es nicht um Geld geht, worum dann?« Kings Augen fixierten die junge Frau. »Ich glaube, du arbeitest hier noch nicht lange genug, um von Bobbys Vergangenheit als notorischer Ehebrecher zu wissen.«

»Oh, ich weiß mehr, als du denkst«, platzte es aus Sally heraus. »Ich meine...« Sie verstummte und blickte auf ihre schmutzigen Stiefel.

»Schon gut, Sally«, beruhigte King sie und verbarg seine Genugtuung, dass sie seinen Köder so schnell geschluckt hatte. »Weißt du vielleicht deshalb so viel darüber, weil Bobby sich auch an dich herangemacht hat?«

Sally schüttelte den Kopf. »Nein, so war es nicht.«

»Wie war es denn?«, hakte King nach. »Das könnte wichtig sein, Sally.«

Wieder schwieg sie eine Zeit lang; dann sagte sie: »Kommt mit.«

Sie gingen an den Ställen und Angestelltenwohnungen vorbei, bogen auf einen gepflasterten Weg ein und erreichten schließlich ein gemauertes zweistöckiges Gebäude mit acht altertümlichen Garagentoren aus Holz. Davor stand eine ebenso veraltete Benzinzapfsäule mit gläsernem Aufsatz.

»Das ist Mr Battles persönliche Garage. Er hat... hatte eine Sammlung von Oldtimern. Ich glaube, jetzt gehören sie Mrs Battle.« Sie zog einen Schlüssel aus der Tasche, und sie betraten das Gebäude.

Der Boden war mit einem schwarz-weißen Schachbrettmuster ausgelegt. Auf den Regalen standen verstaubte Pokale von Oldtimer-Shows. Vor sieben Türen waren klassische Automobile in perfekter Anordnung aufgereiht, von einem Stutz Bearcat bis zu einem imposanten Fahrzeug mit Stoffverdeck und rundem Kühlergrill. Nach

dem Schild, das davor aufgestellt war, handelte es sich um einen Franklin-Sechszylinder aus dem Jahre 1906.

»Ich habe gehört, dass Bobby Oldtimer sammelt, aber ich wusste nicht, dass seine Sammlung so umfangreich ist«, sagte King und schaute sich um.

»Im oberen Stockwerk sind noch mehr. Es gibt einen speziellen Aufzug, mit dem die Autos sich nach oben und unten befördern lassen«, sagte Sally. »Früher hatte er einen Mechaniker, der sich nur um die Fahrzeuge gekümmert hat.« Sie ging zum letzten Stellplatz und blieb dort stehen. King und Michelle folgten ihr. Hier stand kein Auto. Sie blickten Sally fragend an.

Sie zögerte kurz. »Ihr habt das nie von mir gehört, okay?«, sagte sie dann. Beide nickten. »Auch hier stand früher mal ein Wagen. Ein ziemlich großer, so ein wuchtiger Rolls-Royce, wie man sie in alten Filmen sieht.«

»Was ist damit passiert?«, fragte Michelle.

Wieder zögerte Sally, als wäre sie nicht sicher, ob sie es sagen sollte.

»Sally«, sagte King, »du kannst ehrlich zu uns sein.«

»Gut. Es war vor über drei Jahren. An einem späten Abend. Ich hatte mich hier heimlich umgesehen. Eigentlich sollte ich gar keinen Schlüssel haben, aber der Mechaniker, der hier gearbeitet hat, mochte mich und hatte mir einen gegeben. Als ich hier drinnen war, hörte ich, wie ein Auto kam. Erst da fiel mir auf, dass ein Fahrzeug fehlte. Das Garagentor öffnete sich, und ich sah die Scheinwerfer. Ich hatte Todesangst und war sicher, dass man auf mich schießen würde, wenn man mich hier fand. Also versteckte ich mich da drüben.« Sie zeigte auf einen Turm großer Benzinfässer in einer Ecke. »Der Rolls fuhr in die

Garage, und der Motor wurde abgestellt. Dann stieg Mr Battle aus. Er sah ziemlich schlimm aus. Ich meine, wirklich schlimm.«

»Wie konntest du das erkennen? War es nicht dunkel?«, fragte King.

»An den Toren gibt es automatische Sensoren. Wenn sie sich nachts öffnen, geht hier drinnen das Licht an.«

»Was genau haben Sie gemeint, als Sie sagten, dass Mr Battle schlimm aussah?«, fragte Michelle. »War er krank? Oder betrunken?«

»Nein, als hätte er sich furchtbar aufgeregt.«

»Hast du herausgefunden, was das zu bedeuten hatte?«, fragte King.

»Nein. Aber plötzlich fing er an zu grinsen, und dann lachte er laut. Er lachte! Jedenfalls so lange, bis sie aufkreuzte.«

»Sie? Meinst du Remmy?«, fragte King.

Sally nickte und fügte leise hinzu: »Wenn sie eine Waffe gehabt hätte, wäre Mr Battle wohl schon damals gestorben.«

»Was ist dann passiert?«, fragte Michelle.

»Sie haben sich gestritten. Das heißt, zuerst hat sie ihn nur angeschrien. Ich habe nicht allzu viel verstanden. Nur, dass es um eine andere Frau ging.«

»Hattest du den Eindruck, dass Remmy wusste, wer diese Frau war?«, fragte King.

»Schwer zu sagen. Jedenfalls hat sie keinen Namen genannt, den ich verstanden hätte.«

»Was hat Bobby getan?«

»Er brüllte herum, es würde sie nichts angehen, mit wem er ins Bett geht.«

»Und ich war auf dem besten Weg, ein Bewunderer dieses Mannes zu werden«, sagte Michelle angewidert.

»Er hat noch etwas gesagt, das ich nie vergessen werde.« Sally verstummte, atmete tief ein und sah die beiden verunsichert an.

»Erzähl weiter«, sagte King. »Ich glaube kaum, dass uns jetzt noch etwas überraschen kann.«

»Mr Battle sagte, er wäre nicht der Einzige in der Familie, der nach dieser Philosophie lebt.«

»Mit anderen ins Bett zu gehen?«, fragte King. Sally nickte.

»Und Sie glauben, damit hat er Remmy gemeint?«, fragte Michelle.

»Ich bin davon ausgegangen. Aber Mrs Battle wirkte immer so anständig und...«

»... schien ihrem Ehemann treu zu sein?«, sagte King.

»Genau.«

»Der Schein kann manchmal trügen«, bemerkte er.

»Und der Rolls?«, fragte Michelle.

»Er verschwand nach dieser Nacht. Ich weiß nicht, was damit geschehen ist. Billy Edwards – der Mechaniker, der sich um die Oldtimer kümmerte – war von da an ebenfalls verschwunden, und Mr Battle verlor das Interesse an seiner Sammlung. Danach hat er nie wieder nach den Fahrzeugen gesehen, soweit ich weiß.«

»Du hast diesen Billy Edwards anschließend nie mehr zu Gesicht bekommen?«

»Nein. Seine Wohnung war am nächsten Tag ausgeräumt. Ich weiß nicht, wer die Sachen oder seinen Wagen mitgenommen hat. Es muss in der Nacht gewesen sein, sonst hätte ich gesehen, wie er wegfuhr.«

»Vielen Dank, Sally. Du warst uns eine große Hilfe.«

Sie verabschiedeten sich von der jungen Frau und kehrten zur Vorderseite des Hauses zurück.

»Was hältst du davon?«, fragte Michelle.

»Es wirft eine Menge Fragen auf. Mit wem hat Bobby sich in dieser Nacht getroffen? War der Vorwurf der Untreue wirklich gegen Remmy gerichtet? Und warum wurde der Rolls entsorgt?« King dachte nach. »Ich frage mich, ob es eine Möglichkeit gibt, diesen Billy Edwards ausfindig zu machen und ihm ein paar Fragen zu stellen.«

»Warum gehen wir nicht direkt zu Remmy?«

»Sie würde wissen wollen, wie wir von der Sache erfahren haben. Und Sally kann ihre Gefühle offenbar nicht allzu gut verbergen. Ein strenger Blick von Remmy, und ihr Wille ist gebrochen. Irgendwann müssen wir vielleicht zu ihr gehen, aber vorläufig werden wir nach anderen Möglichkeiten suchen.«

»Wir graben hier immer neue Fragen aus, finden aber keine Antworten«, sagte Michelle.

»Ja, das muss sich ändern. Aber es könnte sein, dass uns die Antworten, auf die wir dann stoßen, nicht gefallen werden.«

K A P I T E L 39

Dorothea und Eddie Battle waren nicht zu Hause, also fuhren King und Michelle an diesem Nachmittag ins *Aphrodisia* weiter, um mit Lulu Oxley über die ermordete Nackttänzerin zu sprechen.

Der Parkplatz füllte sich bereits, als sie eintrafen. Sie konnten einen kurzen Blick in den Barbereich werfen, wo die fast nackten Damen tanzten, begafft von johlenden Männern.

»Ich verstehe einfach nicht, was daran so reizvoll sein soll«, sagte Michelle.

»Dieses Angebot richtet sich auch nicht unbedingt an jemanden wie dich.«

»Willst du damit sagen, dass es dir Spaß machen würde, dir so etwas anzusehen?«

»Nein, aber ich fürchte, da gehöre ich zu einer Minderheit unter meinen Geschlechtsgegnossen.« Er lächelte. »Das hängt mit einer gewissen Intelligenz, Kultiviertheit und Empfindsamkeit zusammen.«

Sie wurden zu Lulus kleinem, überfülltem Büro geführt. Die Geschäftsführerin schien sehr beschäftigt und keineswegs glücklich über die Unterbrechung zu sein.

»Ich habe dem FBI und Polizeichef Williams schon alles erzählt«, sagte Lulu, als sie ihr Feuerzeug zuklappen ließ und den ersten Zug von der Zigarette nahm.

»Wir sind jetzt Deputys, also können Sie es auch uns erzählen«, sagte King freundlich und zeigte ihr seinen Stern.

Sie seufzte, nahm einen weiteren Zug und lehnte sich im Schreibtischsessel zurück.

»Falls es Ihnen entgangen sein sollte, der Gesundheitsminister hat mehrmals darauf hingewiesen, dass Rauchen schädlich ist«, sagte Michelle und wedelte mit der Hand, um die Rauchschwaden vor ihrem Gesicht zu vertreiben.

»Der Gesundheitsminister ist nicht für das Management eines Nachtclubs verantwortlich«, gab Lulu zurück.

»Wir betätigen uns gern als Passivraucher, solange Sie uns etwas über Rhonda Tyler erzählen«, sagte King.

»Okay, also, zum dritten Mal: Rhonda Tyler alias wie auch immer ihr Bühnenname war...«

»Tawny Blaze«, warf Michelle hilfsbereit ein.

»Richtig, gutes Gedächtnis«, sagte Lulu und musterte Michelle aufmerksam. »Auf jeden Fall hat sie hier mit einem Vertrag gearbeitet. Sie wohnte in einem der Clubzimmer, doch kurz vor Ablauf der Zeit sagte sie uns, sie würde anderswo unterkommen. Sie blieb bis zum Ende ihrer Vertragszeit. Danach habe ich sie nicht mehr gesehen. Wir hatten sie schon einmal beschäftigt, und sie hat sich immer wie ein Profi verhalten. Es gab nie Probleme.«

»Hat sie erwähnt, ob sie Freunde oder Verwandte in der Gegend hatte?«

»Mir gegenüber nicht. Aber in diesem Gewerbe hat man nicht allzu viel Kontakt zur Verwandtschaft.«

»Könnte sie einen Mann kennen gelernt haben?«, hakte Michelle nach.

Lulu schnippte die Asche von ihrer Zigarette in einen Pappkaffeebecher auf ihrem Schreibtisch. »Nicht dass ich wüsste.«

»Gibt es sonst jemanden, dem sie sich anvertraut haben könnte?«, fragte King.

»Vielleicht hat sie mit einem der Mädchen gesprochen.«

»Könnten wir uns mit ihnen unterhalten?«

»Wenn Sie es schaffen, sie zu wecken... Die Mädchen von der Nachtschicht stehen meist nicht vor dem Nachmittag auf. Und die von der Tagschicht sind jetzt auf der Bühne.«

»Wir versuchen es einfach«, erklärte King.

»Tun Sie das«, sagte Lulu und sah Michelle fest an.

Als sie zur Tür gingen, blickte Michelle sich kurz um und sah, dass Lulus Hand in einer Schreibtischschublade verschwand. Doch als Lulu die Hand wieder hervorzog, war sie leer. Michelle nahm den Blick von ihr, bevor die Frau bemerken konnte, dass sie beobachtet wurde.

»Ach, übrigens...«, sagte Lulu. »Es gibt da etwas, das von Interesse für Sie sein könnte. Die große und allmächtige Remmy Battle hat Junior bedroht.«

King und Michelle starrten sie an, während sie eine Zusammenfassung der Begegnung zwischen den beiden gab, einschließlich Remmys Angebot, Junior auszuzahlen, wenn er ihr die gestohlenen Gegenstände zurückgab.

»Also wollte sie etwas, das sich im Geheimfach befunden hat, aber an ihrem Ehering war sie gar nicht interessiert?«, fragte King verwirrt.

»Anscheinend hat die Dame etwas zu verbergen.«

»Wo hält Junior sich heute auf?«

»Er hat einen Auftrag in Lynchburg, da können Sie ihn nicht erreichen. Aber heute Abend wird er an unserem Haus weiterarbeiten.«

»Sagen Sie uns, wie wir das Haus finden. Und geben Sie uns Juniors Handynummer.« Während Michelle sie aufschrieb, stellte King eine weitere Frage. »War Bobby Battle jemals in diesem Club?«

Lulu schien sich zu bemühen, keine Überraschung zu zeigen. »Ich glaube, ich habe ihn hier ein paar Mal gesehen.«

»In letzter Zeit?«

»Was verstehen Sie darunter?«

»In den letzten paar Jahren.«

»Das kann ich nicht genau sagen.«

Davon bin ich überzeugt, dachte King. »Gut. Vielen Dank für Ihre Hilfe.«

»Ich zeige Ihnen, wo die Zimmer sind«, bot Lulu ihnen an.

Sie führte sie nach oben und wies in den Korridor, der hinter dem roten Vorhang begann.

»Viel Glück«, sagte sie in einem Tonfall, der vermuten ließ, dass sie es nicht so meinte.

Bevor King und Michelle sich auf den Weg machten, legte Lulu eine Hand auf Michelles Arm. »Äh... Dürfte ich Sie etwas fragen?«

»Nachdem wir Ihnen so viele Fragen gestellt haben, bitte!«

»Könnten Sie sich vorstellen, an der Stange zu tanzen?«

»Wie bitte?«, sagte Michelle entgeistert.

»Nun, Sie haben den Reiz des perfekten Mädchens von nebenan. Das ist in diesem Gewerbe ziemlich selten. Sie sind schlanker als die anderen Frauen und oben herum nicht ganz so kräftig gebaut, aber ich glaube nicht, dass die Männer sich daran stören werden, sobald sie mitbekommen haben, was an Ihnen dran ist.«

Michelle errötete. »Wollen Sie mich auf den Arm nehmen?«

»Die Bezahlung ist viel besser, als Sie glauben, und Sie können Ihr ganzes Trinkgeld behalten. Sie können die Nachtschicht machen und

weiterhin Ihren normalen Job während des Tages behalten. Die Gesetze dieses Staates verbieten völlige Nacktheit in einem Stripclub, also dürfen Sie Ihren G-String anbehalten. Aber der BH muss runter, das ist unsere Regel. Keine Titten, keine Kohle.«

Michelle lächelte gepresst. »Lassen Sie es mich so ausdrücken: Der Tag, an dem ich nackt bis auf einen G-String vor einer Horde besoffener Idioten an der Stange tanze, ist der Tag, an dem der Himmel einstürzt und uns alle unter sich begräbt.«

»Ich weiß nicht recht...«, sagte King, der dem Dialog aufmerksam zugehört hatte. »Aber um das zu erleben, würde ich mindestens zwanzig Dollar Trinkgeld springen lassen.«

K A P I T E L 40

King und Michelle betraten den Korridor, schoben sich durch den schweren roten Vorhang und klopfen der Reihe nach an die Türen. Mehrere Zimmer waren unverschlossen und leer. Aus den anderen kam eine Abfolge von Schimpfworten oder verschlafenes Murren. Jedes Mal, wenn eine Tür aufgeschlossen und geöffnet wurde – stets von einer dürrig bekleideten jungen Frau mit müden Augen –, stellte Michelle die gleiche Frage, während King den Blick abwandte.

»Hab sie nicht näher gekannt«, lautete der allgemeine Refrain. Doch an der vorletzten Tür wurde Michelle zum Eintreten aufgefordert. Als sie ein paar Minuten später wieder herauskam, wirkte sie aufgewühlt.

»Alles in Ordnung?«, fragte King.

»Ich habe gerade ein recht eindeutiges Angebot von einer eins achtzig großen, völlig nackten Frau namens Heidi erhalten.«

»Wenn du möchtest, kann ich draußen im Wagen warten.«

»Halt die Klappe!«

»Muss an deinem Mädchen-von-nebenan-Charme liegen.«

Die letzte Tür wurde von einer jungen Frau geöffnet, die einen langen Morgenmantel trug, der ihre vollen Rundungen und ihren üppigen Busen jedoch nicht vollständig verhüllte. Ihr blond gefärbtes Haar hatte sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, und sie war barfuß. Sie nahm einen Schluck aus einer Tasse mit schwarzem Kaffee und stellte sich nur mit dem Namen Pam vor. Nachdem sie ihr gesagt hatten, was sie wollten, wurden sie zum Eintreten aufgefordert.

Sie nahmen an einem kleinen Tisch mit vier Stühlen Platz. Das Zimmer wirkte gemütlich, doch King erwischte sich dabei, wie er auf das zerwühlte Bett in einer Ecke und den Haufen Unterwäsche starrte. Als er den Blick abwandte, bemerkte er, dass Michelle ihn durchdringend musterte.

»Sie haben Rhonda also gekannt?«, fragte King.

»Ja, Sir.«

King musterte sie. Die Frau sah so jung aus, dass er wahrscheinlich eine Decke über sie geworfen und ihren Vater angerufen hätte, damit er sie abholte, wenn er gesehen hätte, wie sie sich halb nackt an einer Stange rieb. »Hat die Polizei schon mit Ihnen gesprochen?«

»Ja, Sir. Das heißt, eigentlich das FBI. Jedenfalls haben sie gesagt, dass sie vom FBI sind.«

»Können Sie uns dasselbe sagen, was Sie denen gesagt haben?«

»Ja, sicher, Sir.«

»Sie müssen mich nicht Sir nennen, Pam. Ich bin Sean, und das ist Michelle.«

Pam blickte auf ihre kurzen Zehen mit dem abgeblätterten Nagellack und legte einen Fuß über den anderen. »Entschuldigung. Ich bin wohl ein bisschen nervös, Sean.«

Michelle tätschelte ihre Hand. »Es gibt keinen Grund, nervös zu sein.«

»Ich meine, weil Rhonda ermordet wurde und so. Ich glaube, es hätte jede von uns erwischen können, obwohl Rhonda Risiken eingegangen ist, zu denen ich niemals bereit gewesen wäre.«

»Was für Risiken?«, fragte King.

»Wir haben in mehreren Clubs zusammengearbeitet. Sie ist manchmal mit Männern losgezogen, von denen sie überhaupt nicht wusste, ob sie nett zu ihr sein würden. Ich mache das erst seit wenigen Jahren,

aber selbst mir ist klar, dass man so was nicht tun sollte. Aber Rhonda ist jedes Mal zurückgekommen.« Pam wischte eine Träne weg. »Nur dieses Mal nicht.«

»Haben Sie eine Ahnung, mit wem sie weggegangen ist?«, fragte Michelle.

»Nein. Wie ich schon den anderen erzählt habe, manchmal hat sie mir Bescheid gesagt, wenn sie gegangen ist, manchmal nicht. Und diesmal nicht.« Sie nahm einen Schluck Kaffee und wischte sich mit einer zitternden Hand über die vollen Lippen. King bemerkte, dass auch ihre lackierten Fingernägel abblättern.

»Wann haben Sie Rhonda zum letzten Mal gesehen?«

»Ein paar Wochen bevor man sie gefunden hat. Unsere Verträge für diesen Club waren abgelaufen, aber ich habe für einen weiteren Monat unterschrieben. Mir gefällt es hier. Die Bezahlung ist gut, und die Leute sind sehr nett zu uns. Nicht überall bekommt man ein Zimmer und Mahlzeiten und so.«

»Und es gibt keine Gäste, die Sie hier belästigen, wie ich hörte«, sagte King.

»Nein, Sir, das kommt nicht in Frage«, sagte sie. »Darauf wird in diesem Club großen Wert gelegt.«

»Haben Sie Rhonda jemals mit einem Mann gesehen, den Sie nicht kannten? Hat sie jemanden erwähnt, mit dem sie sich getroffen hat?«

»Nein. Tut mir Leid.«

Er reichte ihr eine Visitenkarte. »Falls Ihnen noch irgendetwas einfällt, rufen Sie uns an.«

King und Michelle hingen ihren Gedanken nach, als sie zu ihrem Wagen gingen.

King sah sich auf dem vollen Parkplatz um. »Kaum zu glauben, dass so viele Leute tagsüber Zeit haben, hierher zu kommen.«

»Ich finde das ziemlich krank, wenn du mich fragst«, sagte Michelle. Ihre Stirn war immer noch gerunzelt, als sie sich hinters Lenkrad setzte. »Wusstest du, dass man einundzwanzig Jahre alt sein muss, um Stripperinnen zuzuschauen, aber schon mit achtzehn als Stripperin arbeiten kann? Was soll daran sinnvoll sein?«

King ließ sich auf dem Beifahrersitz nieder. »Das ist wirklich lächerlich und entwürdigend. Hast du deswegen so schlechte Laune?«

»Nein. Das legendäre *Aphrodisia* war völlige Zeitverschwendung. Das ist der Grund.«

»Wie kannst du so etwas sagen? Du hast nicht nur ein Jobangebot als Tänzerin bekommen, was sehr nützlich sein könnte, wenn sich die Auftragslage für unsere Firma verschlechtern sollte, du hast obendrein mit Heidi eine wahre Freundin gefunden.«

Im nächsten Moment rieb King sich den Arm, wo Michelle ihn geschlagen hatte. »He, das hat wehgetan!«, beklagte er sich.

»Und es wird noch viel mehr wehtun, wenn du so weitermachst.«

K A P I T E L 4 1

Junior Deaver trat vor sein halb fertiges Haus und blickte zum dunklen Himmel. Er war erschöpft, nachdem er den ganzen Tag für andere Leute gearbeitet hatte, bevor er hierher gekommen war, um Nägel in Schindeln und Sperrholz zu treiben. Unmittelbar vor Anbruch der Dämmerung war er damit fertig geworden; dann hatte er Innenarbeiten erledigt. Seine ganze Familie freute sich bereits darauf, endlich aus dem engen Wohnwagen zu kommen.

Doch der bevorstehende Strafprozess lastete schwer auf seinen Schultern. Lulu lag ihm damit ständig in den Ohren. Vielleicht sei es das Ende all ihrer Träume, sagte sie. Was war, wenn Mrs Battle sie verklagte? Dann wäre alles vorbei. Juniors Schwiegermutter schlug in die gleiche Kerbe, und wenn Priscilla einmal loslegte, konnte sie nicht mehr aufhören. Junior hatte in seinem Leben schon viele Tiefen durchgemacht. Doch seine derzeitige Situation zählte zu den schlimmsten.

Er dachte an Remmy Battles Angebot. Wenn er nur etwas hätte, das er ihr geben könnte! Es machte ihn fertig, dass ihm offenbar niemand glauben wollte. Doch wenn er die vielen Beweise bedachte, die gegen ihn sprachen, konnte er verstehen, warum die Frau ihn für schuldig hielt.

Während er ein Sandwich aß und ein Bier trank, das er sich aus der Kühltasche geholt hatte, ließ er sich verschiedene Dinge durch den Kopf gehen. Er hätte die Schwierigkeiten auf einen Schlag beenden können, wenn er wollte – indem er die Wahrheit sagte, was er in jener

Nacht getan hatte. Aber eher würde er ins Gefängnis gehen. Das konnte er Lulu einfach nicht antun. Es war eine Dummheit gewesen, eine verdammt große Dummheit. Aber er konnte es nicht mehr ungeschehen machen.

Er aß das Sandwich auf. Sein Handy vibrierte, obwohl die Mailbox bereits mit Nachrichten voll gepackt war. Er hasste das verdammte Ding. Im Augenblick wollte jeder irgendetwas von ihm. Junior sah die Liste der Anrufe durch. Bei einem Namen stutzte er: Sean King. Was wollte der denn von ihm? Egal, was es war, er würde damit warten müssen.

Junior ging wieder ins Haus. Es war kurz vor acht und an der Zeit, Feierabend zu machen. Er war seit vier Uhr früh auf den Beinen. Sein Rücken schmerzte, nachdem er immer wieder mit den Dachschindeln die Leiter rauf- und runtergestiegen war. Für diese Art von Plackerei wurde er allmählich zu alt. Trotzdem würde er damit weitermachen, bis er irgendwann tot umfiel. Was sollte jemand wie er sonst tun?

Der Schlag kam genau von hinten. Er zertrümmerte ihm den Schädel und brachte den großen Mann ins Wanken. Junior fasste sich an den Kopf und fuhr im gleichen Moment herum. Durch das Blut, das ihm übers Gesicht lief, sah er, wie der Mann mit der schwarzen Sturmhaube und der erhobenen Schaufel auf ihn zukam. Es gelang Junior, den nächsten Schlag mit dem Unterarm abzufangen, der dabei jedoch gebrochen wurde. Junior wurde nach hinten geworfen, prallte auf den Rücken und schrie vor Schmerz. Als er auf dem kalten Holzboden lag, sah er, wie die Schaufel sich ein weiteres Mal näherte. Verzweifelt trat er mit dem rechten Bein zu und brachte den Angreifer aus dem Gleichgewicht.

Der stürzte, sprang aber schon im nächsten Moment wieder auf. Junior setzte sich auf und hielt sich den zertrümmerten Arm. Mit

keuchenden Atemzügen trat er immer wieder nach dem Angreifer, um ihn von sich fern zu halten, während er auf dem Hintern zurückwich. Das Sandwich und das Bier kamen ihm wieder hoch und verteilten sich auf dem Boden. Es gelang ihm, sich halb aufzurichten; dann bekam er einen weiteren Schlag in den Rücken und stürzte wieder der Länge nach hin.

Junior Deaver war über eins neunzig groß und wog 120 Kilo. Wenn er seinen kleineren Gegner nur einmal erwischen konnte, hätte die Lage sich sehr schnell geändert. Er würde den Dreckskerl mit bloßen Händen töten. Doch er war bereits so schwer verletzt, dass er vermutlich nur eine einzige Chance erhalten würde. Nach etlichen Kneipenschlägereien besaß Junior genügend Erfahrung, auf die er zurückgreifen konnte. Er überlegte, wie er den Angreifer täuschen konnte.

Er ging auf die Knie, wobei sein Kopf fast den Boden berührte, als hätten ihn die Kräfte verlassen. Als er die Schaufel sah, katapultierte er sich nach vorn und traf seinen Gegner genau in die Magengrube. Beide Männer wurden quer durch den Raum geschleudert und krachten durch eine Rigipswand.

Sie landeten auf dem Boden, und Junior versuchte den kleineren Mann festzuhalten, aber die Schmerzen in seinem Arm und in der Schulter waren zu groß. Außerdem strömte Blut aus dem Riss in seinem Schädel, wodurch Druck auf sein Gehirn ausgeübt wurde, was seine motorischen Fähigkeiten immer stärker beeinträchtigte. Junior wollte sich aufrappeln, aber der andere war schneller. Er rollte sich zur Seite, hob eine Latte auf, an der noch ein Stück Rigips hing, und schlug Junior damit immer wieder auf den Schädel. Seine Hiebe wurden härter und wilder. Das Holz splitterte, verbogene Nägel wurden herausgetrieben, und schließlich zerbrach die Latte in zwei Teile.

Junior stöhnte, ging zu Boden und stand nicht mehr auf. Sein Bauch hob und senkte sich. Blut floss aus mehreren Kopfwunden, und er lag reglos und mit geschlossenen Augen da.

Der Mann mit der Sturmhaube näherte sich vorsichtig, da er mit einem neuen Trick rechnete. Zuerst verfluchte er Junior und dann sich selbst, weil er sein Opfer deutlich unterschätzt hatte. Er war überzeugt gewesen, dass der Mann nach einem gezielten Schlag mit der Schaufel gegen den Hinterkopf außer Gefecht gesetzt war. Er beruhigte sich, versuchte klaren Kopf zu bekommen und sagte sich, dass er sein Werk zu Ende bringen musste.

Ihm war schwindlig, als er schwer atmend, mit trockener Kehle und schmerzenden Muskeln neben Junior niederkniete und ein rundes Stück Holz, das an einem Seil befestigt war, aus dem Mantel zog. Er legte das Tourniquet über Juniors Kopf, schob es bis zum dicken Hals herunter und zog es langsam zu, bis er hörte, wie Junior röchelnd nach Luft schnappte. Er drehte immer weiter und erhöhte den Druck. Ein paar Minuten später hob Juniors großer Bauch sich ein letztes Mal, dann war Ruhe.

Der Mann ließ das Stück Holz los und ging in die Hocke. Er spürte seine Schulter, die beim Zusammenstoß mit Junior und der Wand verletzt worden war. Doch damit konnte er leben. Viel problematischer war, dass der Kampf möglicherweise aussagekräftige Spuren hinterlassen hatte.

Mit Juniors Generatorlampe leuchtete er sich ganz genau ab. Er war mit dem Blut, dem Schleim und dem Erbrochenen des Mannes besudelt. Zum Glück trug er seine Sturmhaube, Handschuhe und lange Ärmel, denn schon ein einziges ausgerissenes Haar mit seiner DNA konnte ihm zum Verhängnis werden.

Er suchte die Umgebung und den Toten systematisch nach sämtlichen Spuren ab, die Sylvia Diaz oder ihren Kollegen einen Hinweis auf seine Identität geben konnten. Besonders gründlich inspizierte er Juniors Fingernägel, ob sich verräterisches Material darunter festgesetzt hatte. Als er überzeugt war, keine Spuren hinterlassen zu haben, zog er die Clownmaske aus der anderen Manteltasche und legte sie neben die Leiche. Sie war beim Kampf zerknittert worden, aber die Polizei würde trotzdem erkennen, welche Bedeutung dahinter steckte.

Er fühlte nach Juniors Puls, um sich zu vergewissern, dass der Mann tot war. Dann wartete er fünf Minuten und fühlte erneut nach dem Puls. Die subtilen Veränderungen eines Körpers nach dem Tod waren ihm gut bekannt, und zu seiner Zufriedenheit traten sie wie erwartet ein. Junior war hinüber. Vorsichtig griff er nach Juniors linker Hand und hob sie an, zog das Rädchen der Armbanduhr heraus und stellte die Uhr auf exakt fünf – dieselbe Zeit, die der Nachahmer auf Bobbys Uhr eingestellt hatte. Es war eine deutliche Botschaft an die Polizei und den Imitator. Er wollte, dass beide Parteien Bescheid wussten. Statt den Arm aufzurichten, legte er die Hand auf den Boden und zog dann einen schwarzen Filzschreiber aus Juniors Werkzeuggürtel, um damit einen Pfeil auf den Holzfußboden zu zeichnen, der genau auf die Uhr zeigte. Schließlich entfernte er Juniors große Gürtelschnalle mit dem NASCAR-Logo und steckte sie in seine Tasche.

Das Geräusch erschreckte ihn fast zu Tode, bis er erkannte, worum es sich handelte. Juniors Handy klingelte. Es war während des Kampfes heruntergefallen. Der Mann betrachtete die Anzeige. Jemand versuchte, von zu Hause anzurufen. Na, die konnten lange auf eine Antwort warten. Junior würde nie mehr nach Hause kommen.

Er richtete sich auf zittrigen Beinen auf, blickte auf den Mann mit der Aderpresse um den Hals und auf die Clownmaske, die neben

ihm lag. Seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. Ein weiteres Werk der Gerechtigkeit war vollbracht. Er hatte nicht vor, ein Gebet für Junior zu sprechen. Mit einem Fußtritt schaltete er den batteriebetriebenen Generator ab, worauf die Umgebung schlagartig in Dunkelheit getaucht wurde. Der Tote verschwand wie weggezaubert.

Das nächste Geräusch jagte dem Mann einen eisigen Schrecken ein.

Es war das Geräusch eines sich nähernden Autos. Er huschte zu einem der vorderen Fenster. Scheinwerfer durchschnitten die Dunkelheit und zielten genau auf ihn.

K A P I T E L 4 2

King und Michelle stiegen aus dem Lexus und sahen sich um. Sie hatten an Kings Hausboot das Fahrzeug gewechselt, weil an Michelles Wagen ein Scheinwerfer defekt war. King zog eine Taschenlampe hervor, doch der schwache Strahl konnte nur wenig gegen die Finsternis ausrichten.

»Sein Auto ist hier«, sagte Michelle, als sie gegen den ramponierten Pick-up klopfte, auf dessen Ladefläche sich Werkzeug und Baustoffe türmten.

»Junior!«, rief King. »Ich bin's, Sean King! Wir wollen mit Ihnen reden!«

Michelle legte die Hände wie einen Schalltrichter an die Lippen.
»Junior! Junior Deaver!«

Sie sahen sich an.

»Vielleicht ist er im Haus.«

»Glaubst du, er arbeitet im Dunkeln?«, fragte King.

»Vielleicht in den Kellerräumen. Könnte sein, dass wir das Licht von hier aus nicht sehen.«

»Na gut, schauen wir nach.«

»Hast du noch eine zweite Taschenlampe im Wagen?«

»Nein, aber vielleicht können wir uns eine von Junior borgen.«

Sie durchsuchten den Pick-up und fanden eine Lampe im Fußraum der Fahrgastzelle. Jetzt bewegten sich zwei Lichtstrahlen durch die Dunkelheit.

Sie traten durch die Vordertür und blickten sich um.

»Junior!«, rief King noch einmal.

Sie suchten das Zimmer mit den Taschenlampen ab. In einer Ecke bedeckte eine große Plane etwas, das wie ein Stapel Rigipsplatten aussah. Rundherum waren Holz und andere Baumaterialien sowie Werkzeug, Eimer und Zementsäcke gestapelt. Ein ziemliches Durcheinander.

»Mensch, hier sieht es genauso aus wie bei dir zu Hause«, sagte King.

»Du scheinst heute gut in Form zu sein. Sieh mal, da drüben ist die Treppe in den Keller.«

Michelle rief nach unten. Niemand antwortete.

»Ob er einen Unfall hatte?«, überlegte Michelle.

King blickte sich um. »Allmählich kommt mir die Sache seltsam vor.«

Michelle zog ihre Waffe. Vorsichtig stiegen sie und King die Treppe hinunter.

In der hintersten Ecke des Kellers waren Kanister gestapelt. Sie sahen sich dort um, fanden aber nichts Auffälliges. Die Heizungs- und Klimaanlage stand in einer anderen Ecke. Sie tasteten den Metallklotz mit den Strahlen der Taschenlampen ab, aber auch dort war nichts zu sehen.

In einem Bereich hinter einem großen Lüftungsrohr, den das Licht ausgespart hatte, beobachtete der Mann mit der Sturmhaube, wie die beiden schließlich wieder nach oben stiegen. Langsam verließ er sein Versteck.

Im Erdgeschoss sahen King und Michelle sich nun gründlicher um. Michelle entdeckte es zuerst.

»O nein!«, stieß sie hervor, griff nach Kings Hand und zog ihn näher heran.

»Blut«, flüsterte sie ihm ins Ohr. Sie richtete ihre Taschenlampe auf den Boden. Die rötlichen Flecken waren deutlich zu erkennen. Das Licht folgte der Spur bis zu der Stelle, wo sie an einer Plane endete.

Sie rückten weiter vor und gaben Acht, nicht auf die Blutflecken zu treten. King hockte sich hin und hob die Plane an, und nun sahen sie, dass es Junior war. King suchte nach dem Puls, doch Juniors Herz schlug nicht mehr.

»Er ist tot.« King suchte die Leiche im Licht der Taschenlampe ab.
»Ach du Scheiße!«

»Was ist?«

»Er wurde mit einem Tourniquet erdrosselt.« King zog die Plane ein Stück weiter zurück und betrachtete den Arm des Toten. »Und seine Uhr steht auf fünf. Außerdem wurde ein schwarzer Pfeil auf den Boden gemalt, der genau darauf zeigt.«

Michelle sah sich Juniors Gesicht eingehender an. »Er ist noch nicht lange tot, Sean.«

»Ich weiß. Er ist noch warm.« Plötzlich erstarrte er. »Was war das?«

Michelle blickte sich um. Der Schein ihrer Taschenlampe zuckte wild durch die Dunkelheit. »Was?«

»Ich glaube, ich habe Schritte gehört.«

»Ich hab nichts...« Ihr stockte der Atem, als sie den roten Laserpunkt auf Kings Stirn sah. Sie wusste sofort, was das zu bedeuten hatte. »Sean, nicht bewegen«, sagte sie heiser. »Jemand hat dich im Visier.«

»Was?« Dann dämmerte ihm, was sie damit sagen wollte. Dem Laserstrahl konnte jeden Augenblick eine Kugel folgen, die genau dort einschlagen würde, wo sich der rote Punkt befand – in diesem Fall in seinem Gehirn.

Dann beobachtete Michelle, wie der rote Punkt langsam zu ihrer Waffe wanderte, wo er wie eine zum Stechen bereite Wespe hin und her schwirrte. Auch diese Botschaft war eindeutig. Michelle zögerte und überlegte, ob sie es riskieren sollte, herumzuwirbeln und zu feuern. Sie warf einen Blick zu King. Offensichtlich hatte auch er den Punkt gesehen und Michelles Gedanken gelesen. Er schüttelte unmissverständlich den Kopf.

Widerstrebend legte sie ihre Waffe auf den Boden und stieß sie mit dem Fuß von sich weg. Als der rote Punkt auf ihrer Taschenlampe erschien, knipste Michelle sie aus und legte sie ebenfalls auf den Boden. King tat es ihr langsam gleich. Dann erschien der rote Punkt auf Michelles Brust und bewegte sich an ihrem Körper auf und ab, auf beinahe spielerische Weise, als wolle die Person mit der Laserzielvorrichtung sie zärtlich streicheln.

Michelles Wut wurde immer stärker, und sie versuchte einzuschätzen, wie weit sie springen musste, um sich ihre Waffe schnappen zu können. Während sie die Chancen abschätzte, einen Schuss abzugeben, bevor der andere dazu kam, entging ihr, dass der rote Punkt verschwunden war.

Als sie es bemerkte, blickte sie zu Kings dunkler Silhouette in der Finsternis auf.

»Ist er weg?«, fragte sie leise.

»Keine Ahnung«, gab King flüsternd zurück. »Ich höre nichts.«

Das änderte sich Augenblicke später, als die Schüsse peitschten. Beide warfen sich gleichzeitig zu Boden, und Michelle kroch verzweifelt zu der Stelle, wo sie ihre Waffe vermutete, und tastete sie systematisch ab. *Na los!* Als ihre Finger sich um das Metall schlossen, erstarrte sie und horchte.

»Sean, alles in Ordnung mit dir?«

Sekunden verstrichen, in denen nichts geschah.

»Sean!«, flüsterte sie eindringlich und geriet beinahe in Panik, als er nicht antwortete.

»Alles klar«, sagte er schließlich.

»Mensch, ich hätte vor Schreck fast einen Herzinfarkt bekommen!

Warum hast du nichts gesagt?«

»Weil ich genau auf Junior gefallen bin!«

»Oh.«

»Das kannst du laut sagen.«

Sie warteten noch ein paar Minuten. Als sie hörten, wie in der Ferne ein Wagen angelassen wurde, sprang Michelle auf, schnappte sich eine Taschenlampe und rannte nach draußen, gefolgt von King.

Sie schwangen sich in den Lexus.

»Ruf die Polizei«, sagte King. »Sag ihnen, sie sollen die Straßen in der Umgebung absperren, so schnell wie möglich. Und dann versuch Todd zu erwischen.«

Michelle war bereits am Handy.

King trat aufs Gaspedal, und der Wagen setzte sich ruckend in Bewegung. Sie wurden so heftig durchgeschüttelt, dass Michelle das Handy aus der Hand geschleudert wurde. King trat auf die Bremse.

Sie sahen sich an.

»Verdammt, er hat die Reifen zerschossen«, sagte King fassungslos. »Das war der Grund für die Schüsse. Aber vielleicht können wir trotzdem fahren.« Nach dreißig Metern war klar, dass sie mit einem Achsenbruch rechnen mussten, wenn sie schneller als zehn Stundenkilometer fuhren.

Michelle sprang aus dem Wagen und richtete den Strahl der Taschenlampe auf die platten Vorder- und Hinterreifen. Sie lief zurück und inspizierte Juniors Pick-up. Auch an seinem Fahrzeug

waren zwei Reifen zerschossen. Michelle rief die Polizei an, gab der Notrufzentrale alle nötigen Informationen und wählte schließlich Todds Nummer, während King erschöpft an seinem Wagen zusammenbrach.

Als Michelle fertig war, kam sie zu ihm. »Todd und seine Leute sind unterwegs.«

»Schön zu wissen«, sagte er leise.

»Vielleicht haben sie Glück und schnappen den Kerl.«

»Die Guten haben selten so viel Glück.« Er verschränkte die Arme über der Brust und starrte auf das halb fertige Haus.

Michelle schlug mit der flachen Hand auf die Motorhaube. »Mann! Ich komme mir wie ein absoluter Volltrottel vor, weil der Kerl uns durch die Lappen gegangen ist! Ich kann's kaum glauben, dass wir wahrscheinlich keine fünf Meter von dem Irren entfernt waren. Keine fünf Meter! Und er entwischt uns!« Sie starrte auf den Boden, blickte dann wieder zu ihrem Partner auf. »Na los, sag schon. Was denkst du?«

King antwortete nicht sofort. Als er schließlich sprach, zitterte seine Stimme leicht. »Ich muss daran denken, dass heute Nacht drei Kinder ihren Vater und eine Frau ihren Mann verloren haben. Und ich frage mich, wann das endlich aufhören wird.«

»Frühestens, wenn jemand dem Kerl das Handwerk legt.«

King ließ das unfertige Haus keinen Moment aus den Augen. »Und spätestens von jetzt an wird das unser Vollzeitjob sein.«

K A P I T E L 43

Wie King vorhergesagt hatte, traf die Polizei zu spät ein, um Juniors Mörder zu fassen. Als die Neuigkeit eines weiteren Mordes an die Öffentlichkeit drang, geriet die ganze Gegend in helle Aufregung. Der Bürgermeister von Wrightsburg demonstrierte in einem eindrucksvollen Auftritt sein mangelndes Vertrauen in Polizeichef Williams und das FBI und verlangte, dass die Nationalgarde mobilisiert und das Kriegsrecht ausgerufen wurde. Zum Glück reagierte niemand auf diese Forderungen. Die nationale Nachrichtenmaschinerie hatte sich auf Wrightsburg und Umgebung gestürzt und stillte ihren unersättlichen Hunger nach Einzelheiten, ganz gleich, wie banal oder unbedeutend sie für die Ermittlungen sein mochten. Die großen Übertragungswagen und die Nachrichtensprecher mit drahtlosen Mikros in den Händen wurden so allgegenwärtig wie die sprießenden Frühlingsknospen. Die einzigen Menschen, die sich über diese Entwicklungen freuten, waren die einheimischen Gaststättenbesitzer und Verschwörungstheoretiker, die mit immer neuen Spekulationen aufwarteten. Fast jeder versuchte, die Gelegenheit zu fünfzehn Minuten Ruhm zu nutzen.

Todd Williams wurde von der journalistischen Sintflut überschwemmt, genauso wie Chip Bailey. Selbst King und Michelle gelang es nicht, sich vollständig dem Ansturm zu entziehen. Bestürzt mussten sie mit ansehen, wie Details aus ihren bislang geheimen Ermittlungen ans Licht gezerzt und zu Sensationszwecken ausgeschlachtet wurden.

Weiteres Personal wurde von nationalen und bundesstaatlichen Polizeibehörden angefordert, doch King war nicht sicher, ob die

Ermittlungen dadurch unterstützt oder behindert wurden. Eher schien Letzteres der Fall zu sein, da fast alle um die besten Posten rangelten.

Schließlich traf der Brief ein. Er offenbarte, dass der Mörder von Junior Deaver nun den Clownprinzen der Dunkelheit imitierte, wie er in Serienkillerkreisen bekannt war: John Wayne Gacy. *Und ihr habt gedacht, er hätte nur junge Männer getötet*, hieß es spöttisch in der Nachricht. *Jetzt wisst ihr, dass er sich traut, große fette Rednecks wie Junior Deaver zu erledigen.*

Alle trafen sich zu einer weiteren morgendlichen Einsatzbesprechung in der Polizeiwache. Der große Konferenzraum war in eine Art Krisenzentrum verwandelt worden, mit Computern und Telefonen, die rund um die Uhr besetzt waren, Karten und Diagrammen an den Wänden, Aktenstapeln, hoch spezialisierten Mitarbeitern, die jedem Hinweis nachgingen, und tonnenweise Kaffee und Doughnuts. Nur ein mutmaßlicher Verdächtiger war nicht in Sichtweite.

»Gacy hat viele seiner Opfer mit dieser Erdrosselungstechnik getötet«, erklärte Chip Bailey.

»Sie scheinen Ihre Serienmörder gut studiert zu haben«, sagte Michelle.

»Das sollte man meinen. Ich habe Jahre damit verbracht, ihnen auf die Schliche zu kommen.«

»Und im Gefängnis hat dieser große, fröhliche Kerl angefangen, Clowns zu malen«, fügte King hinzu. »Deshalb die Maske, nur für den Fall, dass wir durch das Tourniquet nicht darauf gekommen wären.«

»Und Juniors Uhr stand definitiv auf fünf«, sagte Michelle. »Also kann unser Serienmörder entweder nicht richtig zählen, oder der Mord an Bobby Battle wurde von einem Nachahmungstäter begangen.«

»Ich glaube, wir können davon ausgehen, dass wir es mit zwei Mördern zu tun haben«, räumte Bailey ein. »Obwohl die abwegige

Möglichkeit besteht, dass es doch nur ein Mörder ist, der aus irgendeinem Grund ein verwirrendes Zahlenspiel betreibt.«

»Sie meinen, er möchte nur für fünf statt sechs Morde zur Rechenschaft gezogen werden?«, fragte King. »Ich weiß nicht, wie es anderswo gehandhabt wird, aber in Virginia werden Mörder nur *einmal* hingerichtet.«

Williams stöhnte und griff nach einer Tablette. »Verdammt, mir tut schon wieder der Schädel weh.«

»Haben Sie Bobby Battles Testament gesehen, Todd?«, fragte Michelle.

Williams schluckte die Tablette und nickte. »Der überwiegende Teil seines Nachlasses geht an Remmy.«

»Waren die beiden gemeinschaftliche Eigentümer des Besitzes?«, fragte King.

»Nein. Vieles lief nur auf Bobbys Namen, einschließlich all seiner Patente. Das Haus ging automatisch an Remmy, und sie hat selbst einen umfangreichen Besitz.«

»Sie sprachen vom überwiegenden Teil. Wohin geht der Rest?«

»Verschiedene soziale Einrichtungen. Ein bisschen an Eddie und Dorothea. Aber nicht annähernd genug, um dafür zum Mörder zu werden.«

»Und Savannah?«, fragte King.

»Sie hat nichts bekommen. Schließlich hat sie schon ein sattes Treuhandvermögen.«

»Trotzdem klingt es ziemlich herzlos, ihr gar nichts zu hinterlassen.«

»Vielleicht haben sie und Bobby sich nicht verstanden«, sagte Bailey.

King sah ihn an. »Wie gut kennen Sie die Familie?«

»Mit Eddie treffe ich mich mehr oder weniger regelmäßig. Wir gehen zusammen auf die Jagd, und ich war bei einigen seiner Historiendramen dabei. Als Gegenleistung ist er nach Quantico gekommen und durfte die FBI-Akademie besichtigen. Remmy und Bobby haben übrigens dieselbe Tour gemacht, und auch Mason, der Butler. Ich besitze ein paar von Eddies Kunstwerken. Dorothea hat mir dabei geholfen, ein Haus in Charlottesville zu finden. Ich war einen Nachmittag bei ihnen, nachdem sein Vater getötet wurde. Es hat ihn schwer mitgenommen, das kann ich Ihnen versichern. Aber ich glaube, er hat sich die meisten Sorgen gemacht, welche Auswirkungen die Tragödie auf seine Mutter haben wird.«

King nickte. »Er kommt sowieso nicht als Mörder seines Vaters in Frage. Er war zur Tatzeit mit uns zusammen.«

»Und er hat im Bürgerkrieg gekämpft, als Rhonda Tyler, Steve Canney und Janice Pembroke getötet wurden«, sagte Bailey.

»Was ist mit Dorothea?«, fragte Michelle.

»Wir haben sie überprüft. Sie ist sauber.«

»Auch zu dem Zeitpunkt, als Bobby Battle starb?«, fragte King.

»Sie sagte, sie wäre nach Richmond gefahren, weil sie dort am nächsten Morgen einen Termin hatte.«

»Allein?«

»Ja.«

»Also hat sie streng genommen kein Alibi«, sagte King. »Wie gut kennen Sie Dorothea?«

»Wie ich bereits sagte, sie hat als Maklerin für mich gearbeitet. Aber ich glaube nicht, dass sie viele Tränen vergießen wird, weil Bobby tot ist.«

»Ist die Ehe glücklich?«, fragte Michelle.

»Eddie liebt sie, das weiß ich. Aber ich bin mir nicht sicher, wie stark seine Gefühle erwidert werden. Unter uns gesagt könnte ich mir sogar vorstellen, dass Dorothea sich nebenbei ein bisschen Abwechslung verschafft.«

»Und Savannah behauptet, sie wäre zu Hause gewesen, als ihr Vater starb. Stimmt das?«

»Ich habe die Haushaltshilfen danach gefragt, aber alle hatten sich zu diesem Zeitpunkt in ihre Quartiere zurückgezogen, außer Mason, und der erinnert sich nicht, Savannah gesehen zu haben. Allerdings war sie nicht gerade in Topform, als wir mit ihr geredet haben. Ich werde sie noch einmal befragen müssen.«

»Also zählt auch sie weiterhin zum Kreis der Verdächtigen«, sagte King. »Was ist mit Bobby und Remmy?«

»Was meinen Sie?«

»Wären Sie überrascht, wenn ich Ihnen sage, dass wir eine Information haben, nach der die beiden vor drei oder vier Jahren einen heftigen Streit wegen Bobbys notorischer Untreue hatten?«

»Nein. Er hat sich diesen Ruf redlich erworben. Manche Leute haben gedacht, diese Zeit wäre für ihn vorbei, aber alte Hunde pinkeln immer wieder an die gleiche Stelle.«

»Was ein ziemlich gutes Motiv sein könnte, den Ehemann umzubringen«, sagte Michelle.

»Möglicherweise«, sagte Bailey.

»Was ist mit Remmy?«, fragte King.

»Was? Ob auch sie sich Seitensprünge genehmigt hat?«

King nickte.

»Niemals«, sagte Bailey im Brustton der Überzeugung.

»Mason scheint sehr viel von Remmy zu halten«, sagte King.

»Daran zweifle ich nicht, aber er spielt nicht in ihrer Liga und wird es auch niemals tun, falls Sie etwas in dieser Richtung andeuten wollen.«

King blickte Bailey ein paar Sekunden lang an; dann beschloss er, das Thema zu wechseln. Er wandte sich an Williams. »Hat Sylvia die Obduktion von Junior schon abgeschlossen?«

»Ja«, antwortete Williams, dem es schon wieder so gut ging, dass er sich einen Doughnut und Kaffee geholt hatte. »Er starb durch Erdröselung, obwohl er zuvor schwere Schläge auf den Kopf erhalten hat, zuerst mit einer Schaufel, dann mit einem Stück Holz. Hat sehr viel Blut verloren.«

»Das wissen wir«, entgegnete King trocken.

»Gut«, sagte der Polizeichef. »Auf jeden Fall glaubt Sylvia, dass sie diesmal vielleicht ein paar Spuren vom Täter sichergestellt hat. Und die Jungs haben Fasern gefunden, die nicht zu Juniors Kleidung passen. Außerdem haben wir in der Nähe ein Stück einer Reifenspur entdeckt. Könnte das Fahrzeug sein, mit dem er geflohen ist.«

»Sie sollten diese Fasern lieber mit meiner Kleidung vergleichen«, sagte King. »Ich hatte Kontakt mit Junior, als die Schüsse fielen.«

»Apropos, haben Sie die Kugeln aus den Reifen untersucht?«, fragte Michelle.

»Kaliber vierundvierzig«, sagte Williams. »Nichts Besonderes. Wir können nur hoffen, dass wir irgendwann eine Waffe haben, der wir sie zuordnen können.«

»Der Typ hat ein Laserzielgerät«, sagte King. »Das ist ziemlich spezialisiert.«

»Außerdem fehlte Juniors Gürtelschnalle«, warf Williams ein.

»Eine weitere Trophäe«, sagte Michelle.

»Wie es scheint, hat Junior dem Mörder einen harten Kampf geliefert«, sagte Bailey. »Er hat viele Verletzungen an Händen und Unterarmen, die auf heftige Gegenwehr schließen lassen. Und eine Rigipswand ging zu Bruch, vermutlich während des Kampfes.«

»Der Angreifer hat offensichtlich ein paar Fehler gemacht«, sagte Williams. »Obendrein seid ihr beide auf der Bildfläche erschienen und habt ihm das Spiel verdorben.«

»Ich glaube kaum, dass wir irgendetwas bewirken konnten«, sagte Michelle, »außer dass wir ihn entkommen ließen.«

King schaute sich noch einmal die Kopie des Briefes an. »Das ist das erste Mal, dass er ein Opfer namentlich erwähnt.«

»Das ist mir auch aufgefallen«, sagte Bailey.

»Warum sollte ein Mörder so etwas tun?«, fragte Todd Williams.

»Er spielt mit uns. Er will uns an der Nase herumführen.«

»Zu welchem Zweck?«, fragte Michelle.

»Weil alles Teil von etwas viel Größerem ist, das wir im Augenblick noch nicht erkennen«, antwortete King.

»Und was könnte das sein?«, fragte Bailey skeptisch.

»Wenn ich das herausgefunden habe, werden Sie es als Zweiter erfahren«, sagte King und warf Williams einen bedeutungsvollen Blick zu. »Wie hat Lulu es aufgenommen, Todd?«

Williams lehnte sich zurück und zuckte mit den Schultern. »Sie hat nicht geweint, aber die Kinder waren dabei. Allerdings wurde ihre Mutter völlig hysterisch. Sie schrie herum, wie sehr sie Junior liebt und was in aller Welt sie nun ohne ihn machen sollen. Schließlich musste Lulu sie aus dem Zimmer befördern. Sie ist schon eine Marke.«

King und Michelle sahen sich an und schüttelten gleichzeitig die Köpfe.

»Jetzt kommen wir zu einem interessanten Punkt«, sagte Williams. »Sie haben uns gesagt, dass Junior von Remmy bedroht wurde. Dass sie ihre Sachen zurückhaben wollte und Junior sie niemandem zeigen sollte.«

King nickte. »Das zumindest hat Lulu uns erzählt. Aber nicht Remmy Battle hat Junior zusammengeschlagen und anschließend erdrosselt.«

»Aber Lulu zufolge hat Remmy zu Junior gesagt, sie würde gewisse Leute kennen.«

King schüttelte den Kopf. »Ich wüsste nicht, warum Remmy an seinem Tod interessiert sein sollte. Zumindest nicht zum jetzigen Zeitpunkt. Angeblich wollte sie Junior Bedenkzeit geben. Wenn er tot ist, kann er ihr nicht mehr sagen, wo ihre Sachen sind. Was er sowieso nicht hätte tun können, weil er sie meiner Meinung nach nicht gestohlen hat.«

»Aber wenn er tot ist«, sagte Bailey, »kann er die Sachen niemand anderem mehr zeigen.«

King ließ sich nicht überzeugen. »Da könnte Remmy sich nicht sicher sein. Er hätte Vorkehrungen treffen können für den Fall, dass ihm etwas zustößt.«

»Das klingt einleuchtend«, sagte Williams. »Aber wir sollten dieser Angelegenheit trotzdem nachgehen. Nicht, dass ich mich darauf freue, mit Remmy über dieses Thema zu sprechen.«

»Wir beide werden mit ein paar anderen Personen reden«, sagte King.

»Mit wem?«, fragte Bailey streng.

»Steve Canneys Vater und Janice Pembrokes Eltern.«

»Wir haben schon mit ihnen gesprochen. Und auch mit allen, die in Verbindung zu Diane Hinson standen.«

»Aber Sie haben sicher nichts dagegen, wenn wir ebenfalls mit ihnen reden«, sagte Michelle.

»Nur zu«, sagte Williams. »Meine Erlaubnis habt ihr.«

»Aber melden Sie sich, falls Sie etwas Interessantes herausfinden sollten«, sagte Bailey.

»Ich zähle schon die Minuten«, murmelte King.

K A P I T E L 44

King und Michelle fuhren zu ihrem Büro, um ein paar Arbeiten zu erledigen, bevor sie sich auf den Weg zu Janice Pembrokes und Steve Canneys Eltern machen wollten. Ein silberner Volvo-Kombi und ein BMW aus der 8er-Serie parkten vor dem Gebäude.

»Eddie und Dorothea«, sagte Michelle, als sie ausstieg. Als hätten sie auf dieses Stichwort gewartet, öffneten sich die Türen beider Fahrzeuge, und das Ehepaar stieg aus.

»Sie fahren in verschiedenen Wagen«, bemerkte Michelle leise.

»Und vielleicht sind sie in verschiedene Richtungen unterwegs.«

Eddie trug eine graue Hose, ein weißes Hemd und einen blauen Blazer und hatte einen Lederkoffer in der Hand. Mit der tief gebräunten Haut und den kräftigen, verwitterten Gesichtszügen sah er ziemlich gut aus, wie Michelle anerkennend bemerkte.

Dorothea war ganz in Schwarz gekleidet, was in Anbetracht der Umstände angemessen schien. Aber King wusste, dass es nichts mit Trauer um den Verlust des Familienpatriarchen zu tun hatte. Die Netzstrümpfe, die Stöckelschuhe und das großzügige Dekolleté ließen keinen Zweifel daran.

King schloss die Tür zum Bürogebäude auf; dann traten alle ein.

Als sie sich gesetzt hatten, sagte King: »Es tut uns sehr Leid, was mit Ihrem Vater geschehen ist, Eddie.« Er warf einen Blick zu Dorothea, sagte aber nichts, da ihrer Miene zu entnehmen war, dass sie kein Beileid erwartete.

»Ich kann es immer noch nicht fassen«, sagte Eddie. »Mutter war noch um zehn Uhr bei ihm, und um halb elf war er tot.«

»Remmy sagte, sie hätte niemanden gesehen, als sie die Klinik verlassen hat«, sagte Michelle.

»Ich kann mir auch nicht vorstellen«, warf Dorothea gereizt ein, »dass der Betreffende mit wedelnden Armen vor Remmy herumgesprungen ist, um zu rufen: ›Hallo, ich werde jetzt gleich Ihren Ehemann töten!‹«

»Danke für den Hinweis, Dorothea«, sagte Eddie. »Wenn du weiter nichts Hilfreiches beizutragen hast, schlage ich vor, dass du einfach still dasitzt und weiterschmollst.«

Gut gekontert, Eddie, dachte Michelle.

Dorothea erweckte den Eindruck, als wolle sie etwas ähnlich Scharfzüngiges erwidern, doch sie riss sich zusammen, saß mit verschränkten Armen da und starrte mit finsterner Miene auf den Fußboden.

»Was können wir für Sie tun, Eddie?«, fragte King.

Eddie zog eine Zeitung aus seinem Aktenkoffer und zeigte auf einen Artikel auf der ersten Seite. King überflog den Text, während Michelle ihm über die Schulter blickte und mitlas.

Als er fertig war, wirkte King verärgert. »Wie zum Teufel konnte die Geschichte, dass Remmy Junior bedroht hat, an die Presse durchsickern?«

»Vielleicht durch Lulu«, spekulierte Michelle. »Oder ihre Mutter Priscilla. Das würde ihr ähnlich sehen.«

»Wie dem auch sei«, sagte Eddie, »jetzt glaubt die ganze Stadt, dass Mutter für den Mord an Junior verantwortlich ist.«

»Aber die *Gazette* hat auch berichtet, dass Juniors Tod mit den anderen Serienmorden in Verbindung gebracht wird«, warf Michelle ein.

Eddie sank im Sessel in sich zusammen. »Das spielt keine Rolle. Die Leute denken, sie hätte jemanden bezahlt, damit es danach aussieht.«

»Und wie hat Remmy es aufgenommen?«

»Sie ist am Boden zerstört.«

»Aber sie streitet nicht ab, dass sie Junior bedroht hat?«, fragte King.

Nun wirkte Eddie misstrauisch. »Ich will mich nicht über semantische Nuancen mit Ihnen streiten, Sean, aber selbst wenn sie ihn bedroht hat, hat das nichts mit dem Mord an diesem Mann zu tun.«

»Ich habe keinen Einfluss darauf, was die Leute glauben.«

»Das ist mir klar, aber ich dachte auch nur...«

»Was sollten wir Ihrer Meinung nach tun, Eddie?«, fragte Michelle behutsam.

»Ja, es wäre nett, wenn du allmählich auf den Punkt kommen würdest«, sagte Dorothea. »Ich habe heute noch zwei Besichtigungstermine.«

Eddie ging nicht auf sie ein. »Könnten Sie vielleicht noch einmal mit Mutter reden? Ich weiß, dass Sie erst neulich mit Chip bei ihr waren und dass sie nicht sehr freundlich zu Ihnen gewesen ist. Aber wenn Sie noch einmal vorbeifahren, wird sie mit Ihnen reden. Sie braucht jetzt jemanden, mit dem sie reden kann.«

»Worüber genau will sie mit uns reden?«, fragte King.

»Ich bin mir nicht ganz sicher«, räumte Eddie ein. »Aber Sie könnten sich ihre Version der Geschichte anhören, im Gegensatz zu dem Blödsinn, der in der Zeitung steht.«

»Ich bin sicher, Chip und seine Leute werden sich darum kümmern.«

»Aber mit Ihnen beiden würde sie sich wohler fühlen. Unter uns gesagt, Mutter und Chip kommen nicht besonders gut miteinander aus.«

»Obwohl er Ihnen das Leben gerettet hat?«

»Ich kann es Ihnen nicht erklären. Ich weiß nur, dass es so ist.«

»Er hat eine sehr hohe Meinung von Ihrer Mutter.«

»Vielleicht habe ich mich nicht klar genug ausgedrückt. Mutter hält nicht viel von ihm.«

»Okay, wir reden mit ihr. Trotzdem wird das die Leute nicht davon abhalten, Gerüchte zu verbreiten.«

Dorothea mischte sich ein. »Da Eddie nur wie die Katze um den heißen Brei herumschleicht, will ich es ohne Umschweife sagen. Es steht völlig außer Frage, dass Remmy etwas mit dem Tod dieses Mannes zu tun hatte. Aber wenn Sie denjenigen finden, der wirklich Juniors Mörder ist, hätten all die Gerüchte schlagartig ein Ende.«

»Stimmt«, sagte Eddie. »Und dann haben Sie vielleicht auch den gefunden, der Vater ermordet hat.«

»Sie glauben also, dass es sich um dieselbe Person handelt?«, fragte King.

»Es ist ein seltsamer Zufall, dass Junior verdächtigt wurde, ins Haus meiner Eltern eingebrochen zu sein, und wenig später mein Vater und er kurz hintereinander getötet wurden.«

»Das war eigentlich meine Idee«, sagte Dorothea stolz. »Deshalb bin ich hier. Ich habe letzte Nacht gründlich darüber nachgedacht. Wäre es möglich, dass jemand diese Mordserie ausgenutzt hat, um Bobby und Junior zu töten? Wenn es so ist, muss die Sache etwas mit den gestohlenen Gegenständen zu tun haben.«

»Über diese Möglichkeiten haben auch wir bereits nachgedacht«, räumte King ein.

»Siehst du!«, rief Dorothea und zeigte mit dem Finger auf ihren Mann. »Ich habe es dir gleich gesagt!«

»Schon gut, Dorothea, schon gut«, sagte Eddie. »Sie halten es also für möglich, Sean?«

»Vieles ist möglich«, sagte King unbestimmt. »Ist Ihre Mutter heute zu Hause?«

»Ja, aber morgen ist die Beerdigung. Zu diesem Anlass schauen viele Leute bei ihr vorbei.«

»Dann reden wir später mit ihr. Wann geht es morgen los?«

»Um zwei. Die Trauerfeier findet in der Christ Church statt, die Beerdigung auf dem Kensington-Friedhof. Sie sind natürlich ebenfalls eingeladen.«

Dorothea beugte sich vor. »Haben Sie schon irgendwelche Spuren? Einen Verdächtigen?«

»Die Ermittlungen sind noch im Gange, Dorothea. Dazu können wir Ihnen keine Auskunft erteilen«, erwiderte King.

»Ich dachte nur, wenn wir Ihnen helfen, könnten Sie uns im Gegenzug auch ein paar Informationen geben«, sagte sie unverblümt.

»Tut mir Leid, aber so läuft das nicht. Aber da Sie schon einmal hier sind, hätte ich noch eine Frage an Sie. Stimmt es, dass Sie Bobby am Nachmittag vor seiner Ermordung besucht haben?«

Dorothea starrte ihn mit leerem Blick an. »Ja. Warum?«

»Was war der Zweck Ihres Besuchs?«

»Er war mein Schwiegervater. Ich wollte sehen, wie es ihm geht. Es war nicht mein erster Besuch, und der Mord geschah erst viele Stunden später.«

»Und an jenem Abend fuhren Sie nach Richmond. Um welche Uhrzeit sind Sie dort eingetroffen?«

»Das weiß ich nicht mehr. Es war spät. Ich bin sofort ins Bett gegangen.«

»In welchem Hotel?«

»Im Jefferson. Da übernachtete ich immer.«

»Ich bin überzeugt, dass das Personal uns sagen kann, wann genau Sie dort eingetroffen sind.«

»Worauf wollen Sie eigentlich hinaus? Ich bin zu Ihnen gekommen, um Ihnen zu helfen, und nicht, um von Ihnen verhört zu werden!«

»Und ich versuche Ihnen zu helfen. Wenn Sie über hundert Kilometer entfernt in einem Hotel waren, als Ihr Schwiegervater ermordet wurde, haben Sie ein hieb- und stichfestes Alibi. Zweifellos hat auch das FBI diesen Punkt längst überprüft.«

Dorothea starrte King eine Weile an; dann stand sie auf und marschierte nach draußen. Eddie dankte ihnen und folgte ihr gleich darauf. King und Michelle beobachteten durchs Fenster, wie die beiden zu ihren Wagen gingen.

»Lass mich raten«, sagte Michelle. »Du glaubst nicht, dass sie um zehn Uhr in ihrem Hotel war.«

»Ich glaube, dass sie ihrem Ehemann verheimlichen möchte, wo sie wirklich war. Und ich bin überzeugt, dass Bailey es bereits weiß, aber bislang darauf verzichtet hat, uns zu informieren. Was sie über ihren Besuch bei Bobby erzählt hat, war völliger Blödsinn. Ich habe mich beim Krankenhaus erkundigt.«

Michelle beobachtete, wie Eddie in seinen Wagen stieg. »Ich frage mich, wie ein so netter Kerl an so eine Hexe geraten konnte.«

King sah sie an und lächelte. »Hast du dich in Eddie Battle verguckt?«

Michelle errötete. »Red keinen Unsinn, Sean.«

»Hast du dir für morgen Nachmittag schon was vorgenommen?«

»Vielleicht gehe ich joggen.«

»Der Termin ist gestrichen. Wir gehen zu einer Beerdigung.«

»Warum?«

»Es ist eine wenig bekannte Tatsache, dass Mörder häufig an den Beerdigungen ihrer Opfer teilnehmen.«

»Wir sind auch nicht bei den anderen dabei gewesen.«

»Die anderen waren auch nicht der Rede wert. Rhonda Tylers Eltern wollten eine kleine Beisetzung, also wurde sie auf einem Urnenfeld in der Nähe von Lynchburg bestattet. Ich war dabei. Sonst waren nur noch die Totengräber anwesend.«

»Es überrascht mich, dass niemand vom *Aphrodisia* hingegangen ist. Pam zum Beispiel.«

»Ich glaube, sie wollen am liebsten ganz schnell vergessen, was passiert ist.«

»Aus den Augen, aus dem Sinn.«

»Und Steve Canney wurde ohne Trauerfeier eingäschert.«

»Das ist ziemlich ungewöhnlich für einen Football-Star.«

»Sein Vater wollte es so.«

»Und Janice Pembroke?«, fragte Michelle.

»Ihren Eltern war es peinlich, was sie im Augenblick ihres Todes mit Steve Canney getrieben hat. Deshalb haben sie das Mädchen an einem nicht bekannten Ort außerhalb der Stadt begraben lassen.«

»Und Diane Hinson?«

»Die Eltern haben ihre sterblichen Überreste nach New York überführen lassen, wo Diane geboren wurde.«

»Was hältst du von Eddies und Dorotheas Überraschungsbesuch?«, fragte Michelle.

»Eddies Motiv verstehe ich. Wahrscheinlich hat seine Mutter ihn dazu angestachelt. Ihr treu ergebener Sohn ist das perfekte Werkzeug

für sie. Dorotheas Anwesenheit aber war viel interessanter. Sie behauptete, dass sie uns ihre Theorie über den Killer präsentieren wollte. Es überrascht mich, dass sie tatsächlich so viele Gedanken an die Sache verschwendet hat. Ich glaube, in Wirklichkeit war sie hier, um Informationen aus uns herauszukitzeln.«

»Vielleicht hofft sie nur auf ein größeres Stück vom Erbe, auch wenn sie es gar nicht nötig hätte.«

»Vielleicht doch«, erwiderte King.

»Wie meinst du das? Ich denke, sie ist die Königin unter den hiesigen Immobilienmaklern.«

»Dorothea war an einigen sehr fragwürdigen Immobiliengeschäften beteiligt, die vor kurzem den Bach runtergegangen sind.«

»Du hast Nachforschungen angestellt?«

»Ich hatte keine Lust mehr, Chip Bailey den ganzen Spaß allein zu überlassen.«

»Und du hast ihm nichts davon gesagt?«

»Er ist vom FBI. Er kann es selber rauskriegen.«

»Also braucht Dorothea Geld, und nun versucht sie, sich mit Remmy gut zu stellen.«

»Das könnte sein.« Er sah auf seine Uhr. »In etwa einer Stunde beginnen meine Gespräche mit Roger Canney und Janice Pembrokes Eltern. Wenn wir damit fertig sind, solltest du einkaufen gehen.«

»Wieso einkaufen?«

Er musterte sie von oben bis unten. »Jeans und eine Jacke vom Secret Service sind nicht unbedingt die geeignete Garderobe für eine Trauerfeier.«

K A P I T E L 4 5

Sylvia Diaz zählte die Tabletten durch, dann noch einmal. Dann rechnete sie zusammen, wie viele Pillen sie in den letzten drei Wochen verschrieben hatte, und verglich diese Zahl mit der Inventarliste ihres Medikamentenbestands. Schließlich setzte sie sich an den Computer und ermittelte die gespeicherten Zahlen. Die Computerdaten stimmten mit dem tatsächlich vorhandenen Bestand überein, aber nicht mit der Menge, die nach den Rezepten noch da sein musste. Und Sylvia vertraute den Angaben auf ihren von Hand geschriebenen Rezepten. Offensichtlich gab es einen nicht dokumentierten Schwund an Medikamenten. Sie rief ihre Sekretärin an und unterhielt sich ausführlich mit ihr. Dann gingen sie die Listen noch einmal gemeinsam durch. Danach sprach sie mit ihrer Arzthelferin, die im Büro Rezepte für die Patienten ausstellte. Nach dem Gespräch war Sylvia überzeugt, genau zu wissen, wo das Problem lag.

Sie überlegte, was sie tun sollte. Sie hatte keinen eindeutigen Beweis in der Hand, nur Indizien. Sie fragte sich, wann der Diebstahl stattgefunden hatte. Es gab nur eine Möglichkeit, das zu überprüfen. Die Eingangstür zur Leichenhalle und zur Arztpraxis war außerhalb der Öffnungszeiten nur mit einer Schlüsselkarte zugänglich. Das System speicherte die Daten, welche Personen zu welchem Zeitpunkt das Haus betreten oder verlassen hatten. Sylvia rief die Sicherheitsfirma an, gab die nötigen Informationen und ihr Passwort durch und stellte Fragen. Sie erfuhr, dass innerhalb des vergangenen Monats außer ihr nur eine Person die Arztpraxis außerhalb der Öffnungszeiten betreten hatte:

Kyle Montgomery. Und Sylvia fand heraus, dass sein letzter Besuch gegen zehn Uhr an dem Abend stattgefunden hatte, bevor Bobby Battle ermordet worden war.

Janice Pembrokes Mutter war älter, als King erwartet hatte. Janice war das Baby gewesen, das jüngste von acht Kindern, wie Mrs Pembroke erklärte. Sie war einundvierzig gewesen, als sie Janice zur Welt gebracht hatte. Sie und ihr zweiter Ehemann, der Stiefvater von Janice, wohnten in einem auffälligen einstöckigen Ziegelhaus in einer heruntergekommenen Gegend. Janice hatte als einziges Kind noch zu Hause gewohnt. Ihr Stiefvater war ein untersetzter Mann mit Bierbauch und mürrischer Miene. Um neun Uhr morgens saß er mit einer Zigarette hinter dem Ohr und einem Bud in der Hand da. Offenbar ging er spät zur Arbeit, falls überhaupt. Er grinste Michelle anzüglich an und wandte den Blick auch nicht von ihr ab, nachdem sie sich im überfüllten Wohnzimmer gesetzt hatten. Seine Frau war ein zierliches, erschöpftes Wesen, was kein Wunder war, wenn sie acht Kinder großgezogen und nun eins auf so schreckliche Weise verloren hatte. An den Armen und im Gesicht hatte sie mehrere blaue Flecke.

»Ich bin die Treppe runtergefallen«, erklärte sie, als King und Michelle sie darauf ansprachen.

Die Frau sprach stockend von ihrer verstorbenen Tochter und musste sich immer wieder mit einem Papiertaschentuch Tränen aus den Augen wischen. Sie hatte nicht einmal gewusst, dass Janice sich mit Steve Canney traf, sagte sie.

»Die beiden stammten aus ganz verschiedenen Gesellschaftsschichten«, brummte der Stiefvater. »Und sie hat wild in der Gegend herumgevögelt, die dreckige kleine Hure. Das hat sie nun davon. Wahrscheinlich hat sie gedacht, sie könnte sich schwängern

lassen und würde so an einen reichen Jungen wie Canney rankommen. Ich hab ihr gesagt, dass sie Abschaum ist und bloß Abschaum vom Leben erwarten kann. Tja, jetzt hat sie bekommen, was sie verdient hat.« Er sah King mit triumphierendem Blick an.

Überraschenderweise versuchte die Mutter nicht, ihre Tochter zu verteidigen, woraus King den Schluss zog, dass die Verletzungen der Grund dafür waren.

Janice hatte keine Feinde gehabt, soweit die beiden wussten, und sie konnten sich auch keinen Grund denken, warum jemand sie töten wollte. Es war dieselbe Geschichte, die sie auch der Polizei und anschließend dem FBI erzählt hatten.

»Und ich hoffe, das ist jetzt das letzte Mal, dass wir damit behelligt werden«, sagte der Stiefvater. »Wenn sie loszieht und sich abknallen lässt, ist das ihre eigene Schuld. Ich hab keine Zeit, hier rumzusitzen und den Bullen immer wieder dasselbe zu erzählen.«

»Oh, halten wir Sie von etwas Wichtigem ab?«, fragte Michelle. »Von einem weiteren Bier vielleicht?«

Er zündete seine Zigarette an, nahm einen Zug und grinste sie an. »Sie gefallen mir, Lady.«

»Wo waren übrigens *Sie* in der Nacht, als Janice ermordet wurde?«, fragte Michelle, die sich offensichtlich zusammenreißen musste, um dem Mann keine schweren Verletzungen zuzufügen.

Sein Grinsen verschwand. »Was zum Teufel soll das bedeuten?«

»Das bedeutet, dass ich wissen möchte, wo Sie waren, als Ihre Stieftochter getötet wurde.«

»Das hab ich den Bullen schon gesagt.«

»Auch wir sind Bullen. Also werden Sie es uns noch einmal sagen.«

»Ich war mit ein paar Kumpels unterwegs.«

»Haben diese Kumpels Namen und Adressen?«

Ja, die hatten sie, und Michelle notierte sie sich, während der Mann nervös zuschaute.

»Ich hab nichts mit dem Mord an ihr zu tun«, beteuerte er, als er ihnen nach draußen folgte.

»Dann haben Sie auch nichts zu befürchten«, erwiderte Michelle.

»Darauf können Sie Gift nehmen, Baby.«

Michelle fuhr herum. »Mein Name ist Maxwell. Deputy Maxwell. Und falls Sie es noch nicht wussten: Wer seine Frau schlägt, begeht eine Straftat.«

Er schnaufte. »Hab keine Ahnung, wovon Sie reden.«

»Ich glaube, Ihre Frau würde das anders sehen.« Michelle deutete mit einem Nicken auf Mrs Pembroke, die sie von drinnen durch die Gardinen beobachtete.

Er lachte. »Sie wird nichts sagen. Ich bin der Herr im Haus. Warum kommen Sie nicht einfach mal vorbei, dann beweise ich es Ihnen, Schätzchen.«

Michelles Körper spannte sich.

»Tu es nicht, Michelle«, warnte King, der sie genau im Auge behielt. »Lass ihn reden.«

»Du kannst mich mal, Sean!«

Sie stapfte zu dem Mann hinüber und redete mit leiser, aber sehr deutlicher Stimme auf ihn ein. »Hören Sie mir zu, Sie armseliger kleiner Schwachkopf. Ihre Frau muss Sie gar nicht mehr persönlich anzeigen. Das kann der Staat für sie übernehmen. Wenn ich das nächste Mal hier vorbeischaue – und das werde ich – und sie auch nur einen *einzig* blauen Fleck hat, werde ich Ihren schlaffen Arsch hinter Gitter schleifen, nachdem ich Ihnen gezeigt habe, wie sich Schläge anfühlen.«

Dem Mann fiel die Zigarette aus dem Mund. »Das können Sie gar nicht. Sie sind bloß Polizistin.«

»Ich werde sagen, dass Sie die Treppe runtergefallen sind.«

Der Mann blickte King an. »Diese Frau hat mich bedroht«, rief er.

»Ich habe nichts gehört«, sagte King.

»So soll das also laufen, was? Nun, ich hab keine Angst vor einer Hungerharke wie Ihnen.«

Vor dem Haus stand ein anderthalb Meter hoher, dicker Holzpfosten, an dem eine altertümliche Laterne hing. Michelle ging hinüber und zerbrach den Pfosten mit einem kräftigen Fußtritt in der Mitte.

Danach lag plötzlich auch die Bierdose neben der Zigarette auf dem Boden, während der Mann offenen Mundes auf das Ergebnis dieser Demonstration starrte.

»Ich freue mich auch schon auf unser Wiedersehen, *Schätzchen!*«, sagte Michelle, als sie zum Wagen ging.

King bückte sich und hob einen Splitter vom Holzpfohl auf. »Stellen Sie sich mal vor«, sagte er zu dem erschütterten Mann, »das wäre Ihr Rückgrat gewesen.« Er gab ihm vierzig Dollar, um den Schaden zu begleichen, und folgte Michelle.

»Ich glaube, er hat sich in die Hose gemacht«, sagte King, als sie in den Wagen stiegen.

»tschuldigung. Ich war wütend. Aber man kann nicht immer die andere Wange hinhalten.«

»Um ehrlich zu sein, ich bin richtig stolz auf dich.«

»Danke. Aber wenn ich ihm drohe, wird sich nichts an der Situation seiner Frau ändern. Bei einem solchen Kerl weiß man nie, was er als Nächstes tut. Wahrscheinlich hätte ich lieber die Klappe halten sollen.«

»Aber du wirst wiederkommen und nachsehen, wie es der Frau geht?«

»Verlass dich drauf.«

»Sag mir vorher Bescheid.«

»Warum? Damit du es mir ausreden kannst?«

»Nein. Damit ich den Drecksack festhalten kann, während du ihn windelweich prügelst.«

K A P I T E L 4 6

Er war King und Michelle zu den Pembrokes gefolgt und fuhr nun hinter ihnen her, als sie zu Roger Canneys Haus unterwegs waren. Heute benutzte er nicht den blauen VW Käfer, sondern einen alten Pick-up. Ein schweißfleckiger Cowboyhut, eine Sonnenbrille und ein aufgeklebter Bart, den er selbst angefertigt hatte, sorgten für die nötige Tarnung. Die zwei Detektive wurden allmählich zu einem Problem, und er war sich nicht sicher, was er in der Sache unternehmen sollte. In Janice Pembrokes Umfeld würden sie keine Spuren finden, genauso wenig wie bei Diane Hinson. Und für sich genommen führte auch der Mord an Rhonda Tyler in eine Sackgasse. Steve Canney jedoch war eine andere Geschichte. Der Junge war der Schlüssel; er konnte alles zum Einsturz bringen.

Er hatte keine Zeit, Roger Canney, den Vater des Jungen, zu töten. Außerdem würde das nur neue Fragen aufwerfen, warum Steve hatte sterben müssen. Er hatte keine andere Wahl, er konnte die Befragung nicht verhindern. Dann musste er analysieren, welche Schlüsse die Detektive daraus zogen, und entsprechend reagieren. Zum Glück hatte er die Voraussicht besessen, Canneys Haus zu verwanzeln, bevor er den Jungen getötet hatte. Alles war nur eine Frage der Taktik.

Er rieb sich den Rücken, wo er im Kampf mit Junior Deaver verletzt worden war. Eine weitere Begegnung dieser Art durfte er sich nicht erlauben. Er hatte gesehen, wie Michelle Maxwell den Holzpfeiler ohne sichtliche Anstrengung zerbrochen hatte. Sie war eine gefährliche Frau. Und King war auf seine Art noch viel gefährlicher. Er war sogar der

einzigste Mensch, vor dem er wirklich Angst hatte, dem er zutraute, dass er ihm im Kampf überlegen war. Vielleicht sollte er in der Sache etwas unternehmen. Und vielleicht würde er dann auch Michelle töten müssen, um zu vermeiden, dass die Frau sich für den Tod ihres Partners an ihm rächte.

Als der Wagen vor ihm in eine lange Auffahrt einbog, die zu einem großen Ziegelhaus im Kolonialstil führte, schwenkte er in eine Seitenstraße, wo er den Pick-up parkte und die Kopfhörer aufsetzte, die er unter seinem Hut versteckt hatte. Er hantierte mit einem Empfänger, der auf dem Beifahrersitz lag, und fand schließlich die Frequenz des Senders, den er im Haus von Canney versteckt hatte. Er lehnte sich zurück und wartete, dass die Show begann.

K A P I T E L 47

»Und was macht Roger Canney?«, fragte Michelle, als sie sich in dem eindrucksvollen Haus umsah. Eine Haushälterin hatte sie hereingelassen und war nun unterwegs, um ihren Arbeitgeber zu holen.

»Keine Ahnung«, antwortete King. »Aber er scheint es ziemlich gut zu machen.«

»Woran ist seine Frau gestorben?«

»Auch das ist mir nicht bekannt. Ich bin nicht mit Canney befreundet.«

Michelle blickte sich immer noch um. »Weißt du, was ich hier nicht sehe?«

King nickte. »Familienporträts.«

»Was hältst du davon?«

»Entweder wurden sie vor kurzem entfernt, weil dem Vater in seiner überwältigenden Trauer der Anblick unerträglich war, oder es gab hier nie welche.«

»Überwältigende Trauer? Er hat seinen Sohn praktisch im Schutz der Dunkelheit beerdigt.«

»Jeder drückt seine Gefühle auf unterschiedliche Art aus, Michelle. Manche Leute sollen sogar Holzpfeiler mit einem Fußtritt zertrümmern, wenn sie wütend sind.«

Roger erschien eine Minute später – ein großer, herber Mann mit krummen Schultern und unglücklichem, blassem Gesicht. Er bedeutete ihnen, sich auf die Couch im Wohnzimmer zu setzen; dann nahm er

ihnen gegenüber Platz. Er sah sie nicht an, wenn er sprach, sondern hatte den Blick auf die Deckenbalken gerichtet.

»Mir ist nicht klar, warum eine weitere Befragung notwendig ist«, begann er.

»Ich weiß, dass es eine sehr schwierige Zeit für Sie ist«, sagte King, »aber...«

»Ja, schon gut«, unterbrach Canney ihn. »Bringen wir es hinter uns.«

Sie gingen die Standardfragen durch, die Canney einsilbig beantwortete.

»Also gab es keine Feinde an der Schule«, sagte King. »Zumindest keine, über die Ihr Sohn gesprochen hat.«

»Steve war sehr beliebt. Alle haben ihn gemocht. Er konnte niemandem etwas Böses antun.«

Er sagte es nicht wie ein stolzer Vater, sondern eher in ironischem Tonfall. King und Michelle warfen sich einen irritierten Blick zu.

»Hat er jemals erwähnt, dass er sich mit Janice Pembroke trifft?«, fragte Michelle.

»Steve hat mir nichts über sein Privatleben anvertraut. Wenn der Junge mit irgendeiner Schlampe rumgevögelt hat, war das seine Sache. Er war siebzehn und voller aufgestauter Hormone. Aber wenn er ein Mädchen geschwängert hätte, wäre ich ziemlich sauer geworden.«

»Wie lange ist Ihre Frau schon tot?«, fragte Michelle.

Canneys Blick löste sich von der Decke und richtete sich auf sie. »Was tut das zur Sache?«

»Ich bin nur neugierig.«

»Dann sollten Sie Ihre Neugier auf den Fall beschränken, an dem Sie arbeiten.«

»Okay. Fällt Ihnen etwas ein, das Steve Ihnen gesagt hat, oder irgendetwas, das Sie zufällig mitgehört haben? Vielleicht auch nur eine Bemerkung seiner Freunde, die in irgendeiner Weise relevant für den Mord sein könnte?«

»Hören Sie, ich habe Ihnen schon gesagt, dass wir nicht gerade dicke Kumpel waren. Wir haben im selben Haus gewohnt, aber das war's auch schon.«

»Gibt es einen Grund, warum Sie und Ihr Sohn sich nicht gut verstanden haben?«, fragte King.

»Wir hatten beide unsere Gründe, aber die haben nichts mit seinem Tod zu tun.«

»Ich fürchte, es liegt an uns, das zu entscheiden. Wenn Sie also bitte die Frage beantworten würden...«

»Ich fürchte, diese Bitte muss ich ablehnen«, erwiderte Canney ätzend.

»Wie Sie meinen. Dann wollen wir noch einmal durchgehen, was Sie gesagt haben. Das Verhältnis zwischen Ihnen und Ihrem Sohn lässt sich als offene Feindseligkeit beschreiben. Sie waren möglicherweise wütend, weil er sich mit einer ›Schlampe‹ traf, wie Sie es ausgedrückt haben, und Sie haben sich Sorgen gemacht, dass Sie möglicherweise irgendwann für ein Kind zahlen müssen. Dann wurden Steve und die ›Schlampe‹ mit einer Schrotladung getötet. Besitzen Sie eine Schrotflinte?«

Canney stand auf. Sein blasses Gesicht war plötzlich rot. »Was wollen Sie damit andeuten? Wie können Sie es wagen? Sie haben mir die Worte im Mund verdreht!«

King blieb völlig ruhig. »Nein. Ich habe Ihre Aussage lediglich so interpretiert, wie es jeder halbwegs kompetente Staatsanwalt tun würde. Was Sie uns erzählt haben, macht Sie zu einem Verdächtigen.

Ich bin sicher, dass man Sie bereits gefragt hat, wo Sie waren, als Ihr Sohn ermordet wurde. Ich möchte, dass Sie es auch uns sagen.«

»Ich war zu Hause und habe geschlafen.«

»Allein?«

»Ja!«

»Also haben Sie kein Alibi«, erklärte King. »Nun...« Er sah Michelle an. »Wir werden jetzt zurückfahren und Bericht erstatten. Das ist zumindest ein Hinweis, den das FBI gezielt weiterverfolgen kann.« Er wandte sich wieder Canney zu. »Die Kollegen werden sich in Kürze bei Ihnen melden. Bitte bleiben Sie während der nächsten Zeit in der näheren Umgebung.« Er erhob sich.

Canney war wieder blass geworden. »Warten Sie! Einen Moment! Einen Moment noch! Ich habe nichts mit dem Mord an Steve zu tun.«

»Bei allem gebührenden Respekt, Mr Canney, aber ich bin noch nie einem Mörder begegnet, der etwas anderes behauptet hat«, erwiderte King.

Canney stand da und ballte immer wieder die Hände zu Fäusten, während King ihn erwartungsvoll beobachtete. Schließlich setzte der Mann sich wieder.

Er schwieg eine Weile, als müsste er zuerst nach den richtigen Worten suchen; dann sagte er: »Steve war schlicht und einfach das Kind seiner Mutter. Er hat sie bewundert, sie angebetet. Als sie starb, hat er irgendwie mir die Schuld an ihrem Tod gegeben.«

»Ich erinnere mich nicht, wie sie gestorben ist«, sagte King.

Canney rieb sich nervös die Hände.

»Bei einem Verkehrsunfall. Das ist jetzt über drei Jahre her. Sie fuhr von der Straße in eine Schlucht und war auf der Stelle tot.«

»Wie konnte Ihr Sohn Sie dafür verantwortlich machen?«, fragte Michelle.

»Woher soll ich das wissen?«, brüllte Canney unvermittelt, doch genauso schnell hatte er sich wieder beruhigt. »Tut mir Leid. Sie können sich vielleicht denken, dass das alles nicht einfach für mich ist.« Alle schwiegen eine Zeit lang. »Offenbar war Alkohol im Spiel«, sagte Canney schließlich leise.

»Ihre Frau war betrunken, als sie starb?«

»Es scheint so. Das war ungewöhnlich, weil sie ansonsten kaum getrunken hat.«

»Und Ihre Ehe war glücklich?«, fragte Michelle.

»Es war eine Ehe wie viele andere«, sagte Canney abwehrend.

»Und das bedeutet?«, hakte Michelle nach.

»Das bedeutet, dass sie ihre Höhen und Tiefen hatte.«

In diesem Moment betrat die Haushälterin das Zimmer und teilte Canney mit, dass er am Telefon verlangt wurde. Er entschuldigte sich und ging hinaus.

Michelle wandte sich ihrem Partner zu. »Das war nicht unbedingt das, was ich erwartet habe. Ob er irgendwie für den Tod seiner Frau verantwortlich ist?«

»Das würde ich nicht ausschließen.«

»Er verschweigt uns etwas. Glaubst du, dass er seinen Sohn getötet hat?«

»Sohn. Das ist ein interessantes Wort.«

Sie blickte ihn verwirrt an. »Wie meinst du das?«

»Canney hat ihn kein einziges Mal als seinen Sohn bezeichnet. Er hat immer nur von Steve geredet.«

»Stimmt. Obwohl es daran liegen könnte, dass Steve fast erwachsen war und ihr Verhältnis ziemlich angespannt gewesen ist.«

»Nein. Ich glaube, er hat uns die Frage bereits beantwortet.«

»Ach? Dann sag es mir bitte!«

»Als er erzählt hat, was in ihrem Verhältnis nicht stimmt, sagte er, dass Steve ihm die Schuld am Tod seiner Mutter gegeben hat.«

»Und?«

»Nun, unmittelbar davor hat er gesagt...« King zog sein Notizbuch hervor und las vor: »»Steve war schlicht und einfach das Kind seiner Mutter.««

»Der Junge hatte ein besseres Verhältnis zu seiner Mutter als zum Vater.«

»Es lässt sich auch wörtlicher verstehen. Dass sie zwar seine Mutter war...« King sprach nicht weiter, sondern sah Michelle an.

Nun dämmerte ihr, worauf er hinauswollte. »Aber Roger Canney war *nicht* sein Vater.«

Draußen sprang der Motor des Pick-ups an. Der Mann hatte genug gehört. Es war Zeit zum Handeln. Aber zuerst musste er die nötigen Vorbereitungen treffen.

K A P I T E L 48

Kyle Montgomery hatte noch keine Antwort auf seinen Erpresserbrief bekommen. Vor einiger Zeit hatte er ein Postfach gemietet und der Person die Adresse gegeben. Natürlich hatte er den Brief anonym abgeschickt. Das Schreiben verhüllte auf sehr geschickte Weise, wie er fand, dass er so gut wie gar nichts wusste. Er hoffte auf ein schlechtes Gewissen, das irgendetwas ans Tageslicht beförderte, das er finanziell ausnutzen konnte. Trotzdem kam ihm der Gedanke, dass er sich möglicherweise geirrt hatte. In diesem Fall hätte er zumindest keinen Schaden angerichtet. Hoffte er wenigstens.

Er war auf dem Weg zum *Aphrodisia*, um seiner »Mandantin« eine neue Lieferung zu bringen. Dazu war keine weitere Medikamentenentnahme aus der Praxis notwendig gewesen, weil er beim letzten Mal klugerweise eine bestimmte Menge auf Vorrat mitgenommen hatte. Es gab keinen Grund, unnötige Risiken einzugehen.

Er stellte seinen Wagen auf dem überfüllten Parkplatz ab und ging hinein. Er bemerkte nicht, dass ihm ein anderer Wagen folgte. Montgomery dachte nur an das viele Geld, das in Kürze ihm gehören würde, und ahnte nicht, dass er verfolgt wurde, seit er seine Wohnung verlassen hatte.

Drinnen verbrachte er wie gewohnt ein paar Minuten damit, die Tänzerinnen zu beobachten. Es gab eine, die ihm besonders gut gefiel, auch wenn er keine großen Chancen bei ihr hatte. Zum einen sah er nicht gut genug aus, zum anderen – und das war der entscheidende Punkt –

fehlte ihm das nötige Geld, das diese Mädchen verlangten, wenn sie nett zu ihm sein sollten.

Er ging nach oben und wollte sich durch den roten Vorhang schieben, als neben ihm eine Frau auftauchte. Sie wirkte verhärtet und schien ein bisschen wacklig auf den Beinen zu sein.

»Wohin wollen Sie?«, fragte sie.

»Ich treffe mich mit jemandem«, antwortete er nervös. »Ich werde erwartet.«

»Stimmt das auch?«, sagte die offensichtlich angetrunkene Frau schleppend. »Haben Sie einen Ausweis?«

»Ausweis? Wozu? Ich trinke nicht, und ich schaue keinen Mädels beim Tanzen zu. Sehe ich vielleicht minderjährig aus? In diesem Fall möchte ich Sie auf das graue Haar in meinem Bart hinweisen.«

»Verarsch mich nicht, sonst fliegst du sofort raus!«

»Wo liegt das Problem, Madam?«, fragte Montgomery in etwas höflicherem Tonfall. »Ich war schon öfters hier hinten.«

»Ich weiß. Ich hab Sie gesehen«, sagte die Frau.

»Sind Sie oft hier?«, fragte Montgomery nervös. Plötzlich wurde ihm klar, dass es nicht gut war, wenn er sich den Ruf eines regelmäßigen Clubbesuchers erwarb.

»Ich bin jeden Tag hier«, antwortete Lulu Oxley. »Na dann, viel Spaß, Klugscheißer.«

Lulu wankte die Treppe hinunter, während Montgomery hastig durch den roten Vorhang trat.

Er klopfte wieder an die bekannte Tür und erhielt die gewohnte Antwort. Er trat ein. Die Frau lag auf dem Bett unter einer Decke. Das Zimmer war so dunkel, dass er sie kaum erkennen konnte.

Er zeigte die Tüte mit den Pillen. »Hier ist es.«

Sie warf ihm etwas zu. Er versuchte es zu fangen, griff jedoch daneben, sodass es zu Boden fiel. Er hob es auf. Zehn zusammengerollte Hunderter, die von einem Gummiband gehalten wurden. Er stellte die Tüte auf den Tisch und wartete, während er sie nervös anstarrte. Nachdem ein paar Sekunden vergangen waren und sie nichts gesagt hatte, wandte er sich zum Gehen. Er hielt inne, als er hörte, wie die Bettfedern quietschten und das Licht aufflammte. Blinzeln schaute er sich um und sah, wie sie auf ihn zukam. Sie trug das Kopftuch und die dunkle Sonnenbrille und hatte sich in die Decke gehüllt. Als sie näher kam, erkannte er, dass ihre Schultern nackt waren und sie nur Strümpfe trug.

Als sie unmittelbar vor ihm stand, ließ sie die Decke fallen. Sie trug lediglich einen schwarzen Spitzenslip, einen dazu passenden BH und die schenkellangen Strümpfe, mehr nicht. Sein Atem ging schwerer, und er spürte, wie seine Muskeln sich anspannten. Ihr Körper war phantastisch: flacher Bauch, runde Hüften und Brüste, die sich unter dem dünnen schwarzen Stoff spannten. Er hätte ihr am liebsten die letzten winzigen Reste ihrer Kleidung heruntergerissen.

Als hätte sie seine Gedanken gelesen, die allerdings nicht schwer zu erraten waren, griff sie hinter sich, öffnete den Clip und ließ den BH zu Boden gleiten, sodass ihre Brüste heraussprangen.

Montgomery stöhnte und wäre beinahe auf die Knie gesunken. Das war ohne Zweifel die wunderbarste Nacht seines Lebens.

Sie streckte eine Hand aus, als wollte sie ihn berühren, nahm dann aber nur die Tüte, hob die Decke auf und hüllte sich wieder hinein.

Montgomery trat vor. »Das ist nicht nötig, Baby«, sagte er, so cool er konnte. »Die Decke wäre nur im Weg.« Er war noch nie so nahe dran gewesen. Eintausend Dollar und eine so tolle Frau gratis dazu.

Was konnte er sich sonst noch wünschen? Er wollte die Arme um sie legen, doch sie stieß ihn mit einer Kraft zurück, die ihn überraschte.

Er wurde rot, als sie lachte.

Sie ging zum Bett zurück, ließ die Decke unterwegs wieder fallen, legte sich auf die Matratze und streckte sich wie eine Katze. Dann drehte sie sich um, kroch auf allen vieren ein Stück vor und legte die Tüte mit aufreizender Langsamkeit auf den Nachttisch, sodass er sie ausgiebig und ungehindert von hinten betrachten konnte. Jetzt war er so hart, dass es schmerzte.

Sie rollte sich auf den Rücken, streckte die Beine in die Luft und streifte langsam die Strümpfe ab, drückte sie zu einem Knäuel zusammen und warf sie in seine Richtung. Dann zeigte sie mit dem Finger auf ihn und lachte wieder. Montgomery spürte, wie sein Blutdruck in die Höhe schnellte, während andere Teile seines Körpers erschlafften.

»Du kleine Schlampe!« Endlich wurde seine Phantasie zur Realität, und gleichzeitig konnte er ihr eine Lektion erteilen. Er bewegte sich auf sie zu und blieb abrupt stehen, als die Pistole auf ihn zeigte. Offenbar war die Waffe unter dem Kopfkissen versteckt gewesen.

»Raus.« Es war das erste Mal, dass sie ihn in normalem Tonfall ansprach. Er erkannte die Stimme nicht wieder. Allerdings achtete er auch gar nicht darauf. Sein Blick konzentrierte sich auf die Waffe, die sich nach oben und unten bewegte. Zuerst zielte sie auf seinen Kopf, dann auf seinen Unterleib.

Montgomery wich langsam zurück und hielt die Hände erhoben, als könnte er damit eine Kugel abwehren. »He, ganz ruhig bleiben, Lady. Ich geh ja schon.«

»Schneller«, sagte sie, wickelte sich in die Decke und baute sich vor ihm auf. Sie hielt die Pistole mit beiden Händen, als wüsste sie genau, wie sie damit umzugehen hatte.

Er hob die Hände ein Stück höher. »Ich gehe ja schon! Keine Panik!«

Er drehte sich um.

»Leg das Geld auf den Tisch«, sagte sie.

Langsam drehte er sich wieder zu ihr um. »Wie bitte?«

»Das Geld. Auf den Tisch.« Sie winkte mit der Waffe.

»Ich habe Ihnen gebracht, was Sie bestellt haben. Und das kostet Geld.«

Ein weiteres Mal ließ sie die Decke zu Boden fallen und strich mit einer Hand die Kurven ihres fast nackten Körpers entlang. »Das hier auch«, sagte sie. »Schau dir alles ganz genau an, mein Kleiner, denn so was wirst du nie wieder sehen.«

Er ärgerte sich über die Beleidigung. »Tausend Dollar? Wofür? Für eine beschissene Peepshow? Ich würde nicht mal tausend Dollar zahlen, um mit dir zu ficken.«

»Für kein Geld der Welt würde ich mich auch nur von dir anfassen lassen«, sagte sie unverblümt.

»Ach ja? Du scheinst ja die ganz große Nummer zu sein. Eine Exhibitionistin auf Drogen, die in einem Stripclub wohnt? Die sich unter Kopftuch und Sonnenbrille versteckt? Die mit dem nackten Arsch vor mir herumwedelt und noch lange nicht genug hat? Wofür hältst du dich eigentlich?«

»Du langweilst mich. Verschwinde.«

»Weißt du was? Ich glaube nicht, dass du wirklich schießt, wo so viele Leute in der Nähe sind.« Er sah sie triumphierend an, jedoch nur kurz. Sie steckte ein zylindrisches Objekt auf den Lauf der Pistole. »Das ist ein Schalldämpfer. Damit ist der Schuss praktisch nicht mehr zu hören.« Sie richtete die Waffe wieder zwischen seine Beine. »Möchtest du eine kleine Demonstration?«

»Nein!«, schrie er und sprang zurück. »Nein!« Er warf das Geld auf den Tisch, drehte sich um, flüchtete aus dem Zimmer und ließ die Tür hinter sich zufallen.

Die Frau schloss die Tür ab, kehrte zum Bett zurück und schluckte mehrere Tabletten auf einmal. Ein paar Minuten später lag sie stöhnend auf dem Boden, wieder glücklich im Drogenrausch.

Draußen vor der Tür ging Sylvia gerade noch rechtzeitig in Deckung, bevor Montgomery herausgestürmt kam. Sie hatte alles mitgehört. Sie folgte ihm und sah die Staubwolke, die von den durchdrehenden Reifen aufgewirbelt wurde, als sein Jeep vom Parkplatz raste. Sylvia nahm den Hut ab und ließ ihr Haar herunterfallen. Ihr Verdacht hatte sich bestätigt. Montgomery hatte Medikamente gestohlen und sie an die Frau in dem Zimmer verkauft. Sie beschloss, so lange auf dem Parkplatz zu warten, bis die Frau herauskam.

Stunden vergingen. Als es dämmerte, hatte Sylvia mindestens hundert Personen beobachtet, hauptsächlich Männer, die das Gebäude verlassen hatten. Sie wollte gerade aufgeben, als wieder jemand aus dem Haus kam. Es war eine Frau. Sie hatte sich in ein Kopftuch gehüllt und trug eine Sonnenbrille, obwohl es draußen noch ziemlich dunkel war. Ihr Gang wirkte ein wenig unsicher, als sie zu einem Wagen ging, der auf der Hinterseite des Gebäudes stand. Sie stieg ein und fuhr davon. Sylvia folgte ihr nicht, weil die Frau sie zu leicht bemerkt hätte. Aber sie hatte das Auto gesehen.

Sylvia fuhr nach Hause. In dieser Nacht hatte sie einige Antworten erhalten; gleichzeitig aber waren neue, sehr beunruhigende Fragen aufgetaucht.

K A P I T E L 49

Der Tag, an dem Robert E. Lee Battle beerdigt werden sollte, begann mit einem klaren blauen Himmel, der sich jedoch bald bezog. Als die Prozession den Friedhof erreicht hatte, fiel leichter, warmer Regen. Die schwarz uniformierte Armee der Trauergäste versammelte sich unter einem riesigen weißen Zelt um das frisch ausgehobene Loch.

King sah viele bekannte, aber auch etliche unbekannte Gesichter. Es hieß, dass sich auf den Privatflugplätzen von Charlottesville und Lynchburg die Learjets drängten, mit denen Freunde der Battles gekommen waren, um dem Patriarchen die letzte Ehre zu erweisen. Doch viele waren vermutlich durch morbide Neugier angelockt worden.

Michelle saß neben King. Sie trug tatsächlich ein Kleid! King verkniff sich jeden Kommentar. Von seiner letzten Stichelei tat ihm immer noch der Arm weh.

Die Battles saßen in der ersten Reihe, Eddie und Savannah zu beiden Seiten ihrer Mutter. Neben Eddie kam Chip Bailey und am Ende der Reihe Dorothea mit verschränkten Armen. Mason stand ein Stück daneben, den Blick auf die verschleierte Remmy gerichtet. *Stets der treue Diener*, dachte King.

Auf der anderen Seite Kings saß Harry Carrick. Er war so gepflegt wie immer gekleidet, und sein weißes Haar kam vor dem Hintergrund seines schwarzen Anzugs noch besser zur Geltung. Er hatte Michelle mit einem Küsschen auf die Wange und King mit einem festen Händedruck begrüßt, bevor er Platz genommen hatte.

»Ziemlich viele Leute«, flüsterte King ihm zu. Michelle beugte sich herüber, um mithören zu können.

»Bobby und Remmy hatten viele Freunde und Geschäftspartner. Rechnen wir die Neugierigen und Schadenfrohen hinzu, kommt eine beachtliche Menge zusammen.«

»Also kann ich davon ausgehen, dass der Fall Junior Deaver abgeschlossen ist«, sagte King.

»Darauf läuft es praktisch hinaus. Schließlich wäre es sinnlos, einen Toten wegen Einbruchs zu verurteilen.«

»Praktisch, aber...«, sagte King und beobachtete seinen Freund aufmerksam.

»Aber wenn meine Vermutung zutrifft und Junior unschuldig war, würde ich gern den wahren Dieb zur Strecke bringen.«

»Sie möchten, dass wir die Ermittlungen fortsetzen?«

»Ja, Sean. Schließlich geht es auch um seine Familie. Warum sollten seine Kinder in dem Glauben aufwachsen, dass ihr Vater ein Dieb war, wenn es gar nicht stimmt?«

»Jetzt haben wir sogar ein gesteigertes persönliches Interesse, den Fall aufzuklären.«

»Das verstehe ich. Nachdem Junior ermordet wurde...«

»Genau. Was machen Sie nach der Trauerfeier?«

»Ich bin bei den Battles eingeladen«, antwortete Harry.

»Wir auch. Vielleicht können wir uns dort in einer ruhigen Ecke zusammensetzen und unsere weitere Vorgehensweise diskutieren.«

»Ich freue mich schon darauf.« Dann lehnten sie sich zurück und hörten zu, wie der Pfarrer über den Toten sprach, über die Wiederauferstehung und das ewige Leben. Es regnete weiter, wodurch die düstere Stimmung des Nachmittags noch depressiver wurde.

Als die langatmige Predigt endlich vorbei war, trat der Pfarrer vor, um der Familie sein Beileid auszusprechen. Kings Blick wanderte über die Gruppe hinaus, die sich um das Grab versammelt hatte, und suchte systematisch die Umgebung ab. Er benutzte dieselbe Technik, die er im Secret Service beim Personenschutz angewendet hatte. Damals hatte er nach potenziellen Attentätern gesucht, nun hielt er nach jemandem Ausschau, der bereits zum Mörder geworden war.

King entdeckte sie, als sie hinter der kleinen Anhöhe auf der rechten Seite auftauchte.

Lulu Oxley war ganz in Schwarz gekleidet, trug im Gegensatz zu Remmy Battle aber keinen Schleier. Dann fiel es King plötzlich wieder ein. Heute war auch Juniors Beerdigung. Und in der näheren Umgebung gab es nur diesen Friedhof. Dann kamen hinter Lulu auch Priscilla Oxley und die drei Deaver-Kinder zum Vorschein.

»Ach du Scheiße«, flüsterte King. Michelle hatte sie ebenfalls gesehen. Harry bemerkte sie erst, als King ihn darauf hinwies, und zuckte zurück. »Großer Gott!«, entfuhr es ihm.

Lulu drehte sich um und gab ihrer Mutter und den Kindern ein Zeichen, dass sie zurückbleiben sollten. Sie gehorchten sofort. Lulu ging weiter. King, Michelle und Harry erhoben sich gleichzeitig, um ihr den Weg abzuschneiden. Andere Gäste waren ebenfalls auf sie aufmerksam geworden, wie das Raunen verriet, das durch die Menge ging.

Als sie die Frau erreichten, etwa zwanzig Meter von den Battles entfernt, sagte King: »Lulu, das sollten Sie auf keinen Fall tun.«

»Gehen Sie mir aus dem Weg, verdammt!«, erwiderte Lulu in einem Tonfall, der King verriet, dass sie getrunken hatte.

Harry griff nach ihrem Arm. »Lulu, hören Sie zu. Sie werden mir jetzt zuhören!«

»Warum sollte ich? Ich habe Ihnen schon mal zugehört, und jetzt ist Junior tot!« Auf King machte sie den Eindruck, als würde sie im nächsten Moment zusammenbrechen oder eine Waffe ziehen und auf alles feuern, was Kleidung trug.

»Sie erreichen überhaupt nichts, wenn Sie sich hier einmischen«, sagte Harry. »Mrs Battle ist ebenfalls in Trauer.«

»Sie sollte in der Hölle schmoren für das, was sie getan hat!« Sie versuchte ihren Arm aus Harrys Griff zu befreien, doch irgendwie gelang es dem älteren Mann, sie festzuhalten.

Seine Stimme war ganz ruhig. »Es gibt nicht den geringsten Beweis, dass sie etwas mit Juniors Tod zu tun hatte. Im Gegenteil, alles deutet darauf hin, dass er von derselben Person ermordet wurde, die auch all die anderen auf dem Gewissen hat, einschließlich Bobby Battle. Mrs Battles Ehemann wurde vom selben Mörder getötet wie der Ihre.«

»Dann hat sie vielleicht auch ihren Mann umbringen lassen. Ich weiß es nicht. Aber sie hat Junior bedroht, und nun ist er tot.«

King blickte sich um und sah, dass Remmy Battle ihren Schleier gehoben hatte und in ihre Richtung schaute. Dann wurden Kings schlimmste Befürchtungen wahr. Remmy ging zu Mason, sagte etwas zu ihm, zeigte auf die Gruppe und kam dann im Schutz eines Regenschirms zu ihnen herüber.

»O Mann, das wird ja immer besser«, murmelte King. Alle anderen Trauergäste sahen zu und warteten auf den folgenschweren Zusammenstoß der Witwen.

Remmy hatte sie mit langen, zielstrebigem Schritten schnell erreicht. King trat ihr sofort in den Weg, um sie vor Lulu abzuschirmen.

»Gehen Sie mir aus dem Weg, Sean! Das hier geht Sie nichts an.« Ihr Südstaatenakzent war so ausgeprägt wie nie zuvor. Zumindest

hatte King sie noch nie so erlebt. Ihre Haltung und ihr Tonfall duldeten keinen Widerspruch, und King tat widerstrebend, was sie von ihm verlangte.

Harry war die nächste Barriere, doch es brauchte nur einen strengen Blick von Remmy, um auch ihn zur Seite zu scheuchen. Michelle versuchte es gar nicht erst, weil sie sofort die Sinnlosigkeit eines solchen Unterfangens erkannte.

Nun stand Remmy genau vor Lulu, die ihren Blick erwiderte und mit leicht zitternden Beinen dastand. Tränen liefen ihr übers Gesicht, das zu einer hasserfüllten Fratze verzerrt war.

Ohne sich zu den anderen umzudrehen, sagte Remmy: »Ich möchte unter vier Augen mit Mrs Oxley reden. Wir müssen uns über Dinge unterhalten, die nur uns beide etwas angehen.«

»Ich habe nichts mit dieser...«, begann Lulu.

Remmy hob eine Hand, doch King, der ihr Gesicht nicht sehen konnte, vermutete, dass es wahrscheinlich der Blick der älteren Frau war, der die normalerweise unbeugsame Lulu davon abhielt, ihre Schimpfkanonade abzufeuern.

»Bitte lassen Sie uns miteinander reden«, sagte Remmy mit deutlich ruhigerer Stimme.

Die drei entfernten sich zögernd. King blieb in der Nähe und hielt sich bereit, falls die Frauen übereinander herfallen sollten.

Remmy nahm Lulus Arm und hielt ihn fest. Zuerst wollte die andere Frau sich ihr entziehen, dann aber beugte Remmy sich vor und redete auf sie ein, obwohl keiner der anderen mithören konnte, was gesprochen wurde. So ging es längere Zeit weiter, und King beobachtete verwundert, wie Lulus Miene sich entspannte. Noch erstaunlicher war, dass Lulu sich nach ein paar Minuten an Remmy festhielt,

um sich zu stützen. Schließlich beendeten die beiden Frauen ihr Gespräch und kamen auf King zu.

»Die Oxleys werden an der Trauergesellschaft in unserem Haus teilnehmen«, sagte Remmy. »Aber vorher werde ich Junior noch die letzte Ehre erweisen.«

Als sie sich gemeinsam entfernten, sah King, dass Mason zu Priscilla und den Kindern gegangen war und sie zur Limousine der Battles führte.

»In meinen mehr als siebenzig Lebensjahren habe ich noch nie etwas so Seltsames und Unerklärliches wie das hier erlebt«, sagte Harry verutzt.

Als die beiden Frauen hinter der Anhöhe verschwanden, sagte King zu seinen zwei Begleitern: »Ihr bleibt hier.« Dann folgte er den beiden Witwen im Dauerlauf.

Über Juniors Grab war kein Zelt gespannt worden, und es war in jeder Hinsicht wesentlich bescheidener als die letzte Ruhestätte von Bobby Battle. Es war wie das Hilton im Vergleich zu einem Billig-motel, ungeachtet der Tatsache, dass beide Männer gleichermaßen tot waren.

Die einzigen Anwesenden waren die zwei Männer, deren Aufgabe darin bestand, den Holzsarg im Loch zu versenken und ihn mit zwei Metern Erde zu bedecken. King beobachtete das Geschehen aus der Deckung einer großen Statue, die eine Mutter mit Kind darstellte. Er sah, wie Remmy mit den Totengräbern sprach, die respektvoll nickten und sich zurückzogen. Dann knieten beide Frauen auf dem grünen Kunstrasen vor dem Sarg, hielten sich an den Händen und beteten gemeinsam. Sie blieben mehrere Minuten lang am Grab. Als sie sich erhoben, trat Remmy an den Sarg und legte eine rote Rose darauf ab.

Lulu nickte den Männern zu, die wieder vortraten, während die beiden Frauen Arm in Arm davongingen.

King blieb in Deckung, als sie an der Grabstelle mit der Statue vorbeikamen, und beobachtete, wie sie hinter der Anhöhe verschwanden. Dann wandte er sich wieder Juniors Grab zu. Die Friedhofsarbeiter waren zu ihrem Pick-up gegangen, vermutlich um ihre Schaufeln zu holen. King überlegte, ob er hinübergehen sollte, um Junior die letzte Ehre zu erweisen. Er hatte den Mann nicht besonders gut gekannt, doch seine Frau und seine Kinder hatten ihn offenbar sehr geliebt. Jeder Mann sollte ein solches Erbe hinterlassen. Auf Bobby Battles Beerdigung hatte King nicht viele Tränen gesehen, obwohl die Veranstaltung wesentlich kostspieliger gewesen war.

Er wollte sich gerade entfernen, als er plötzlich innehielt und sich tiefer hinter die Statue duckte. Jemand war aus einer Baumgruppe in der Nähe hervorgekommen. Die Person näherte sich mit schnellen Schritten dem Grab und schaute sich die ganze Zeit nervös um. Das verstohlene Auftreten der Gestalt deutete auf Schuldgefühle hin. King konnte nicht erkennen, wer es war, nicht einmal, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelte, da die Person eine Hose, eine lange Jacke und einen tief ins Gesicht gezogenen Cowboyhut trug.

Als die Person vor dem Grab kniete, wagte King sich näher heran, um mehr erkennen zu können. Dann nahm die Person den Hut ab, um den Kopf im Gebet zu senken. Es schien sich um eine Frau zu handeln, wenn man nach dem langen, hochgebundenen Haar ging. Doch aus dieser Perspektive konnte King das Gesicht nicht erkennen. Sollte er hinübergehen und die Person ansprechen? Das wollte er nicht riskieren. Er dachte kurz nach; dann zog er sich wieder hinter die Statue zurück. Er hob einen kleinen Stein auf, zielte und warf ihn auf ein-

en großen Grabstein, der mehrere Meter rechts von ihm stand. Das Ergebnis war so, wie er gehofft hatte.

Die Frau blickte sich um, als sie das Geräusch hörte, mit dem der Stein die Grabstelle traf, sodass King ihr Gesicht sah. Sie setzte den Hut wieder auf und lief zur Baumgruppe zurück.

Für King gab es keinen Grund, ihr zu folgen. Er wusste, wer sie war.

Aber warum in aller Welt betete Sally Wainwright, die Pferdepflegerin der Battles, an Junior Deavers Grab?

K A P I T E L 5 0

Trotz seiner Größe war das Casa Battle überfüllt. Im Erdgeschoss hatte man lange Tische aufgestellt und mit Speisen und Getränken beladen. Als King und Michelle ihre Teller und Gläser gefüllt hatten, führte Harry sie ins Arbeitszimmer der zweiten Etage, um noch einmal alles durchzusprechen.

»Ich glaube, hier sind wir ungestört«, erklärte er. »Wir sind weit genug vom Essen und vor allem vom Alkohol entfernt. Der Tod macht die Menschen besonders durstig, habe ich herausgefunden.«

King betrachtete den antiken Schreibtisch, der auf einer Seite des Zimmers stand. Er sah teures Schreibzeug, dickes Büttenpapier mit den Initialen *REB*, einen ledernen Tintenlöscher und mehrere altmodische Tintenfässer.

»Remmy ist genau wie ich eine Briefschreiberin der alten Schule«, sagte Harry, der King musterte. »Sie hält nichts von E-Mail, nicht mal von Schreibmaschinen. Und sie erwartet gleichartige Antworten.«

»Wie schön, dass sie genügend Zeit hat, auf diese Weise zu kommunizieren«, meinte King. »Anscheinend ist das einer der Vorteile des Reichtums. Eben habe ich gesehen, dass Remmy und Lulu sich auch abgesondert haben.«

»Remmy hat im dritten Stock, unweit ihres Schlafzimmers, ein Privatzimmer«, sagte Harry. »Da würde ich gern mal Mäuschen spielen.«

»Was hat Remmy bloß zu Lulu gesagt, dass die beiden sofort Frieden geschlossen haben?«, sagte Michelle. »Das grenzt an ein Wunder. Mir war, als würde mir die Jungfrau Maria erscheinen.«

King trank einen Schluck Wein und lächelte wohlgefällig. »Valandraud Saint Emilion. Remmy geizt nicht mit edlen Dingen.« Er blickte Harry an. »Was Remmy und Lulu angeht, könnte ich mir durchaus vorstellen, was sie geredet haben. Wie steht's mit Ihnen, Harry?«

Harry rückte seine Fliege zurecht und strich sich das Haar glatt, bevor er den Wein kostete und vom Teller auf seinen Knien ein Stück Krabbenbrot nahm. »Ich glaube, wir dürfen getrost wörtlich auffassen, was Michelle gesagt hat. Mit anderen Worten, sie hat gewissermaßen über den Gartenzaun hinweg Frieden geschlossen.«

»Und wie genau?«, fragte Michelle.

»Sie hat Lulu beteuert, sie gehe nicht davon aus, dass Junior den Einbruch verübt hat, und wird nicht auf Herausgabe der verschwundenen Gegenstände klagen. Da nach Juniors Tod keine strafrechtliche Verfolgung mehr möglich ist, ist die Angelegenheit offiziell beendet.«

»Und Remmy hat Lulu bestimmt versichert, nichts mit Juniors Tod zu tun zu haben«, sagte King, »und ihr tiefes Bedauern darüber zum Ausdruck gebracht, dass Lulu ihren Ehemann verloren hat.«

»Und wahrscheinlich ist auch darüber gesprochen worden«, mutmaßte Harry, »dass Remmy den Oxley-Kindern den College-Besuch finanziert.«

»Außerdem wurde vielleicht über eine Finanzspritze für Lulu geredet, damit das Haus fertig gestellt werden kann«, sagte King. »Dieses Angebot hatte Remmy ja schon Junior gemacht, als sie ihn noch für den Einbrecher hielt. Möglicherweise plagt sie ein schlechtes Gewissen, weil die Familie Oxley ihretwegen so viele Scherereien hatte.«

Verwirrt blickte Michelle die beiden Männer an. »Das alles soll binnen weniger Minuten auf dem Friedhof besprochen worden sein?«

Harry hob das Weinglas, als wollte er ihr zutrinken. »Remmy fackelt nicht lange. Vielleicht trifft sie nicht immer die richtigen Entscheidungen, aber wenn sie handelt, dann mit Nachdruck. Was das angeht, ist sie einer gewissen, mir gut bekannten Ermittlerin nicht unähnlich.«

Michelle schmunzelte über seine Bemerkung, wurde aber rasch wieder ernst. »Und auf was soll Remmys Sinneswandel zurückzuführen sein?«

»Wie gesagt, sie weiß oder ist zumindest der Meinung, dass Junior den Einbruch nicht begangen hat«, gab King zur Antwort. »Außerdem ist es völlig ausgeschlossen, Junior den Mord an Bobby anzulasten. Selbst wenn er die erforderlichen medizinischen Kenntnisse gehabt hätte – was allerdings nicht der Fall ist –, wäre er in der Klinik sofort aufgefallen. Außerdem hat meine Überprüfung ergeben, dass er für den Zeitpunkt der Ermordung Bobbys ein Alibi hatte.«

»Also musste Remmy einsehen, dass zwischen dem Mord an ihrem Ehemann und dem Verschwinden bestimmter Dinge aus dem Haus ein Zusammenhang besteht«, folgerte Michelle. »Wenn Junior das eine nicht getan hat, konnte er auch das andere nicht getan haben.«

»So ist es«, sagte Harry. »Das beweist uns, der Verdacht wurde absichtlich auf ihn gelenkt.«

King ließ den Blick über die Bücherwände des Zimmers schweifen und schaute anschließend durchs Fenster hinaus in den düsteren Nachmittag. Der Regen war stärker geworden. King sah, wie die Tropfen auf den Dächern der auf dem vorderen Parkplatz abgestellten Autos zerstoben.

»Als ich Remmy und Lulu zu Juniors Grab gefolgt bin«, sagte King, »habe ich dort einen dritten Trauergast bemerkt. Jemanden, mit dem ich nicht gerechnet hätte.«

»Wen?«, fragten Harry und Michelle wie aus einem Munde.

»Sally Wainwright.«

»Die Pferdepflegerin?« Auf Harrys Gesicht spiegelte sich Ratlosigkeit.

Michelle schnippte mit den Fingern. »Sean, an dem Tag, als wir das erste Mal mit Sally gesprochen haben, hast du sie gefragt, ob sie Junior kennt. Sie sagte, sie würde ihn vom Sehen kennen, aber du hast gleich gemerkt, wie nervös und ausweichend sie geredet hat.«

»Stimmt«, bestätigte King.

»Sie geht ans Grab eines Menschen, den sie nur *vom Sehen* kannte?«

»Ich muss mich wohl ein zweites Mal mit Sally unterhalten«, sagte King.

Harry gab mit einer Geste zu verstehen, King und Michelle sollten auf der Couch gegenüber vom Kamin Platz nehmen. Er selbst blieb vor ihnen stehen. »Für meine Begriffe steht eindeutig fest, dass der falsche Verdacht auf Junior gelenkt worden ist – und zwar von jemandem, der sich mit polizeilichen Ermittlungsmethoden auskennt.«

»Wie gehen wir weiter vor?«, fragte Michelle.

Ohne die Frage zu beantworten, blickte Harry auf eine altmodische Taschenuhr, die an einer dünnen Kette über seiner Weste hing.

»Das ist ein schönes Stück, Harry«, sagte Michelle.

»Sie hat meinem Großvater gehört. Da ich keinen Sohn habe, verwahre ich sie für meinen ältesten Neffen.« Liebevoll betastete er die schwere Uhr. »In dieser verworrenen Welt ist es ein Trost, die Tageszeit noch auf die gleiche Weise wie vor hundert Jahren ablesen zu können.« Er klappte den Deckel der Uhr zu und sah Michelle und King scharf an. »Also, inzwischen wird unten jeder ein paar Gläschen getrunken haben«, sagte er und kam dann auf Michelles

Frage zurück. »Darum schlage ich vor, wir mischen uns unter die beschwipste Gesellschaft, um zu beobachten und zu lauschen. Es ist keineswegs ausgeschlossen, dass der Mörder sich im Haus aufhält. Vielleicht können wir an Informationen gelangen, durch die sich weitere Morde verhindern lassen.«

Sie beendeten die Besprechung und kehrten ins Erdgeschoss zurück.

K A P I T E L 5 1

Unten hatten sich währenddessen mehrere seltsame Paarungen ergeben. Auf der verglasten rückwärtigen Terrasse konnte man Savannah mit den beiden jüngsten Oxley-Kindern sehen. Anscheinend spielte sie mit ihnen ein Spiel, bei dem es unter anderem darum ging, sich am Ohr zu ziehen und Grimassen zu schneiden. Die ältere Oxley-Tochter lehnte in der Ecke und sah zu, ohne zu lächeln.

»Scharade«, lautete Michelles Schluss. »Ich hätte nicht gedacht, dass Savannah es versteht, kleinen Kindern die Zeit zu vertreiben.«

»Ich habe den Eindruck«, sagte King, »in ihrem Innern ist sie in mancher Hinsicht jünger, als die Leute glauben.«

In einer hinteren Ecke des Wohnzimmers waren Chip Bailey und Dorothea in ein leises Gespräch vertieft. In der Nähe stand Eddie und führte eine anscheinend tiefsinnige Unterhaltung mit Todd Williams, der zwar nicht am Begräbnis teilgenommen hatte, aber offensichtlich die anschließende Verköstigung nicht versäumen wollte.

Plötzlich kamen Remmy und Lulu Arm in Arm die Treppe herunter. Alle Blicke richteten sich auf die Frauen.

»Wieso fühle ich mich bloß an Lee und Grant nach der Schlacht bei Appomattox erinnert?«, raunte Harry.

Chip Bailey ließ unverzüglich Dorothea stehen und schnürte zur Treppe, zu Remmy. Mason, der sich bislang mit Servieren beschäftigt hatte, folgte ihm auf den Fersen.

»Kaum liegt der Hausherr unter der Erde«, merkte Harry an, »tauchen die Hyänen auf.«

»Auch Chip Bailey?«, fragte Michelle. »Hätte ich nicht gedacht. Eddie sagte, seine Mutter könne den Kerl nicht ausstehen.«

»Zum Ehemann einer steinreichen Frau aufzusteigen ist eine Aussicht«, erklärte King mit trockenem Humor, »die zumindest den Versuch lohnt, die Dame für sich einzunehmen.«

Remmy jedoch hegte offenbar ganz andere Absichten. Sie rauschte an beiden Männern vorüber, strebte auf King und seine Korona zu und bedachte Harry mit einem Nicken, als sie vor ihnen stand. »Ich weiß, dass Sie und Lulu sich kennen, Harry, darum spare ich mir die Vorstellung.«

King glaubte, ein Augenzwinkern bei Remmy zu beobachten.

»Es freut mich, dass *Sie* mit ihr Bekanntschaft geschlossen haben, Remmy«, erwiderte Harry. »Und wie es scheint, eine durchaus angenehme.«

»Sagen wir mal, Lulu und ich sind zu einer Übereinkunft gelangt.« Remmy schaute Lulu an und drückte ihr die Hand. »Ich war dumm, verblendet und ungerecht, und ich habe es Lulu eingestanden.« Sie blickte der Frau fest ins Gesicht. »Keine von uns kann den Ehemann ins Leben zurückholen, aber ich verspreche Ihnen, dass es Ihren wunderbaren Kindern gut gehen wird, solange ich lebe.«

»Das weiß ich sehr zu schätzen, Mrs Battle.« Inzwischen wirkte Lulu regelrecht gefügig und redete auch so.

»Bitte nennen Sie mich Remmy.« Sie wandte sich an King und Michelle. »Ich hoffe, Sie machen bei Ihren Ermittlungen Fortschritte.«

»Täglich«, antwortete King.

Sie warf ihm einen neugierigen Blick zu, sagte aber nichts.

»Wir würden Sie gern noch einmal aufsuchen«, fügte King hinzu, »um mit Ihnen zu sprechen.«

»Ja, Eddie hat es schon erwähnt. Meinetwegen, ich bin ja ständig da.«

»Lassen Sie sich von der Presse nicht deprimieren, Remmy«, empfahl King.

»Presse? Wenn ich wissen möchte, was mit mir los ist, frage ich keine Fremden, sondern mich selbst.«

Unversehens gesellte Priscilla Oxley sich zu dem Grüppchen, balancierte einen großen, mit Speisen behäuften Teller und ein Glas Wein. »Ganz vielen, herzlichen Dank für alles, meine Liebe«, ließ sie einen Wortschwall über Remmy niedergehen. »Also, was mich angeht, ich habe Lulu immer gesagt, dass Sie im Grunde eine wahre Heilige sind. Nicht wahr, Liebchen, erst kürzlich habe ich gesagt, wie schön es auf der Welt wäre, gäbe es mehr Menschen wie Remmy Battle.«

»Bitte, Mutter...«, setzte Lulu zu einer Entgegnung an, doch Priscilla ließ sich nicht mehr zurückhalten.

»Und jetzt sind Sie und Lulu Freundinnen geworden, und Sie haben uns in Ihr wundervolles Haus eingeladen und den Kindern eine Zukunft versprochen. Also, als wir damals *unseren* armen Vater verloren haben, wusste ich nicht, was aus meiner Tochter werden soll.« Ihr riesiger Busen wogte, die raue Stimme erstickte in der Kehle. Ihr Auftritt war hervorragend, musste King ihr zugestehen.

»Mutter, ich habe einen Job, und keinen schlechten. Es ist ja nicht so, dass die Kinder hungern müssten.«

Doch Priscilla hatte sich zu sehr in ihre Darbietung hineingesteigert, um sich bremsen zu lassen. »Und jetzt weiß ich, dass endlich alles gut wird, da ich ja bei Lulu bleibe, um ihr zu helfen, und weil das neue Haus fertig gebaut wird und von Ihnen laufend Unterstützung kommt.« Zwei Tränen rannen ihr über die erschlafften Wangen. »Unter

uns Müttern, ich kann Ihnen gar nicht sagen, was für eine Erleichterung das ist.« Zum Abschluss leerte sie mit einem Zug das ganze Weinglas.

Für den Feinschmecker King war das ein schrecklicher Anblick. Doch er musste einräumen, dass die Frau nach dieser rührseligen Nummer wohl eine eigene Fernsehshow verdiente.

»Ich bin froh, dass ich helfen kann, Priscilla«, versicherte Remmy höflich.

Schüchtern sah Priscilla sie an. »Wahrscheinlich entsinnen Sie sich nicht, aber als Sie noch in West-Virginia im *Greenbrier* verkehrt haben, bin ich dort Kellnerin gewesen...«

»Oh, ich erinnere mich sehr gut an Sie, Priscilla.«

Priscilla erstarrte. »Echt? Also wirklich, nochmals vielen Dank.« Mit einem Mal war sie so schnell verschwunden, wie sie erschienen war.

Als Nächste fanden sich Eddie und Bailey ein.

»Die Trauerfeier war ergreifend, Remmy«, sagte Bailey.

»Reverend Kelly versteht sein Handwerk«, antwortete Remmy. »Und er hatte umfangreiches Material. Bobby hat ein sehr ungewöhnliches Leben geführt.«

»Am Samstag sehe ich mir eine von Eddies Reenactment-Veranstaltungen an«, sagte Bailey.

»Was läuft da ab?«, erkundigte sich Michelle.

»Die Schlacht am Cedar Creek bei Middleton«, gab Eddie ihr Auskunft. »Phil Sheridans Shenandoah-Armee gegen Jubal Earlys Valley-Armee. Normalerweise findet die Veranstaltung im Oktober statt, aber dieses Jahr musste sie verschoben werden.«

»War der alte Jubal nicht der einzige Konföderierten-General, der nie offiziell kapituliert hat?«, fragte Harry.

»So ist es«, bestätigte Eddie. »Später war er als Anwalt in Rocky Mount tätig, in Virginia.«

»Na, wenigstens hat er nach dem Krieg einen ehrbaren Beruf ergriffen«, sagte Harry.

»Ich glaube, Eddie und ich werden in Zukunft erheblich mehr Zeit miteinander verbringen«, kündigte Bailey an. King fand, dass der Mann nicht aufdringlicher hätte sein können.

»Ich freue mich darauf«, sagte Eddie mit scheinbar aufrichtiger Begeisterung.

Du bist ein guter Lügner, Eddie, dachte King.

Remmy nahm ihren Sohn bei der Hand. »Wie geht es dir?«

»Ich hoffe auf glücklichere Zeiten, Mutter.«

»Vielleicht solltest du mit Dorothea eine Reise machen, um Luftveränderung zu haben.«

»Mal sehen«, entgegnete Eddie ohne jede Spur von Interesse.

King bemerkte, dass die Oxley-Sprösslinge ins Haus zurückgekehrt waren, als sie ihre Mutter gesehen hatten. Während Lulu sich ihrer annahm, entschuldigte sich King, ging zur Bar, ließ sich zwei Gläser Wein geben und schlenderte zur hinteren Veranda, um mit Savannah zu reden, solange sie dort noch allein blieb.

Die junge Frau saß auf der Couch und blickte in das Feuer, das an einer Seite des Zimmers in einem Kamin loderte.

»Das war ein langer Tag für dich, Savannah«, meinte King mit gedämpfter Stimme.

Sie erschrak und hob den Blick, lächelte aber, als sie sah, wer sie angesprochen hatte. King reichte ihr ein Glas und nahm neben ihr Platz. »Ein Glas Château Palmer kann für das Gemüt wahre Wunder wirken. Ein köstlicher französischer Wein.«

»Palmer klingt nicht nach Frankreich«, sagte Savannah und betrachtete das Glas, als könnte sie Bilder darin sehen.

»Palmer war englischer General unter Wellington. Er kam achtzehnhundertvierzehn mit seinen Truppen nach Bordeaux und hat sich dort niedergelassen. Er erwarb einen Wohnsitz, der schließlich als Château Palmer bekannt wurde, und gründete eine Winzerei. Für mich ein Beweis, dass die Traube, so wie der Schreibstift, stärker ist als das Schwert.«

»Ich verstehe kaum etwas von Wein«, gab Savannah zu. »Ich bin mehr der Typ, der Jack Daniels und Cola trinkt.«

»Mit Jack und Cola kann man nie was verkehrt machen, aber falls du an Wein interessiert bist, berate ich dich gern, obwohl du dir ja mühelos hier im Haus Kenntnisse aneignen könntest. Im Weinkeller deiner Eltern liegen zehntausend Flaschen. Als ich das gesehen habe, bin ich vor Neid fast in Ohnmacht gefallen.« King trank ein Schlückchen und beobachtete, wie Savannah ins Kaminfeuer starrte. »Mir ist aufgefallen, du hast dich mit dem Oxley-Nachwuchs befasst.«

»Es sind nette Kinder«, sagte sie, während sie ihre Perlenkette befigerte. »Die Kleine, Mary Margret, hat geflennt, als sie eintraf. Die Ärmste... Sie vermisst ihren Vati sehr. Ich habe mich um die Kinder gekümmert, weil Mutter und Mrs Oxley sich aussprechen wollten.«

»Anscheinend haben sie alles geklärt.«

»Ich habe wirklich geglaubt, Junior wäre der Täter.« Mit einem Mal schimmerten Tränen in Savannahs Augen.

»Das dachte ich anfangs auch.«

»Ich war dir kürzlich keine große Hilfe.«

»Dir hat noch der Schreck in den Gliedern gesteckt. Wenn du irgendwann zu einer Unterredung imstande bist, stehe ich dir zur Verfügung.«

Savannah hob den Kopf und ergriff seine Hand. »Wieso bist du nicht verheiratet?«

Zuerst dachte King, sie flirtete mit ihm, erkannte dann aber, dass sie die Frage im Ernst stellte.

»Ich war mal verheiratet«, sagte er, »aber es ist schief gegangen.«

»Ich glaube, es ist das Schicksal mancher Menschen, allein zu sein.«

»Für so jemanden hältst du dich doch nicht, oder?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Aber ich glaube, mein Vater war so ein Mensch.«

Verdutzt lehnte King sich zurück. »Wie kommst du darauf?«

Ehe Savannah die Frage beantworten konnte, erklang Remmys Stimme. »Es gibt Leute, Savannah, die gern noch mit dir sprechen möchten.«

Savannah und King drehten sich um. Remmy stand auf der Schwelle und musterte sie.

Gehorsam schwang Savannah sich von der Couch. »Man sieht sich, Sean.«

Einige Augenblicke lang schaute King Mutter und Tochter nach, bevor er im Salon wieder zu Michelle stieß. Harry hatte Remmy und Savannah abgefangen, als sie ins Haus zurückkehrten, und unterhielt sich jetzt in einer Ecke mit ihnen.

Quetsch sie aus, so gut du kannst, Harry, dachte King, denn ich muss die Fahne streichen.

»Interessante Neuigkeiten?«, fragte Michelle.

»Savannah wird von Sorgen zerfressen. Sie weiß etwas, kriegt's aber nicht über die Lippen.«

»Lass deinen Charme spielen, Sean. Sie ist ganz scharf auf dich.«

»Glaubst du?«

»Also wirklich, Männer können in solchen Angelegenheiten dermaßen blind sein...«

»Und wie lief es bei dir?«

»Ich bin zu Eddies nächster Reenactment-Aufführung eingeladen. Ich fahre mit Chip hin.«

King verschränkte die Arme und betrachtete Michelle. »So?«

Trotzig erwiderte sie seinen Blick. »Ja. Warum?«

»In solchen Angelegenheiten können anscheinend auch *Frauen* dermaßen blind sein...«

»Hör auf, Sean, er ist verheiratet.«

»Eben.«

K A P I T E L 5 2

Michelle fuhr mit Chip Bailey an den Stadtrand von Middleton in Virginia. Der Morgen war klar, der Himmel strahlend blau, und ein mildes Lüftchen linderte die zunehmende Hitze.

»Ein schöner Tag zum Kämpfen«, behauptete Bailey.

Ist es jemals ein schöner Tag, dachte Michelle, wenn man sich gegenseitig niedermetzelt?

Der FBI-Fleischklops schlürfte Kaffee und mampfte ein Eier-Sandwich von McDonald's. Michelle knabberte an einem sportiven Müsliriegel und hatte sich dazu eine Flasche O-Saft besorgt. Sie trug Jeans, Wanderstiefel und ihre Secret-Service-Windjacke. Bailey hatte Flattershorts, einen Pullover und eine Weichplastik-Sonnenbrille angezogen.

»Haben Sie schon mal so eine Veranstaltung besucht?«, fragte Bailey.

»Nein.«

»Das ist jedes Mal 'ne mächtig beeindruckende Sache. Da findet alles Mögliche statt, Infanterie-Exerzieren, Feldlazarett-Besichtigungen, Volkstänze – sogar Bälle, Teestündchen und abendliche Führungen bei Kerzenschein, Blaskapellen inbegriffen. Am aufsehenerregendsten sind die Kavallerie-Attacken. Hunderte von Jungs knien sich da voll rein. Im richtigen Krieg hatten die Heere natürlich Zehntausende von Soldaten. Aber es ist immer ein tolles Schauspiel.«

»Wie ist Eddie denn auf so was verfallen? Für mich hört es sich nicht so an, als könnte so etwas für einen empfindsamen Künstler verlockend sein.«

»Ich glaube, ursprünglich hatte sein Vater eine Schwäche dafür. Er hatte einen ausgeprägten Hang zum Historischen. Für die ersten Reenactments hat er sogar finanzielle Beiträge geleistet.«

»Stand Eddie seinem Vater nahe?«

»Meines Erachtens hätte er es gern so gesehen. Das ist einer der Gründe, weshalb er sich im Reenactment engagiert hat. Aber Bobby Battle war ein undurchschaubarer Mann. Und er war selten zu Hause. Wahrscheinlich ist er lieber im Heißluftballon um die Welt geflogen oder hat in Asien eine Fabrik gebaut, statt sich um seine Kinder zu kümmern.«

»Soviel ich weiß, hat er Ihnen eine Anstellung angeboten, nachdem Sie Eddie gerettet hatten.«

Bailey schien überrascht, dass Michelle Bescheid darüber wusste.

»Ja, aber ich hatte kein Interesse.«

»Darf ich fragen, warum nicht?«

»Ist kein großes Geheimnis. Ich bin gern FBI-Agent. Damals war ich noch nicht lange dabei, und ich wollte dort meine Laufbahn fortsetzen.«

»Wie haben Sie den Fall gelöst?«

»Ich bin durch einen Tipp auf den Täter aufmerksam geworden. Damals ging Eddie noch aufs College, darum hab ich mich dort ein bisschen umgehört. Dabei kam mir zu Ohren, ein Typ in demselben Wohnblock war ein ehemaliger Schwerverbrecher.«

»Warum wohnte Eddie nicht zu Hause? Ging er nicht an die UVA?«

»Nein, er besuchte die Virginia Tech drüben in Blacksburg, ein paar Fahrtstunden von hier entfernt. Auf jeden Fall hatte dieser Bursche herausgefunden, wer Eddie war, oder vielmehr, welche Eltern Eddie

hatte. Eines Abends kam Eddie spät heim – und als Nächstes liegt er gefesselt in einer Hütte irgendwo in der Pampa.«

»Wie haben Sie von der Hütte erfahren?«

»Der Entführer hatte sie bis dahin zum Angeln benutzt. Ich behaupte nicht, dass er der größte Schlaukopf der Nation war, doch er galt als gefährlich. Die Battles zahlten das Lösegeld, aber wir lauerten in Sichtweite, als die Übergabe erfolgte.«

»Ich dachte immer, die Battles hätten nicht gezahlt.«

»Doch. Aber sie haben das Geld zurückerhalten, zumindest einen großen Teil davon.«

»Das kapiert ich nicht.«

»Bei einer Entführung ist es das Hauptanliegen des Verbrechers, Lösegeld zu erpressen. Heutzutage können auch solche Zahlungen per telefonischer oder Computer-Überweisung getätigt werden, obwohl es auch dann für den Erpresser riskant bleibt. Aber vor zwanzig Jahren war alles noch schwieriger. Dieser Täter bildete sich ein, ihm wäre der beste Trick eingefallen. Die Übergabe sollte an einem Samstag in einem Einkaufszentrum erfolgen, wenn es von Leuten nur so wimmelt. Er musste sich die Örtlichkeit ganz genau angesehen haben, denn er kannte einen fluchttauglichen Hinterausgang. Kaum hatte er die Tasche in Händen, verschwand er im Gewirr.«

»Wie haben Sie ihn ausfindig machen können?«

»Wir hatten seine Beute mit Peilsendern gespickt. So gelang es uns, ihn zu dem Schuppen zu verfolgen.«

»War es kein Risiko, ihn nicht sofort festzunehmen?«

»Wir sahen das größere Risiko darin, Eddie nicht zu finden. Aus der kriminellen Vergangenheit des Erpressers wussten wir, dass er Einzelgänger war. Falls Eddie noch lebte, kehrte er vermutlich zu ihm

zurück, um ihn freizulassen oder umzubringen, was wir für wahrscheinlich hielten.«

»Und dann kam es zur Schießerei?«

»Er musste uns bemerkt haben und eröffnete das Feuer. Wir hatten einen Scharfschützen dabei, der dem Entführer eine Kugel in den Kopf jagte.«

»Sie haben gesagt, sie hätten lediglich einen ›großen Teil‹ des Geldes zurückbekommen?«

Bailey lachte. »Nachdem dieser Idiot uns bemerkt und das Feuer eröffnet hatte, steckte er von den insgesamt fünf Millionen Kröten rund fünfhunderttausend in den Kanonenofen des Schuppens. Er hat sich wohl gedacht, wir sollten nicht ihn *und* das Geld kriegen.«

»Was für ein Glück«, sagte Michelle, »dass Sie Eddie nicht getroffen haben.«

Ernst schaute Bailey sie an. »Auf der Reservebank zu sitzen ist leicht.«

»Ich will überhaupt kein Urteil darüber abgeben, wie Sie damals gehandelt haben. Ich bin schon in ähnlichen Situationen gewesen. So was ist nie einfach. Hauptsache, Eddie ist mit dem Leben davongekommen.«

»So habe ich es auch immer gesehen.« Bailey streckte den Arm aus. »Und da ist er auch schon, wie er lebt und lebt.«

Von der Landstraße waren sie inzwischen auf einen Parkplatz abgebogen, den Lieferwagen, Kleinbusse, Pferdetransporter und Campingfahrzeuge füllten. An einer Seite des Parkplatzes hatte man zahlreiche Zelte aufgeschlagen. Michelle winkte Eddie zu, der gerade seine Ausrüstung zusammensuchte. Sie und Bailey stiegen aus dem Wagen und gingen zu Eddie.

»Welche Rolle haben Sie diesmal übernommen?«, erkundigte sich Bailey.

Eddie grinste. »Ich bin ein Multitalent, deshalb übernehme ich mehrere Rollen. Zuerst bin ich Major in der 52. Virginia-Brigade, die zu General John Pegrams Division gehört. Danach schwingen ich mich für das 36. Virginia-Kavalleriebataillon in den Sattel, das ein Teil von Johnsons Brigade ist. Ich mache in etlichen Einheiten mit – Aktivisten sind überall gefragt. Ich habe in Konföderierten-Armeen in Tennessee, Kentucky, Alabama und sogar Texas gekämpft. Ich war bei der Artillerie, Kavallerie und Infanterie, und einmal bin ich in einem Beobachtungsballon aufgestiegen. Erzählen Sie's bloß nicht meiner Mutter, aber gelegentlich hab ich auch die blaue Uniform der Union getragen.«

»Hört sich an«, sagte Michelle, »als würden Sie sich da richtig engagieren.«

»Nun, man muss eine Menge beachten. Es gibt gewisse Muster, nach denen man solche Veranstaltungen organisiert, samt Haushaltsplanung, Marketing, Logistik, Sponsorenwerbung und dergleichen.«

Michelle zeigte auf die Zeltreihen. »Was sind das für Leute?«

»Marketender«, erklärte Eddie. »Damals, im wirklichen Bürgerkrieg, sind Krämer den Armeen gefolgt und haben den Soldaten diese und jene Bedarfsgegenstände verkauft. Heutzutage bieten die Händler den Reenactment-Aktivisten und dem Publikum einschlägiges Material aus der Bürgerkriegszeit an. Es gibt drei Arten von Aktivisten. Eine Sorte wird ›Fadenzähler‹ genannt, weil es ihnen wichtig ist, so authentische Uniformen zu haben, dass der Stoff die gleiche Fadendichte aufweist wie das Original – daher der Spitzname. Manchmal nennen wir sie auch ›Nähte-Nazis‹.« Bailey und Michelle lachten. »Am anderen Ende des Spektrums stehen die Pfuschniks. Das

sind Typen, die sich nicht scheuen, Kunstfaser-Uniformen anzuziehen oder während eines Reenactments Plastikgeschirr zu benutzen, obwohl es so was zur Zeit des Bürgerkriegs gar nicht gegeben hat. Statt *Johnny Reb* nenne ich sie *Yuppie Reb*.«

»Und was sind Sie?«, fragte Michelle. »Yuppie oder Nazi?«

Eddie schmunzelte. »Ich bewege mich irgendwo dazwischen. Meine Ausstattung ist überwiegend authentisch, aber bei Gelegenheit gebe auch ich dem Bedürfnis nach Komfort nach.« Er senkte die Stimme. »Sagen Sie keinem was, aber in meiner Uniform ist ein bisschen Rayon. Lieber Himmel, sogar Lycra. Und wenn Sie mir Daumenschrauben ansetzen, werde ich wahrscheinlich nicht leugnen, dass ich ein paar Plastik-Utensilien verwende.«

»Ihr Geheimnis ist bei mir gut behütet.«

»Ich will heute bei den ›Marketendern‹ einiges Neue kaufen. Eigentlich haben alle vor, sich für die Schlacht von Gettysburg – in Pennsylvania im Juli – richtig fesch aufzumotzen. Danach ist Spotsylvania in Virginia an der Reihe, und im Herbst stehen der Vorstoß nach Atlanta und die Schlacht bei Franklin bevor. Aber die heutige Schlacht ist ein wirklich großes Ereignis. Die Union war den Rebellen an Infanterie und Kavallerie um ein Drittel überlegen und hatte doppelt so viele Geschütze, trotzdem hatten die Yankees zweimal so viele Tote und Verwundete.«

Während Michelle ihm Gewehr, Feldflasche und Decke trug, schaute sie sich das Treiben ringsum aufmerksam an. »Es sieht so aus, als würde hier ein Monumentalfilm gedreht.«

»Ja, aber leider folgt kein Zahltag.«

»Ich glaube, das sind alles kleine Jungs, die nie erwachsen geworden sind«, meinte Bailey, grinste und schüttelte den Kopf. »Nur ist das Spielzeug jetzt größer und teurer.«

»Ist Dorothea auch da?«, fragte Michelle.

Eddie hob die Schultern. »Meine liebe Frau ließe sich lieber die Zehennägel einzeln ausreißen, als sich anzusehen, wie ich Soldat spiele.« Jemand blies in ein Signalhorn. »Aha, das Heerlager ist eröffnet. Angefangen wird mit Referaten über die Schlacht, kurzem Infanterie-Exerzieren, Blasmusik und einer Kavallerie-Darbietung.«

»Sie sind auch beritten, haben Sie erwähnt. Wo ist denn Ihr Pferd?«

Eddie wies auf einen etwa eins dreißig hohen, behände wirkenden Tennessee-Traber, der neben seinem Fahrzeug an einen Pferdetransport-Anhänger gebunden stand. »Das ist Jonas. Sally hat ihn gut gepflegt, aber heute muss er mal zeigen, was er kann.«

Gemeinsam strebten sie ins Heerlager. Voller Bewunderung schaute Michelle zu, als Eddie am Infanterie-Exerzieren teilnahm und anschließend bei der Kavallerie-Aufführung mit Jonas einige ziemlich verwickelte Manöver bewältigte. Dann bat man die Zuschauer, vor Beginn des Artillerie-Duells das Heerlager zu verlassen. Bei der ersten Salve drückte Michelle die Hände auf die Ohren.

Damit war der erste Tag der Schlacht eingeleitet.

Eddie zeigte Michelle und Bailey eine Stelle, von wo aus sie ihn »glorreich fallen sehen« könnten. Außerdem erklärte er ihnen den Weg zu den Verpflegungszelten. »Da kriegt man heiße Würstchen und kaltes Budweiser. So was Feines hat kein Bürgerkriegssoldat je zu sehen bekommen.«

»Ich habe gehört, es werden tatsächlich Filmaufnahmen gemacht«, sagte Bailey.

»Stimmt, für die Nachwelt«, bestätigte Eddie ein wenig sarkastisch. »Es wird vieles aufgezeichnet.«

»Ich gehe davon aus«, sagte Michelle, »dass sämtliche Knarren und Kanonen keine scharfe Munition verschießen.«

»Mein Gewehr auf jeden Fall nicht. Ich will verdammt hoffen, dass alle anderen Beteiligten sich ebenfalls an diese Regel halten.« Eddie lächelte. »Keine Bange, wir sind ausnahmslos Profis. Es schwirren bestimmt keine Musketenkugeln durch die Gegend.« Er rückte sein Gepäck zurecht, brachte es ins Gleichgewicht. »Manchmal begreife ich nicht, wie die Kerle damals mit diesem ganzen Krempel laufen, geschweige denn kämpfen konnten. Wir sehen uns später. Wünschen Sie mir Glück.«

»Viel Glück«, sagte Michelle, als er sich umdrehte und davoneilte.

K A P I T E L 5 3

Als Kyle Montgomery die Wohnung verließ, fand er die Nachricht unter einen Scheibenwischer des Jeeps geklemmt vor. Er riss den Umschlag auf, las den Inhalt und lächelte breit. Der Brief stammte von seiner Pillenkundin, der verrückten Exhibitionistin mit der Vorliebe für schallgedämpfte Knarren. Sie wollte sich zu sehr später Abendstunde in einem örtlichen Hotel mit ihm treffen. Sie bat ihn um Entschuldigung für ihr Verhalten und schlug ihm Wiedergutmachung vor. Außer fünftausend Dollar bot sie ihm die sexuelle Gunst an – für Montgomery noch verlockender als das Geld –, die er beim letzten Mal erwartet, aber nicht genossen hatte. Sie begehrte ihn, hieß es in dem Schreiben. Sie schmachete regelrecht. Dieses Erlebnis sollte er nie vergessen. Und beigelegt hatte sie der Mitteilung einen zusätzlichen Köder: zehn Hundertdollarscheine. Wahrscheinlich dasselbe Geld, das er notgedrungen hatte zurücklassen müssen.

Er steckte die Scheine ein, stieg in den Jeep und fuhr los. Sein Erpressungsplan hatte sich nicht bewährt; anscheinend war er getäuscht worden durch das, was er gesehen hatte. Jetzt ergab sich eine neue Gelegenheit. Und wie könnte noch etwas schief gehen, da er den Tausender schon in der Tasche hatte? Klar, sie spielte wahrscheinlich nicht mit offenen Karten, doch er unterstellte, dass sie kein zweites Mal die Knarre zückte. Weshalb sollte sie ihm so viel Kohle zukommen lassen, wenn sie ihr Angebot nicht ernst meinte? Bestimmt empfahl es sich, vorsichtig zu sein, und doch beurteilte Montgomery den heutigen Tag als den vielleicht glücklichsten seines Lebens. Und er

nahm sich vor, derb mit ihr umzuspringen, sie ein wenig dafür zu bestrafen, dass sie ihm einen solchen Schreck eingejagt hatte. Er hätte darauf gewettet, dass sie es auf die harte Tour mochte. Nun, das konnte sie haben. Häuptling Kyle war auf dem Kriegspfad.

Michelle und Bailey schauten durch Ferngläser zu, als die Schlacht tobte, oder vielmehr eine Reihe von Scharmützeln: Angriffe, Gegenangriffe und Nahkämpfe, die unglaublich echt aussahen. Jedes Mal, wenn ein Geschütz donnerte, zuckte Michelle zusammen, und Bailey lachte.

»Anfängerin«, schalt er sie zum Spaß.

Kolonnen von Männern in Grau und Erdnussbutterbraun zogen auf und prallten mit Phalangen ihrer in Blau gekleideten Widersacher zusammen. Während Schüsse peitschten, Kanonen donnerten, Gebrüll erscholl, Rauch wehte, ein wildes Durcheinander herrschte, Stiefel trampelten und Säbel gegen Säbel klirrten, führte Michelle sich vor Augen, dass wirkliche Gefechte dieser Art weit schlimmer abgelaufen sein mussten. Kein Blut bildete Lachen auf dem Untergrund, keine abgetrennten Gliedmaßen übersäten die Erde, kein Schluchzen vermischte sich mit dem Todesstöhnen Sterbender. Die schlimmste Verletzung war ein verstauchter Fußknöchel.

Michelle wurde hellwach, als sie sah, wie Eddie und seine buntscheckige Schar aus dem Wald gesprengt kamen, wobei sie das berühmte Rebellen-Feldgeschrei ausstießen. Ihre Nordstaaten-Gegenspieler feuerten ihnen einen »Geschosshagel« entgegen, sodass die Hälfte »tot« oder »sterbend« in den Staub stürzte. Eddie fiel dem Abwehrfeuer nicht zum Opfer; er und ein Dutzend Gefährten setzten die Attacke fort. An der feindlichen Schanze sprang Eddie zwischen die Faschinen und geriet in ein wildes Handgemenge mit drei Unionssold-

aten, von denen er vor den Augen Michelles, die wie gebannt alles mit verfolgte, zwei bezwang. Er stemmte wahrhaftig einen Gegner empor und schleuderte ihn in ein Gesträuch. Während rundum seine Kameraden »niedergemacht« wurden, zog Eddie den Säbel und kreuzte die Klinge mit einem Hauptmann der Union, den er schließlich »erstach«.

Immerhin bot sich ein so realistisches Schauspiel, dass Michelle unwillkürlich der Atem stockte, als Eddie sich nach dem nächsten Gegner umblickte und plötzlich aus einer Muskete einen »Treffer« in den Leib erhielt. Als Eddie zusammenbrach, verspürte Michelle das beinahe unbezähmbare Verlangen, die Waffe herauszureißen und den Mann zu erschießen, der Eddie soeben »getötet« hatte.

Sie drehte den Kopf und sah, dass Bailey sie betrachtete. »Ich weiß, wie Ihnen zumute ist. Als ich ihn zum ersten Mal ›fallen‹ sah, hatte ich das gleiche Gefühl.«

Eine Zeit lang rührte sich keiner der Männer, sodass Michelles Nervosität wuchs. Endlich setzte Eddie sich auf, sagte etwas zu dem »Ge-fallenen« neben ihm, erhob sich und kam zu Michelle und Bailey, die ihn erleichtert begrüßten.

Eddie nahm den Hut ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Das war toll, Eddie«, sagte Michelle.

»Ach was, Ma'am. Sie hätten mich bei Gettysburg oder Antietam sehen sollen. Da war ich wirklich in Form.«

Du hast auch heute ziemlich gut ausgesehen, dachte Michelle, rief sich aber sofort zur Ordnung, als ihr Kings Hinweis einfiel: Eddie war verheiratet. Und er blieb es, auch wenn seine Frau sich anscheinend nicht um ihn kümmerte.

»Woher weiß man, wer ›fällt‹ und wer nicht?«, fragte Michelle.

»Im Wesentlichen wird vorher alles festgelegt. Meistens finden Reenactments von Freitag bis Sonntag statt. Freitags kommen die Leute zusammen, und die Generale machen die Runde und erklären ihnen, was passieren soll, wer wo zu sein hat, wer ›stirbt‹ und wer nicht. Vieles hängt davon ab, wer erscheint und was er mitbringt – Pferde, Geschütze und dergleichen. Hier«, er zeigte in die Runde, »ist die Mehrzahl der Teilnehmer erfahren, also musste kaum jemand eingewiesen werden. Und die Gefechte werden zum größten Teil im Voraus choreographiert, aber es bleibt ein gewisser Spielraum zum Improvisieren. Haben Sie den Burschen gesehen, den ich gepackt und ins Gesträuch geworfen habe? Das war eine kleine Retourkutsche. Während der letzten Schlacht hat der kleine Scheißer mir mit dem Degenriff eins auf den Schädel verpasst. ›Ein Unfall‹, hat er behauptet. Eine Woche lang hatte ich eine Beule an der Birne. Darum hab ich ihn mir heute ›rein zufällig‹ geschnappt und in den Dornbusch geworfen.«

Michelle richtete den Blick auf das Schlachtfeld und sah dort noch zahlreiche »Tote« liegen. »Gibt es eine Regel, die bestimmt, wie lange man da liegen muss?«

»Ja, aber sie ist dehnbar. Manches Mal erfährt man vorher von den Generalen, dass man bis zum Ende der Schlacht liegen bleiben muss. Oder es kommen Sanis mit Tragen und holen einen vom Schlachtfeld. Heute wird gefilmt, deshalb ist die Sache ein wenig heikel, aber nachdem ich ›gefallen‹ war, wurde die Kamera auf einen anderen Abschnitt gerichtet. Also habe ich ein bisschen gepfuscht und mich fortgeschlichen.« Sein Gesicht zeigte ein schüchternes Grinsen. »Hier gibt's ja Netteres zu sehen.«

»Im Vergleich zu Leichen?«, fragte Michelle und lächelte ihrerseits. »Ich weiß nicht, ob ich das als Kompliment auffassen soll.«

Später konnte man Eddie nochmals im Sattel sehen. Er und seine Männer unternahmen einen Erkundungsvorstoß gegen die Frontlinie der Union. Die Reiter preschten vorüber, galoppierten Anhöhen hinauf und hinunter und setzten in weitem Sprung über Hindernisse hinweg.

Michelle wandte sich an Bailey. »Wo hat er so gut reiten gelernt?«

»Sie wären überrascht, wenn Sie wüssten, was der Mann alles draufhat. Haben Sie schon welche von seinen Gemälden gesehen?«

»Nein, würde ich aber gern.«

Einige Zeit später ritt Eddie heran und warf Michelle seinen mit einem Federbusch geschmückten Hut zu.

»Wofür ist denn das?«, rief sie, indem sie den Hut fing.

»Ich bin nicht ›gefallen‹«, rief er zurück. »Offenbar bringen Sie mir tatsächlich Glück.« Dann sprengte er erneut davon.

Es folgte eine Damen-Modeshow mitsamt Teeparty. Anschließend gab es Unterricht in Tänzen der Bürgerkriegsära. Eddie suchte sich als Partnerin Michelle und brachte ihr die komplizierte Schrittfolge mehrerer Tänze bei. Zum Abschluss des Tages gab es einen Tanzball, der eigentlich auf Reenactment-Teilnehmer beschränkt sein sollte, doch Eddie hatte bei einem der Händler ein Kleid aus der Bürgerkriegszeit erworben und reichte es Michelle.

Verdutzt schaute sie ihn an. »Was soll ich damit?«

»Nun, wenn wir auf dem Ball tanzen wollen, müssen Sie einen passenden Fummel tragen. Kommen Sie, Sie können sich in meinem Bus umziehen. Ich stehe Wache, damit Ihr Ruf unbescholten bleibt.«

Eddie hatte zudem für Chip Bailey einen geeigneten Anzug besorgt, doch der FBI-Agent erklärte, sich verabschieden zu müssen.

»Dann fahren Sie mit mir«, sagte Eddie. »Für den zweiten Tag der Schlacht kann ich sowieso nicht bleiben. Heute Abend fahre ich eben-

falls.« Ihm entging nicht, dass Michelle sich bei dieser Aussicht ein wenig unbehaglich fühlte. »Ich verspreche Ihnen«, fügte er daher hinzu, »mich wie ein Gentleman zu verhalten. Außerdem haben wir ja im Anhänger Jonas als Anstandsdame dabei.«

Die beiden folgenden Stunden verbrachten er und Michelle mit Tanzen, Essen und Trinken.

Zuletzt musste Eddie sich setzen. Seine breite Brust wogte; Michelle hingegen war noch lange nicht außer Atem.

»Heiliger Strohsack, Mädchen, Sie haben Kondition, das muss ich Ihnen lassen.«

»Tja, ich habe heute auch nicht im Krieg gekämpft.«

»Ich fühle mich total zerschlagen, und mein Rücken bringt mich noch um. Ich reite schon zu lange und rackere mich mit diesen Kriegsspielen ab. Sind Sie mit dem heutigen Tag zufrieden?«

»O ja.«

Ehe sie aufbrachen, knipste Eddie von Michelle in ihrem Ballkleid ein Polaroidfoto. »Wahrscheinlich sehe ich Sie nie wieder in diesem Aufzug«, sagte er. »Deshalb ist es besser, ich halte es für die Nachwelt fest.«

Bevor sie die Rückfahrt antraten, legte Michelle wieder die Alltagskleidung an. Unterwegs unterhielten sie sich zunächst über die Schlacht im Besonderen und Reenactment-Veranstaltungen im Allgemeinen, dann über Michelles Herkunft und Familie.

»Sie hatten also mehrere Brüder?«, fragte Eddie.

»Zu viele, dachte ich gelegentlich. Ich bin die Jüngste, und mein Vater hat früher von mir geschwärmt, auch wenn er es nie zugeben würde. Er und meine Brüder sind allesamt Polizisten. Als ich beschloss, ebenfalls diesen Beruf zu ergreifen, war er nicht sonderlich erfreut. Er hat den Frosch noch immer nicht ganz geschluckt.«

»Ich hatte auch mal einen Bruder«, sagte Eddie halblaut. »Er hieß Bobby. Wir waren Zwillinge.«

»Ich weiß, ich habe davon gehört. Wirklich traurig.«

»Ein prächtiges Kerlchen war er. Total nett, hat alles für einen getan. Bloß hatte er zuletzt nicht mehr alle auf dem Ladestreifen. Ich hatte ihn gern, das können Sie mir glauben. Ich vermisse ihn noch heute schmerzlich.«

»Ihre Familie hat bestimmt sehr darunter gelitten.«

»Ja«, bestätigte Eddie, »das kann man wohl sagen.«

»Und mir scheint, dass Sie und Savannah nicht viel gemeinsam haben...«

»Sie ist auf ihre Weise auch ein gutes Mädchen, und sie hat schwer was auf dem Kasten, aber irgendwie weiß sie nichts mit sich anzufangen. Aber ich kann ihr keinen Vorwurf machen – sehen Sie mich an.«

»Ich glaube, Sie haben das Leben im Griff.«

Eddie schaute Michelle von der Seite an. »Von einer Frau, die Olympionikin und Secret-Service-Agentin war und heute erfolgreiche Privatdetektivin, ist das ein großes Lob. Gefällt Ihnen die Zusammenarbeit mit Sean?«

»Sehr. Ich könnte mir keinen besseren Geschäftspartner und Mentor wünschen.«

»Klar, er ist ein gewiefter Kerl. Aber er kann von Glück reden, Sie zu haben.« Verlegen blickte Michelle zum Seitenfenster hinaus. »Nicht dass Sie mich für zudringlich halten, Michelle. Aber Sie arbeiten offensichtlich ausgezeichnet zusammen. Es muss schön sein, unter solchen Voraussetzungen tätig sein zu dürfen. Vermutlich bin ich bloß neidisch.«

Michelle sah ihn an. »Wenn Sie unzufrieden sind, können Sie etwas ändern, Eddie.«

»In mancher Hinsicht bin ich unzufrieden«, sagte er. »Aber ich bezweifle, dass ich je den Mut aufbringe, etwas Entscheidendes zu ändern. Es geht nicht allein um Dorothea. Sie lebt ihr Leben, ich lebe meins. Viele Ehen sind so, und ich komme damit zurecht. Aber ich muss auch an meine Mutter denken. Stellen Sie sich vor, ich würde fortziehen. Was soll dann aus ihr werden?«

»Auf mich macht sie den Eindruck, selbst auf sich aufpassen zu können.«

»Da könnten Sie eine Überraschung erleben, vor allem zurzeit, da jeder mit dem Finger auf sie zeigt.«

»Sean und ich wollen uns noch mal mit ihr zusammensetzen und die ganze Angelegenheit durchsprechen. Offenkundig ist es ihr ja gelungen, Lulu für sich einzunehmen. Wenn Lulu jetzt davon überzeugt ist, dass sie mit Juniors Tod nichts zu tun hat, werden es mit der Zeit auch die anderen glauben.«

»Das Problem umfasst nicht nur Juniors Tod, sondern auch den Tod meines Vaters. Es ist kein Geheimnis, dass es in ihrer Ehe bisweilen hoch herging, deshalb glauben manche Leute, sie hätte ihn abgemurkst. Ich bin mir nicht sicher, ob sie damit leben kann.«

»Sie könnten ja mal versuchen, von ihr zu erfahren, was aus ihrem Wandschrank entwendet wurde, bevor wir mit ihr reden.«

Eddie setzte eine ratlose Miene auf. »Ich dachte, es waren ihr Ehering, Bargeld und so was.«

»Nein, es muss mehr gewesen sein. Irgendetwas war dabei, das sie so dringend zurückhaben wollte, dass sie Junior für die Herausgabe eine ganze Stange Geld bot.«

Eddies Fäuste packten das Lenkrad fester. »Verdammt, was kann das sein?«

»Ich hoffe, Sie finden es heraus. Wenn sie es überhaupt jemandem verrät, dann vermutlich Ihnen.«

»Ich versuch's, Michelle. Ich werde mir alle Mühe geben.«

Eddie fuhr Michelle heim und begleitete sie zur Haustür.

»Wenn Sie bei meiner Mutter sind und mit ihr reden, schauen Sie doch anschließend bei mir rein, dann zeig ich Ihnen und Sean ein paar meiner Bilder.«

»Gern, Eddie. Und vielen Dank für den wundervollen Abend.«

Er machte eine tiefe Verbeugung. Als er sich aufrichtete, reichte er ihr den mit einem Federbusch verzierten Hut. »Für Sie, Milady«, sagte er. »So schön war es in den letzten zwanzig Jahren nicht mehr.«

Für einen langen Moment standen beide verlegen da; dann streckte Eddie die Hand aus, und Michelle ergriff sie. »Gute Nacht«, sagte er.

»Gute Nacht, Eddie.«

Als er abfuhr – hinter dem Kleinbus den Pferdeanhänger –, schaute Michelle ihm nach und drehte den Kavalleristen-Hut in den Händen.

Bisher hatte sie nur selten an eine langfristige Beziehung zu einem Mann gedacht. Erst hatte sie das Ziel gehabt, Olympionikin zu werden, dann Polizistin; im darauf folgenden Jahrzehnt hatte sie sich durch die Härten des Daseins einer Secret-Service-Agentin geackert. Damit hatte sie sich *ihre* Erwartungen, *ihre* Karriereziele erfüllt, hatte die Herausforderungen entschlossen in Angriff genommen und gemeistert. Doch jetzt, da sie zweiunddreißig war, sich in einer kleinen Ortschaft niedergelassen und eine neue Laufbahn begonnen hatte, beschlichen sie Gedanken daran, sich außer der Arbeit, dem beharrlichen Überwinden der Hürden ihrer dritten Karriere, noch anderen Lebenszielen zu widmen. Mutter zu werden, hatte sie sich noch nie konkret gewünscht – allerdings wusste sie keinen Grund, weshalb sie

keine gute Mutter werden sollte –, aber sie konnte sich durchaus vorstellen, Ehefrau zu sein.

Sie starrte in die von Eddies Fahrzeug aufgewirbelte Staubwolke.

Abermals hatte sie Seans Mahnung in den Ohren. Eddie *war* verheiratet, wenn auch unglücklich. Also musste sie einen Schlusstrich ziehen.

Sie ging ins Haus und verbrachte die nächste Stunde damit, ihren Sandsack durchzuprügeln.

K A P I T E L 5 4

Während Michelle die Reenactment-Veranstaltung besuchte, erhielt King auf seinem Hausboot einen Anruf von Sylvia Diaz.

»Wir haben dich auf dem Begräbnis und der Trauerfeier vermisst«, sagte er.

»Ach, ich kenne die Battles nicht näher, und zu der Trauerfeier war ich nicht eingeladen. Mich da aufzudrängen wäre bestimmt keine gute Idee gewesen.«

»Du hast einige interessante Entwicklungen verpasst.« King erzählt ihr von der Aussöhnung zwischen Remmy und Lulu Oxley, verschwieg aber, dass er an Juniors Grab Sally Wainwright gesehen hatte. Je weniger Leute derzeit davon wussten, umso besser.

»Ich muss mit dir reden«, sagte Sylvia. »Hast du heute Zeit, mit mir essen zu gehen?«

»Du hörst dich ziemlich gestresst an. Stimmt was nicht?«

»Ich glaube, hier stimmt eine ganze Menge nicht, Sean.«

Am Abend fuhr King zu einem Restaurant am Ortsrand von Charlottesville. Sylvia hatte sich nicht in Wrightsburg mit ihm treffen wollen. Die rätselhafte Antwort auf seine Frage hatte beträchtliche Neugier bei ihm hervorgerufen. Als sie im hinteren Teil des Lokals an einem ruhigen Tisch saßen, verlor er keine Zeit. »Also, was ist vorgefallen?«

Sylvia enthüllte ihm ihre Entdeckung, dass Kyle Montgomery verschreibungspflichtige Medikamente stahl und dass sie ihn im *Aphrodisia* mit einer mysteriösen Frau gesehen hatte.

Verwundert lehnte King sich zurück. »Ihre Stimme hast du nicht erkannt?«

»Nein, durch die Tür klang sie zu dumpf. Kyle wusste offenbar ebenso wenig, mit wem er sich da abgab. Und sie war bewaffnet, daher wollte ich mein Glück nicht durch Aberwitzigkeit auf die Probe stellen.«

»Da hast du dich vollkommen richtig verhalten. Tausend Dollar für einen Tip, das dürfte den Kreis der Anwärter sehr eingrenzen.«

»Eine offenbar wohlhabende Frau, oder sie hat Zugriff auf Geld.«

»Ich dachte, in den Zimmern wohnen ausschließlich die Tänzerinnen.«

»Ich bin mir nicht sicher, dass es *keine* Tänzerin war«, antwortete Sylvia. »Nach dem, was ich belauschen konnte, hat sie ihm eine Art Striptease vorgeführt, aber als es dann nicht zum Geschlechtsverkehr kam, wurde er sauer. Ich erinnere mich deutlich, dass er zeterte, sie hätte ›mit dem nackten Arsch‹ vor ihm gewackelt und ihn trotzdem nicht ›rangelassen‹, irgend so was Vulgäres. Während der Arbeit habe ich ihn Gott sei Dank nie von dieser Seite kennen gelernt.«

»Von was für Medikamenten ist hier eigentlich die Rede?«

»Hauptsächlich sehr starke Schmerzmittel. Darunter sind welche, die bei unsachgemäßer Einnahme oder überhöhter Dosis gefährliche, manchmal lebensbedrohende Schockzustände auslösen können.«

»Und du hast die Frau wegfahren sehen?«

»Ich glaube, sie war es. Hundertprozentig sicher bin ich mir allerdings nicht. Falls sie es war, fuhr sie einen Mercedes mit Klappverdeck, ein älteres Modell, fast ein Oldie. Das Nummernschild konnte ich nicht erkennen, die Farbe auch nicht genau, aber sie war dunkel – grün oder dunkelblau. Wenn sie diesen Wagen gefahren hat, ist sie vermutlich keine Tänzerin, sonst wäre sie im Club geblieben.«

»Es müsste möglich sein, den Wagen ausfindig zu machen.«
»Was soll ich bezüglich Kyle Montgomery unternehmen?«
»Das ist ein Fall für die Polizei. Du hast Beweise und bist Augenzeugin.«

»Meinst du, ich sollte ihn zur Rede stellen?«
»Nein, es lässt sich nicht abschätzen, wie er darauf reagiert. Ich spreche morgen mit Todd und höre mir an, was er davon hält. Aber du solltest dich schon mal mit dem Gedanken vertraut machen, dass du einen neuen Mitarbeiter brauchst.«

Sylvia nickte. »Ich hätte es kommen sehen müssen. Kyle hat immer schon zu Unkorrektheiten geneigt. Kürzlich habe ich ihn ertappt, wie er in der Verwaltung unerlaubt am Computer saß, und er hat mir irgendwelchen Quatsch über die Aufstockung des Praxisbedarfs erzählt. Wahrscheinlich hat er vor meinen Augen die BTM-Bestandsliste frisiert.«

»Offenbar ist er ein begabter Lügner, und selbst wenn er augenscheinlich zu den Gaunern zählt, die keinen Hang zur Gewalttätigkeit haben, sind genau das die Typen, bei denen man auf der Hut sein muss. Ich befasse mich gleich morgen früh mit der Sache.«

Sylvia lächelte ihm zu. »Wie schön, dass sich zur Abwechslung mal jemand um mich kümmert.«

King erwiderte ihr Lächeln und blickte sich um. »Hier gibt's einen vorzüglichen Weinkeller. Hättest du was dagegen, wenn ich etwas Besonderes bestelle?«

»Wie gesagt, es ist schön, dass jemand sich mal um mich kümmert.«

»Wenn mein Gedächtnis nicht trügt, hat man einen 1982er Château Ducru-Beaucaillou auf Lager.«

»Ducru-Beaucaillou? Leider ist mein Französisch ein bisschen an-gestaubt.«

»Die Bezeichnung bedeutet ›schöner Kieselstein‹«, sagte King und sah ihr in die Augen. »Kommt mir genau passend vor.«

Die nächsten zwei Stunden verstrichen schnell, und die Unterhal-tung verlagerte sich von Kyle Montgomery zu eher persönlichen Din-gen.

»In diesem Restaurant haben George und ich jedes Jahr unseren Hochzeitstag gefeiert«, sagte Sylvia, während sie durchs Fenster den Vollmond betrachtete.

»Ein angenehmes Lokal für stille Feiern«, erwiderte King. »Ich war mit Michelle hier, als wir unsere Detektei gegründet haben.«

»Ich lag in der Klinik und war dermaßen mit Medikamenten abge-füllt, dass ich erst nach Tagen mitgekriegt habe, dass er ums Leben gekommen war.«

»Warum hattest du im Krankenhaus gelegen?«

»Dickdarmriss infolge Divertikulitis. George hatte die Operation selbst vorgenommen. Sobald er sich damit befasste, fiel sie gründ-licher aus. Außerdem hatte die Anästhesie Nachwirkungen, und mein Blutdruck war tief im Keller.«

»Es muss für einen Arzt eine schwere Belastung sein, die eigene Frau zu operieren.«

»Solche Eingriffe waren sein Fachgebiet. Ich glaube, er hat geahnt, dass der Fall komplizierter war, als die Untersuchungen zeigten, und er behielt Recht. George war weit und breit der tüchtigste Chirurg, hatte sogar überregionale Reputation. Ich war also in den besten Händen.« Sylvia tupfte sich mit der Serviette eine Träne fort.

King ergriff ihre Hand. »Ich kann mir vorstellen, dass dir das alles sehr wehgetan hat, Sylvia. Tut mir Leid, dass du das durchmachen musstest.«

Sie schöpfte tief Atem und wischte sich die Augen. »Man sollte meinen, irgendwann kommt man darüber hinweg. Ich sag mir immerzu, dass solche Ereignisse zum Leben gehören. Ich sag es mir jedes Mal, wenn ich die Autopsie eines Mordopfers vornehme. Der Tod, auch ein gewaltsamer Tod, ist Teil des Lebens. Würde ich diesen Standpunkt nicht einnehmen, könnte ich meinen Job wohl nicht erledigen.«

King hob ihr sein Glas entgegen. »Aber du erledigst ihn mit Bravour.«

»Danke. Es ist erfreulich, wenn jemand es zu schätzen versteht.« Sie musterte ihn scheu.

»Was ist?«, fragte King.

»Gerade habe ich mich gefragt, warum wir uns eigentlich nicht mehr treffen.«

»Ich habe das Gleiche gedacht.«

Sanft berührte sie seine Hand. »Vielleicht sollten wir das wieder ändern.«

»Vielleicht«, sagte King.

K A P I T E L 55

Kyle Montgomery war außer sich vor Wut. Er hatte pünktlich vor dem Motelzimmer gestanden und angeklopft, doch ihm war nicht geöffnet worden. Dreißig Minuten lang hatte er gewartet, dass die Unbekannte erschien, doch sie kam nicht. Dann hatte er noch einmal geklopft. Vielleicht war sie ja eingeschlafen. Möglicherweise hatten die Pillen sie betäubt. Er rüttelte am Türgriff. Das Zimmer war abgesperrt.

Er schaute sich auf dem Parkplatz um. Außer seinem Jeep standen dort nur zwei Fahrzeuge, jedoch weitab von diesem Flügel des Motels. Als er sich in den Jeep schwang, bog ein Wagen auf den Parkplatz ein und hielt. Montgomery sah einen großen fetten Mann und eine zierliche Frau aussteigen. Die Frau trug einen winzigen Minirock und hochhackige Schuhe, auf denen sie mühevoll daherstelte. Ohne dass sie ihn beachteten, gingen beide ins Motel. Wenigstens ein Stecher bekam heute, was er brauchte. Montgomery fuhr los.

Während der gesamten Heimfahrt sann er über verschiedene Möglichkeiten nach, das Weibsstück aufzuspüren und für diese neuerliche Unverschämtheit grausam zu bestrafen. Am meisten aber machte ihm der Fortfall der Fünftausend-Dollar-Zahlung zu schaffen.

Montgomery lenkte den Wagen auf den Parkplatz, knallte den Wagenschlag des Jeeps zu und eilte die Treppe hinauf. Inzwischen war es ein Uhr morgens durch, und außer versäumtem Schlaf hatte der Abend ihm nichts gebracht. Aber er wollte es diesem Miststück zeigen. Er hatte, wonach sie lechzte: Pillen. Damit konnte er das Blatt wenden. Er nahm sich vor, erneut das *Aphrodisia* aufzusuchen. Falls sie dort

arbeitete, musste herauszufinden sein, wer sie war; falls nicht, wollte er in dem gewohnten Zimmer Rechtfertigung von ihr fordern, danach Rückzug vorspiegeln und warten, bis sie den Club verließ. Anschließend konnte er ihr nach Hause folgen und Namen und Anschrift herausfinden. Mit diesen Informationen konnte er sie dann unter Druck setzen. Wenn sie tausend Mäuse für Pillen verschleuderte, die fünfzig wert waren, sollte es ihr nicht schwer fallen, ein bisschen Schweigegeld herauszurücken.

Als Montgomery die Wohnungstür aufschloss, hatte er den Plan im Wesentlichen ausgeheckt. Morgen wollte er sich an die Verwirklichung machen.

Er ging ins Schlafzimmer und betätigte den Lichtschalter, doch die verdamnte Glühbirne musste wieder mal kaputt sein. Da bemerkte er am Bett Bewegung. Sie war es! Sie erwartete ihn hier, in seiner eigenen Wohnung. Sie lag auf dem Bett und hatte nur eine Decke über sich gebreitet. Selbst im Dunkeln konnte er erkennen, dass sie sogar jetzt nicht auf Kopftuch und Sonnenbrille verzichtete.

»Verdammt, was tun Sie hier? Ich habe im Motel fast eine Stunde lang auf Sie gewartet!« Die Frage, woher sie seine Wohnung kannte, kam ihm gar nicht in den Sinn.

Zur Antwort setzte sie sich auf und ließ die Decke ein wenig von den Schultern rutschen, die sich als nackt erwiesen. Der Anblick brachte Montgomerys Blut in Wallung; sein Zorn verflog. Dann zog die Frau die Decke verführerisch bis weit auf die ebenfalls nackten Oberschenkel herunter. Mit einem Wink gab sie ihm zu verstehen, dass er zum Bett kommen sollte. Er spürte seine Erregung wachsen.

»Aber diesmal ohne Knarre, ja?«, gelang es ihm zu stammeln.

Sie nickte und deutete auf den Sekretär an der Wand. Montgomery ging hinüber und sah dort das Geld liegen.

Als er sich nach der Frau umblickte, stand sie plötzlich hinter ihm. Die Decke verhüllte kaum ihre Gestalt. Mit einer Handbewegung zeigte sie aufs Bett.

Die Decke fiel.

Sie hob die Hand, und Montgomery erstarrte. Was sie in der Faust hielt, ähnelte sehr einem Schießbeisen. Als sie feuerte, riss Montgomery die Unterarme hoch, als könnte er so die Kugel fern halten.

Zwei Druckluft-Pfeile, an viereinhalb Meter langen Drähten befestigt, jagten aus dem Taser und durchbohrten Montgomerys dünnes Hemd. Ein Fünfzigtausend-Volt-Schock fuhr in seinen Oberkörper, der auch einen 150 Kilo schweren Footballstürmer gefällt hätte und deshalb allemal ausreichte, um einen hühnerbrüstigen Leichenschauhaus-Angestellten niederzustrecken. Augenblicklich lähmte der Stromschlag das Zentralnervensystem. Montgomery kippte rücklings aufs Bett, wo Muskelkrämpfe ihn zur Fötalhaltung zusammenkrümmten.

Obwohl er damit für eine ganze Weile handlungsunfähig geworden war, sprang die Frau sofort zum Bett und entfernte die Pfeile. Sie schob den Taser in ihre Tasche, die auf dem Fußboden lag, zog ein Paar Handschuhe an und holte eine Spritze heraus.

Hilflos und voller Furcht musste Montgomery zuschauen, wie sie seinen verkrampften Arm zurechtbog, ein Gummiband straff um den Unterarm schlang, sodass die Venen deutlich hervortraten, eine gute Vene ertastete und den Inhalt der Spritze injizierte. Rasch nahm sie das Gummiband ab und legte es zusammen mit der Spritze auf das Nachttischchen.

Während Montgomery auf dem Bett von Zuckungen geschüttelt wurde, betrachtete ihn die Frau. Was sie ihm gespritzt hatte, tat rasch seine Wirkung. Die Konvulsionen wurden noch stärker, aber damit

gab die Frau sich nicht zufrieden. Sie packte das Kopfkissen, breitete es über Montgomerys Gesicht und drückte es nieder. Zwei Minuten später war alles vorbei. Sie warf das Kissen beiseite und musterte Montgomery ein letztes Mal, fühlte nach dem Puls und spürte nichts. Kyle Montgomery war tot.

Obgleich die Frau den Eindruck erweckt hatte, splitternackt zu sein, trug sie in Wahrheit Slip und BH. Nun zog sie ein Kleid aus der Tasche, streifte es rasch über und steckte das Geld in die Tasche zurück; dann durchsuchte sie Montgomerys Kleidung und fand den Brief, den sie ihm geschrieben hatte. Auch das Schreiben und die Decke, in die sie sich gewickelt hatte, stopfte sie in die Tasche. Nachdem sie sich vergewissert hatte, dass sie außer der Spritze und dem Gummiband nichts zurückließ, verschwand sie aus dem Haus.

Sie jagte in ihrem Auto davon und tröstete sich unterwegs mit dem Gedanken, dass sie jetzt ein Problem weniger hatte.

K A P I T E L 5 6

Am nächsten Morgen fuhren King und Michelle zu Remmy.

King setzte Michelle von seinem Gespräch mit Sylvia in Kenntnis. »Ich habe mich schon in aller Frühe mit Todd verständigt. Er knöpft sich Kyle noch heute vor.«

»Gibt es einen Verdacht, wer die geheimnisvolle Unbekannte sein könnte?«

»Es wird am einfachsten sein, den Club aufzusuchen und Erkundigungen einzuziehen. Wenn sie sich öfters dort aufhält oder dort arbeitet, muss ja irgendwer über sie Bescheid wissen.«

Michelle wiederum erzählte King von der Reenactment-Veranstaltung. »Ich fand es bemerkenswert. Hunderte von Leuten haben mitgewirkt, und ständig war was los. Natürlich war es ein Chaos, als beobachtete man eine richtige Schlacht. Eddie meint, dass Ausschnitte von den Filmen im Regionalfernsehen gezeigt werden.«

»Ich hab schon mal Berichte darüber gesehen. Der Bruder einer Bekannten hatte ein wahres Museum voller Andenken und Gegenstände aus dem Bürgerkrieg. Musketen. Uniformen, Degen, sogar Amputationswerkzeug.«

»Eddie hat sich großartig geschlagen. Der Mann besitzt erstaunliche Fähigkeiten. Trotzdem leidet er unter einem erheblichen Mangel an Selbstbewusstsein.«

»Tja, sein Vater war ein Vorbild, das sich kaum übertreffen lässt.«

»Sicher, aber es ist doch nicht so, dass Eddie im Leben nichts erreicht hätte. Und du hättest mal dabei sein sollen, wie gefühlvoll er über

seinen toten Zwillingenbruder geredet hat. Vielleicht ist er in mancher Hinsicht das außergewöhnlichste Familienmitglied der Battles.«

King sah sie an, forschte aufmerksam in ihrer Miene. »Er hat dich nach Hause gefahren, hast du gesagt? Ihr zwei wart allein?«

»Wirst du wohl mit diesen Verdächtigungen aufhören? Zwischen uns ist nichts passiert, und es wird auch nichts passieren.«

»Das beruhigt mich«, erwiderte King, »denn dass sich Dorothea – oder gar Remmy Battle, was Gott verhüten möge – auf uns einschießt, könnten wir jetzt am wenigsten gebrauchen.«

Am Haupteingang des Herrenhauses wurden beide von Eddie empfangen.

»Die ganze letzte Stunde habe ich sie zu überreden versucht, mir zu verraten, was in dem Geheimfach war«, sagte er, »aber ohne Erfolg.«

»Wenn sie es nicht einmal Ihnen anvertraut«, meinte King, »wird es uns wohl kaum gelingen, es aus ihr herauszuquetschen.«

»Vielleicht habe ich sie wenigstens ein bisschen weich geklopft. Sie sitzt hinten auf der Terrasse und erwartet Sie. Heißer Kaffee ist fertig. Mason hat ihn gerade serviert. Dazu gibt's Speckbrötli.«

Eddie begleitete King und Michelle zur Terrasse. Beim Erscheinen des Trios klappte Remmy etwas zu, das wie ein Tagebuch aussah, in das sie bis zu diesem Augenblick etwas geschrieben hatte. Das Tagebuch war ein altmodisches Ding mit Flanschverschluss und Schloss. Remmy steckte es in eine Tasche ihres Jäckchens.

Während King die Hausherrin begrüßte, winkte Eddie verstohlen Michelle zu sich. »Wenn Sie hier fertig sind, kommen Sie in mein Atelier«, flüsterte er. »Es liegt gleich hinter dem Kutschenhaus. Ich muss Ihnen unbedingt etwas zeigen.«

Er ging davon, doch als Michelle sich umdrehte, sah sie Remmys scharfen Blick auf sich gerichtet.

»Ich habe gehört«, sagte Remmy bedächtig, »Sie hätten Eddie beim Soldatspielen zugeschaut.«

»Er legt sich dabei kräftig ins Zeug«, gab Michelle zur Antwort. »Ich wusste gar nicht, dass er ein solches Interesse daran hat.«

»Eddie hat sich so sehr engagiert, weil sein Vater sich für diese Dinge interessierte. Ich glaube nicht, dass ihm selbst allzu viel daran liegt.«

»Für mich sah es aus, als wäre er mit ganzem Herzen bei der Sache.«

»Äußerliches kann trügen, nicht wahr?«

Für einen unbehaglich langen Moment maßen die beiden Frauen sich mit festen Blicken.

Schließlich griff King ein. »Sie sind eine wahre Wundertäterin, Remmy.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Dass Sie Lulu mit nichts als Worten von der Feindin zur Freundin gemacht haben.«

Remmy vollführte mit der Hand eine abschätzige Geste. »Ich habe einen Irrtum eingestanden. Machen Sie keinen großartigen Wohltätigkeitsakt daraus.«

»Wie sind Sie zu der Einsicht gelangt, sich geirrt zu haben?«, fragte Michelle, wobei sie nach Kaffee und Brötli griff.

Remmy hob die Tasse und trank ein Schlückchen, bevor sie antwortete. »Ich hatte Junior ein Angebot unterbreitet, das er eigentlich nicht abweisen konnte. Trotzdem hat er abgelehnt. Und dann wurde er ermordet. Man muss kein Genie sein, um auf den Gedanken zu kommen, dass hinter dem Vorfall mehr steckt, als ich ursprünglich angenommen habe.«

»Aber Junior könnte dennoch in den Fall verwickelt gewesen sein«, sagte King. »Vielleicht ist er sogar eben deswegen ermordet worden.«

Remmy heftete ihren strengen Blick auf ihn. »Haben Sie nicht erst vor kurzem noch alles darangesetzt, mich von seiner Unschuld zu überzeugen? Oder verwechsle ich Sie mit einem anderen Sean King?«

»Ich spiele lediglich den Advokaten des Teufels.«

»Ach ja, ich habe vergessen, dass Sie Anwalt sind. Sie erinnern mich daran, weshalb ich diese Brut nicht ausstehen kann.«

»Dann bin ich froh über meinen Rückzieher. Sie möchte ich nämlich nicht zum Feind haben.«

»Das wäre auch nicht ratsam«, sagte Remmy unverblümt.

»So wie ich die Sache sehe, sind Sie sehr darauf aus, außer den Juwelen und dem Bargeld noch anderes Eigentum zurückzuerhalten.«

»Eddie hat mich schon auszufragen versucht, Sean«, entgegnete Remmy. »Wenn ich ihm schon nichts sage, sag ich Ihnen ganz bestimmt nichts.«

»Ist es etwas so Heikles?«, fragte King. »So brisant, dass Sie noch mehr Morde riskieren?«

»Ich habe meine Gründe.«

»Ich hoffe, es sind verdammt gute Gründe. Allerdings bin ich der Auffassung, dass Sie sich nicht bloß selbstsüchtig, sondern auch kurzsichtig verhalten.«

»Ich bin es nicht gewohnt, dass jemand so zu mir spricht!«, gab Remmy schroff zurück.

»Leider neige ich in Mordfällen dazu, bei den Ermittlungen die Geduld zu verlieren«, erwiderte King mit Nachdruck.

»Was sich in meinem Schrank befand, kann mit den Morden nichts zu tun haben.«

»Ihr Gatte und Junior sind möglicherweise von ein und derselben Person umgebracht worden. Wenn es so ist, erkenne ich nur einen Zusammenhang, nämlich den Einbruch.«

»Das ist völlig ausgeschlossen«, widersprach Remmy stur.

»Wollen Sie die Beurteilung nicht lieber uns überlassen?«

»Nein«, sagte Remmy starrsinnig.

»Also gut, sprechen wir über den eigentlichen Grund unseres Besuchs. Eddie hat erwähnt, die Leute würden darüber tratschen, Sie hätten Bobby und Junior auf dem Gewissen. Er befürchtet, dadurch könnte Ihnen das Leben versaut werden.«

»Eddie redet zu viel. Ich dachte, ich hätte ihn gelehrt, dass Zurückhaltung und Gleichmut zwei der bedeutendsten Eigenschaften sind, durch die ein Mensch sich auszeichnen kann.«

»Sie sind aber nicht bedeutsamer als Liebe«, sagte Michelle. »Und er liebt Sie.«

»Das weiß ich«, erklärte Remmy unwirsch.

»Wenn er sich um Sie Sorgen macht«, hakte Michelle nach, »muss es doch einen Grund dafür geben.«

»Eddie macht sich zu viele Sorgen aus den verkehrten Gründen.«

»Remmy, wenn Sie kein Vertrauen zu uns haben, können wir Ihnen nicht helfen«, sagte King.

»Ich habe nie behauptet, dass ich Ihre Hilfe benötige.«

»Na schön. Wo waren Sie, als Junior ermordet wurde?«

»Niemand hat mir je mitgeteilt, wann der Mord verübt wurde.« King nannte ihr den zeitlichen Rahmen, und sie überlegte einen Moment. »Da war ich hier. Ich habe in meinem Zimmer gegessen und gelesen.«

»Kann jemand das bestätigen?«

»Ich kann es bezeugen.« An der Tür stand Mason. »Ich bin an dem Abend bis zweiundzwanzig Uhr im Haus gewesen. Bis dahin hatte Mrs Battle ihr Zimmer nicht verlassen.«

King musterte den Butler. »Danke, Mason.« Als Mason sich entfernte, sah er wieder Remmy an. »Wie gut es doch ist, einen so treuen, verlässlichen Helfer im Haus zu haben, nicht wahr? Eine letzte Frage: Warum steckte Ihr Ehering nicht an Ihrem Finger, sondern lag in dem Geheimfach?«

Remmy antwortete nicht sofort. King musterte sie abwartend. »Ein Ehering«, sagte Remmy endlich, »ist ein Symbol der Liebe und Hingabe.«

»Ja, sicher«, meinte King.

»Sie haben gesagt, das ist Ihre letzte Frage. Bestimmt finden Sie allein hinaus.«

»Sean«, wandte Michelle sich an ihn, sobald sie das Hauptgebäude verlassen hatten, »du weißt doch genau, dass Remmy Junior nicht ermordet hat.«

»Ja. Ich hatte gemerkt, dass Mason auf die Terrasse kam. Ich wollte von ihm hören, wo *er* zur Tatzeit gewesen ist.«

»Du bist ganz schön gerissen.«

»Umso gerissener, als er ausgesagt hat, Remmy hätte ihr Zimmer nicht verlassen.«

»Und das heißt?«

»Dass Mason für den Zeitpunkt der Ermordung Juniors kein Alibi hat.«

»Du hältst ihn für einen möglichen Verdächtigen?«

»Natürlich. Er ist älter, als Junior war, aber groß und kräftig. Er hätte es durchaus mit ihm aufnehmen können. Und sicher ist dir nicht entgangen, dass der Mörder kein Wort von sich gegeben hat. Er hat

ausschließlich sein Laser-Zielgerät benutzt, um uns seinen Willen zu vermitteln.«

»Du meinst, andernfalls hätten wir seine Stimme erkannt?«

»Haargenau. Und Mason hat uns belogen, was den Grund betraf, weshalb Remmy ihren Ehering nicht trug.«

»Apropos Ehering – unsere gleichmütige Mrs Battle hat sich ziemlich offenherzig geäußert. Keine Liebe, keine Hingabe, kein Ehering. Dennoch ist sie mit dem Mann verheiratet geblieben.«

»Bedauerlicherweise sind viele Ehen in diesem Zustand. Tja, inzwischen ist sie ihn ja los.«

Sie erreichten Kings Auto.

»Ich gehe noch rüber in Eddies Atelier«, sagte Michelle.

»Und ich suche Sally. Mal sehen, ob sie mitteilssamer ist als ihre Di-
enstherrin. Wenn ich mit ihr gesprochen habe, hole ich dich bei Eddie
ab.«

»Was für Auskünfte erwartest du eigentlich von Sally?«

»Ich hab's satt, wie in diesem Fall sämtliche Beteiligten mauern«,
sagte King mit aufkeimendem Zorn. »Sie soll mir bloß eine *verdammt*
gute Erklärung nennen, warum sie an Juniors Grab gebetet hat.«

»Sean, weißt du eigentlich, wie aufregend sexy du wirkst, wenn du
wütend bist?«

»Du kannst mir viel erzählen.« King schlug die Richtung zu den
Stallungen ein.

K A P I T E L 57

Auf dem Weg zu den Ställen sah King, dass sich ihm eine Reiterin näherte. Allerdings war es nicht Sally, sondern Savannah, die auf einem großen Wallach mit zwei weißfleckigen Vorderbeinen saß.

Savannah zügelte das Pferd und saß ab. Sie trug Jeans, Reitstiefel und eine Kordjacke.

»Ein schöner Tag zum Ausreiten«, stellte King fest.

»Ich kann dir ein Pferd satteln.«

»Ich bin seit langem nicht mehr geritten.«

»Ach, hör auf. Mit dem Reiten ist es doch wie mit dem Radfahren.«

King wies auf sein Sakko und die lange Stoffhose. »Dummerweise bin ich unpassend gekleidet. Wie wär's ein andermal?«

»Na klar«, antwortete Savannah, obwohl sie sichtlich bezweifelte, dass er auf das Angebot zurückkommen würde.

»Ich schwatze nicht nur so daher, Savannah. Es ist mir ernst.«

»Fein. Willst du zu meiner Mutter?«

»Ich war schon bei ihr. Leider war es ein kurzes Gespräch.«

Savannah konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. »Und das wundert dich?«

»Nein, aber ich bin wohl ein unverbesserlicher Optimist.« Er schaute sich um. »Hast du Sally gesehen?«

»Sie ist drüben in der Stallung«, antwortete Savannah und zeigte über Kings linke Schulter hinweg. »Warum?«

»Ich habe mich bloß gefragt, wo sie steckt.«

Argwöhnisch betrachtete Savannah ihn; dann zuckte sie mit den Schultern. »Vielen Dank, dass du dich nach der Bestattung ein wenig mit mir zusammengesetzt hast.«

»War mir ein Vergnügen. Ich weiß, wie schwer das alles für dich gewesen ist.«

»Wahrscheinlich wird es noch schwieriger. Der FBI-Agent war wieder hier.«

»Chip Bailey? Was wollte er?«

»Natürlich erfahren, wo ich war, als Vater ermordet wurde.«

»Das ist bloß eine Standardfrage. Was hast du ihm gesagt?«

»Dass ich daheim war, in meinem Zimmer. Gesehen hat mich niemand, soviel ich weiß. Ich bin wohl eingeschlafen. Jedenfalls habe ich nicht gehört, dass meine Mutter hereingekommen wäre. Erst nach ihrer Rückkehr aus der Klinik wurde ich über Vaters Tod informiert.«

»Es erstaunt mich, dass sie dich nicht mitgenommen hat, nachdem die Klinik angerufen hatte.«

»Mein Schlafzimmer ist im zweiten Stock – im Verhältnis zu ihrem Zimmer praktisch am anderen Ende des Gebäudes. Und ich gehe oft abends aus und komme erst spät heim. Sie wird angenommen haben, ich sei fort, und hat sich die Suche erspart.«

»Du solltest dir nicht so viele Nächte um die Ohren hauen. Das ist schlecht für den Teint.«

»Macht nichts, solange ich noch den Schwung dazu habe. Schlapp und langweilig kann ich noch viele Jahre lang sein.«

»Ich bezweifle sehr, dass dich irgendwer jemals für schlapp halten wird. Hast du für die Zukunft denn schon irgendwelche Entscheidungen getroffen?«

»Mir liegt ein Stellenangebot einer großen Ölfirma vor, als Außentechnikerin tätig zu werden. Allerdings müsste ich nach Übersee. Ich denke noch darüber nach.«

»Auf alle Fälle wärest du die schönste Außentechnikerin, die man je gesehen hat.«

»Wenn du weiter so redest, komme ich noch auf den Verdacht, dass du ein Auge auf mich geworfen hast.«

»Ich bezweifle, dass ich dir gewachsen bin.«

»Vielleicht würdest du eine Überraschung erleben, Sean.«

Während Savannah ihres Weges ritt, folgten ihr Kings Blicke. Zeitweilig hatte er ihr besonderes Talent vergessen: Chemie. Und sie hatte – wie viele andere Beteiligte dieses bizarren Falls – kein Alibi für den Zeitpunkt, als man ihren Vater ermordet hatte. Und doch betraf dieser Fall nur einen Mord und einen Mörder. Was trieb der andere Täter zurzeit? Arbeitete er darauf hin, die Liste seiner Opfer zu verlängern?

King traf Sally im Stallgebäude an, wo sie gerade Mist aus den Boxen schaufelte.

Sie stützte sich auf den Stiel und wischte sich die schweißnasse Stirn.

»Wie ich gesehen habe«, sagte King, »reitet Savannah wieder.«

Sally senkte den Blick auf die Schaufel. »Ich habe nie erlebt, dass sie sich um diesen Teil der Pferdehaltung gekümmert hätte.«

King beschloss, unumwunden zur Sache zu kommen. »Ich habe dich am Grab beobachtet.«

»Mr Battle hatte einen großen Bekanntenkreis. Es waren massenhaft Leute da.«

»Nein, ich meine Junior Deavers Grab.«

Sally erstarrte. »Junior Deavers Grab?«, wiederholte sie.

»Wenn du keine eineiige Zwillingsschwester hast, hast du an seinem Grab gebetet.« Sally schaufelte weiter, während King sie musterte. »Du kannst es mir oder dem FBI erklären, es liegt ganz bei dir.«

»Ich habe keinen blassen Schimmer, wovon du redest, Sean. Weshalb sollte ich an Junior Deavers Grab beten? Ich habe dir doch erzählt, dass ich den Mann kaum kannte.«

»Darum frage ich dich ja ein zweites Mal, denn offenbar hast du ihn *doch* gekannt.«

»Du irrst dich.«

»Bist du sicher?«

»Ich habe heute noch einen Berg Arbeit vor mir.«

»Na gut, es ist deine Sache. Kennst du einen guten Anwalt?«

Sally stellte das Schaufeln wieder ein und sah King furchtsam an. »Wozu brauche ich einen Anwalt? Ich habe nichts Unrechtes getan.«

King nahm ihr die Schaufel aus der Hand und stellte sie zur Seite. Dann rückte er dicht an Sally heran und drängte sie gegen den Schlag einer Pferdebox. »Lass mich die Sache ganz klar ausdrücken: Wenn du wissentlich Informationen über Junior Deavers Tod oder den Einbruch verschweigst und nicht den Behörden meldest, begehst du ein Verbrechen, auf das Gefängnis steht. Und sobald du angeklagt wirst, brauchst du einen Rechtsanwalt. Falls du keinen Anwalt kennst, kann ich dir ein paar fähige Leute empfehlen.«

Sally schien jeden Moment in Tränen auszubrechen.

»Ich weiß nichts, Sean«, jammerte sie.

»Dann hast du auch keinen Grund zur Besorgnis. Aber wenn du mich anlügst, könntest du im Knast enden.« King reichte ihr die Schaufel zurück. »Da gibt's zwar keine Pferde, aber auch viel Dreck, allerdings von der menschlichen Sorte.« Er zückte ein Kärtchen und

steckte es Sally unter das Schweißband des Hutes. »Solltest du einsehen, dass ich Recht habe, wenn du darüber nachgedacht hast, ruf mich an. Ich kann dir helfen.«

Als er sich abwandte, nahm Sally das Kärtchen zur Hand und warf einen Blick darauf. Ihre Miene spiegelte Ratlosigkeit.

K A P I T E L 5 8

Eddies Atelier befand sich hinter dem Kutschenhaus in einer zweistöckigen, umgebauten Scheune. »Eddie?«, rief Michelle, als sie das Gebäude durch eine Seitentür betrat.

Das Innere der Scheune war offenkundig sehr verändert worden. Im Obergeschoss gab es Fenster und ein Oberlicht, da ein Künstler für seine Arbeit Licht brauchte; ordentlich aufgereiht standen Werkbänke, Staffeleien, Eimer voller Pinsel und anderes Werkzeug bereit. An den Wänden hingen große und kleine Gemälde in unterschiedlichen Phasen der Vollendung. Die Luft roch nach Farbe und Terpentin. Stufen führten hinauf zu einem Treppenabsatz, wo sich hinter einer Tür ein kleines, fensterloses Zimmer verbarg.

»Eddie?«, rief Michelle noch einmal, während sie sich einige Bilder genauer anschaute. Die Porträts und Landschaften waren mit außerordentlicher Detailtreue gemalt worden, darunter die nahezu fertige Darstellung einer Bürgerkriegsschlacht, die nach Michelles Auffassung – obwohl sie zugeben musste, für Malerei kein geschultes Auge zu haben – in einem Museum hängen müsste.

An einer Wand waren eine Anzahl mit beschrifteten Schildchen versehene Gegenstände angebracht, offensichtlich eine im Zusammenhang mit Eddies Reenactment-Hobby angelegte Sammlung von Bürgerkriegsandenken.

Michelle drehte sich um, als sie Schritte die Treppe herunterpoltern hörte. Eddie trug eine mit blauer Farbe beschmierte Malerschürze und

hatte auf reizende Weise zerzaustes Haar. Unter dem Arm trug er eine kleine, in ein Tuch gewickelte Leinwand, wie es schien.

»Ich habe gerade etwas fertig gestellt«, sagte er.

Michelle zeigte auf die Gemälde. »Ich bin keine Expertin, aber ein so hohes Niveau Ihrer Arbeiten hätte ich nicht erwartet.«

Eddie winkte ab, doch sein Lächeln verriet, wie sehr die Bemerkung ihn freute. »Technisch gesehen bin ich auf der Höhe, glaube ich. Aber die wirklich bedeutenden Künstler haben etwas, das mir fehlt. Ich bezweifle, dass ich es näher bezeichnen könnte. Aber das macht nichts. Ich bin mit dem zufrieden, was ich kann, und meine Kunden ebenfalls.« Er stellte das verhüllte Bild, das er bei sich hatte, auf eine Staffelei, deckte es aber nicht auf. »Haben Sie bei Mutter Erfolg gehabt?«

»Wenn Ihre Mutter etwas nicht will, will sie es nicht. Dann könnte man ebenso gut versuchen, einen Berg zu versetzen. Aber wir bleiben dran. Was ist das für ein Bild?«

Eddie hatte sich ihr mit breitem Lächeln zugewandt. »Schließen Sie die Augen.«

»Was?«

»Machen Sie einfach die Augen zu.« Michelle zögerte, tat dann aber wie geheißen. »So, nun öffnen Sie sie wieder.«

Als Michelle die Augen aufschlug, erblickte sie auf der Leinwand eine Version ihrer selbst, die das Ballkleid der Reenactment-Veranstaltung trug. Sie trat näher und betrachtete das Bild genauer, ehe sie sich erstaunt wieder Eddie zuwandte.

»Deshalb wollte ich das Polaroidfoto haben«, erklärte er.

»Ein schönes Bild. Wie haben Sie es so schnell fertig stellen können?«

»Ich habe die ganze Nacht durchgearbeitet. Mit der richtigen Motivation kann man alles schaffen. Aber eigentlich wird es Ihnen nicht gerecht, Michelle, wirklich nicht.« Er hüllte das Bild in braunes Packpapier und umwickelte es mit Kreppband. »Sie dürfen es mitnehmen.«

»Warum haben Sie mich gemalt?«

»Sie haben mir einen vollen Tag lang beim Soldatspielen zugeschaut, also dachte ich mir, zum Dank sollte ich Sie wenigstens malen.«

»Das Zuschauen hat mir Spaß gemacht, es war keine Zumutung.«

»Dennoch weiß ich Ihr Interesse zu würdigen.«

Michelle legte die Hand auf das eingepackte Gemälde. »Und ich weiß Ihre Dankesgeste zu schätzen.«

Sie umarmte ihn, und es überraschte sie, wie fest er sie in die Arme nahm und wie viel Kraft er hatte. Für einen langen Augenblick hielten sie einander umschlungen. Er roch nach Farbe, Schweiß und etwas anderem, ausgesprochen Männlichem. Zärtlich strich Michelles Hand über die harte Muskulatur seines Rückens und der Schultern. Obwohl sie es ungern tat, löste sie sich schließlich mit gesenktem Blick aus seinen Armen.

Er schob ihr die Hand unters Kinn und hob es an. »Hören Sie, es ist wahrscheinlich alles ein bisschen peinlich für Sie. Ich werfe mich Ihnen keinesfalls an den Hals. Sie haben morgen, wenn Sie aufwachen, kein neues Auto in der Einfahrt stehen. Aber...«

»Eddie...«, setzte Michelle zu einem Einspruch an, doch er hob die Hand.

»Aber es ist einfach nett, wollte ich sagen, mit jemandem befreundet zu sein.«

»Ich dachte, Sie wären mit vielen Menschen befreundet, Frauen wie Männern.«

»Ich bin eher ein Sonderling. Ich male und beteilige mich an Schaukämpfen.«

»Und beides können Sie außergewöhnlich gut«, sagte Michelle.

»Ja, das ist wahr«, sagte eine dritte Stimme. King kam herein. Eddie und Michelle blickten ihm entgegen. »Hallo, Eddie«, sagte King.

Die beiden Männer schüttelten sich die Hand, während Michelle beklommen zusah.

Kings Blick schweifte über die Kunstwerke an den Wänden. »Sie haben wirklich ein scharfes Auge fürs Detail.«

»Hat meine Mutter Sie dafür bezahlt, dass Sie das sagen?«

King betrachtete die Bürgerkriegsandenken. »Eine bemerkenswerte Sammlung.«

»Eines meiner wenigen Hobbys.« Eddie lächelte Michelle an. »Wissen Sie was, Sean? Wir müssen Sie unbedingt fürs Reenactment gewinnen. Ich kann Sie mir gut vorstellen, wie Sie auf einem kräftigen Hengst auf eine Artilleriestellung der Union zusprengen, inmitten von Mückenschwärmen übernachten und Kommissbrot futtern, bis Ihnen die Schwarte kracht.«

King sah Michelle an und schmunzelte. »Eher stürzt der Himmel ein«, sagte er und wiederholte damit Michelles Antwort auf Lulus Angebot, an der Stange zu tanzen.

Eddie wollte etwas entgegenen, als Kings Handy klingelte. Er meldete sich, lauschte und trennte dann mit betroffener Miene die Verbindung.

»Das war Sylvia. Kyle Montgomery wurde tot aufgefunden.«

»Was?«, entfuhr es Michelle.

»Wer ist Kyle Montgomery?«, fragte Eddie verwirrt.

»Ein Mitarbeiter von Sylvia Diaz«, erklärte Michelle. »Hat man ihn ermordet?«

»Sylvia sagt, es sieht nach einer Drogen-Überdosis aus, aber gänzlich überzeugt ist sie nicht. Sie möchte, dass wir uns in Montgomerys Wohnung mit ihr treffen. Todd ist auch dort.«

King und Michelle eilten hinaus. »Eddie«, rief Michelle über die Schulter, »ich rufe Sie an. Danke.«

Eddies Blick fiel auf das verpackte Porträt, während das Paar ins Freie lief. »Aber Sie haben Ihr Bild vergessen...« Doch die beiden befanden sich schon außer Hörweite. Enttäuscht zuckte Eddie mit den Schultern und brachte das Gemälde ins Obergeschoss.

K A P I T E L 59

Als sie Kyle Montgomerys Wohnung erreichten, hatte die Spurensicherung ihre Arbeit soeben aufgenommen. Der Tote lag noch auf dem Bett; der Blick aus seinen leeren Augen war starr an die Decke der kleinen, muffigen Wohnung gerichtet.

Sylvia stand da und betrachtete ihn, als King sie an der Schulter berührte. Sie drehte sich um. In ihren Augen schimmerten Tränen. Sie tupfte sie mit der Hand fort und straffte sich.

»Ihr wart nicht gerade dicke Freunde«, sagte King, »aber weh tut's trotzdem, das ist mir klar.«

Sie schnäuzte sich in ein Papiertaschentuch und nickte mehreren Männern zu, die in der Nähe warteten. »Sie können ihn mitnehmen.«

Die Männer steckten Montgomery in einen Leichensack und schafften ihn hinaus.

Todd Williams kam herein.

»War es eine Überdosis?«, erkundigte sich Michelle. »Oder ist auch er dem Serienmörder zum Opfer gefallen?«

Der Polizeichef schüttelte den Kopf. »Keine Uhr, kein Hundehalsband, nichts dergleichen.«

King heftete den Blick auf Sylvia. »Aber am Telefon hast du erwähnt, du wärst nicht sicher, was die Überdosis betrifft.«

»Nun, es sind Hinweise darauf gefunden worden«, sagte sie nachdenklich.

»Eine Spritze, ein Gummiband und ein Einstich am Unterarm«, zählte Williams auf.

»Wir müssen die Reste in der Spritze untersuchen, um zu ermitteln, was darin gewesen ist«, erklärte Sylvia. »Darüber werden ein paar Tage vergehen. Und ich will die Körperflüssigkeiten toxikologisch analysieren, aber die Ergebnisse dürften frühestens in zwei Wochen vorliegen.«

»Anhand der Autopsie können Sie nicht feststellen, was gespritzt wurde?«, fragte Williams.

»Ja und nein. Falls es beispielsweise Heroin war, das die Atmung hemmt, könnte eine leichte Verdickung oder Verstopfung in den Lungen feststellbar sein, auch Schaum in den Atemwegen, aber das wären bei weitem keine ausreichenden Beweise. Tatsache ist, falls eine Überdosis ihn das Leben gekostet hat, kann die Autopsie allein keine Gewissheit verschaffen. Um Klarheit zu gewinnen, müssen wir die Ergebnisse der toxikologischen Untersuchung abwarten. War es Kokain, lässt es sich feststellen. War es Heroin, wird Monoacetylmorphin-Sechs im Leichnam gefunden, ein Metabolit des Heroins. Das wäre ein ziemlich klarer Beweis für eine Heroin-Überdosis.«

»Vielleicht war es ein Mittel aus Ihrer Praxis.«

»Kann sein. Aber wenn die Analyse Monoacetylmorphin-Sechs in Montgomerys Blut oder Urin ergibt, Aspirin oder Paracetamol jedoch fehlen, gibt es keinen Zweifel daran, dass kein verschreibungspflichtiges Betäubungsmittel verwendet wurde.«

»Aspirin oder Paracetamol?«, wiederholte Williams.

»Ja, es ist üblich, verschreibungspflichtige Betäubungsmittel mit diesen Medikamenten zu kombinieren. Mit Heroin, Kokain oder anderen illegalen Drogen geschieht das nicht.«

»Wer hat ihn gefunden?«, fragte Michelle.

»Ich«, sagte Williams. »Nachdem Sean mich heute früh angerufen hatte, wollte ich mich persönlich um den Vorgang kümmern. Ich bin mit einem Deputy hergefahren. Wir haben geklopft, aber nichts tat sich. Sein Jeep stand auf dem Parkplatz, also dachten wir uns, er muss daheim sein. Dann haben wir ihn auf dem Telefon und dem Handy angerufen, wieder vergeblich. Wir hatten zwar keinen Durchsuchungsbefehl, aber ich war so misstrauisch, dass wir den Hausmeister verständigt haben. Er hat uns die Tür geöffnet, und da haben wir ihn gefunden.«

»Die Körpertemperatur und die Totenstarre legen nahe, dass er noch keine zwölf Stunden tot ist«, meinte Sylvia.

King blickte auf die Uhr. »Also muss der Tod ungefähr um Mitternacht eingetreten sein?«

»Ja.«

»Und niemand hat gesehen, dass jemand die Wohnung betreten oder verlassen hat?«, fragte King.

»In dieser Richtung wird noch ermittelt«, erklärte Williams.

»Tja, dann sollten wir schleunigst diese geheimnisvolle Frau aus dem *Aphrodisia* auffindig machen«, meinte King.

»Ich fahre noch heute hin«, sagte Williams.

»Wir wären gern dabei, Todd«, sagte King. »Kannst du den Besuch ein paar Stunden aufschieben und dich anschließend dort mit uns treffen? Wir rufen dich an.«

»Kann wohl nicht schaden.«

»Wann nimmst du die Autopsie vor, Sylvia?«, fragte Michelle.

»Sofort. Ich habe meinen heutigen Patienten abgesagt.«

»Kannst du dir nicht Hilfe besorgen, da Montgomery tot ist?«, fragte King. »Vielleicht schicken sie jemanden aus Richmond oder Roanoke.«

»So kurzfristig dürfte niemand abkömmlich sein«, gab Sylvia zur Antwort.

»Aber wenn er an einer Drogen-Überdosis gestorben ist, kann die Sache doch nicht so eilig sein«, sagte Williams. »Sie haben selbst erwähnt, dass mit endgültigen Ergebnissen erst in zwei Wochen zu rechnen ist.«

»Nur könnten schon zur Stunde andere Beweise allmählich verschwinden«, entgegnete Sylvia mit Nachdruck. »Eine Leiche spricht nach dem Tod zu uns, Todd, aber je länger man wartet, umso leiser wird die Stimme.«

»Gut, ich helfe Ihnen«, versprach Todd. »Ich muss bei der Autopsie sowieso anwesend sein. Langsam wird es zur Routine.«

Während alle die Wohnung verließen, hielt King Sylvia an. »Geht es dir gut?«

Sie schaute ihn mit betrübter Miene an. »Ich halte es für möglich, dass Montgomery Suizid begangen hat.«

»Selbstmord? Warum?«

»Vielleicht hat er mitbekommen, dass ich hinter seine Medikamenten-Schieberei gekommen bin.«

»Aber sich deswegen gleich umzubringen wäre doch wohl ein bisschen drastisch. Und ich hatte immer das Gefühl, der Kerl hat kein Rückgrat. Außerdem gibt es keinen Abschiedsbrief.«

»Gerade Memmen bringen sich um, Sean. Sie scheuen die Folgen ihres Handelns.«

»Und nun? Machst du dir Vorwürfe?«

»Falls es Freitod war, kann ich mir keinen anderen Grund als meinen Verdacht denken.«

»Du tust dir Unrecht, Sylvia. Du hast den Knaben nicht aufgefordert, Medikamente zu klauen.«

»Nein, aber...«

»Warum führst du nicht erst die Autopsie durch, bevor du dir das Hirn zermarterst? Egal, wie fähig du bist – vorher kannst du nicht wissen, was geschehen ist.«

»Aber auch die Autopsie kann nicht klären, ob die Überdosis ein Unfall war oder Absicht.«

»Aber es war Montgomerys Entscheidung, und darauf kommt es an. Du hattest keinen Einfluss darauf. Das Leben beschert uns genug Gewissensbisse, da brauchen wir uns nicht auch noch die Schuld anderer Leute aufzubürden.«

Sylvia lächelte matt. »Du bist ein sehr kluger Mann.«

»Ich habe viel Erfahrung. Hauptsächlich in der Bewältigung meiner eigenen blödsinnigen Fehler.«

»Ich ruf dich an, wenn ich mit der Autopsie fertig bin.«

»Ich hoffe aufrichtig, es bleibt für lange Zeit das letzte Mal.«

»Gestern hatte ich den schönsten Abend seit Jahren«, sagte Sylvia, als King sich abwandte.

»Das kann ich auch behaupten.«

Als King und Michelle abfuhr, musterte sie ihn von der Seite. »Täusche ich mich, oder hast du die Romanze mit Sylvia erneuert?« Er warf ihr einen Blick zu, gab aber keine Antwort. »Komm, Sean, halte mir bloß nicht wieder vor, dass ich deine Geschäftspartnerin bin und nicht deine Hirnklempnerin.«

»Wieso nicht? Es ist nach wie vor eine Tatsache.«

Michelle ließ sich niedergeschlagen in den Sitz sinken. »Na schön. Also gut.«

»Wieso interessiert es dich überhaupt?«

»Es interessiert mich, weil wir mitten in komplizierten Ermittlungen in mehreren Mordfällen stecken, und da wäre es ungünstig, wenn

der beste mitwirkende Detektiv und die brillante mitbetroffene Rechtsmedizinerin durch eine Romanze abgelenkt werden.«

»Wüsste ich es nicht besser, würde ich sagen, du bist eifersüchtig.«

»Na, hör mal!«

»Wie gesagt, wenn ich es nicht besser wüsste... Aber deine Sorge ist unbegründet. Für mich hat der Fall Vorrang vor allem anderen.« King schwieg kurz. »Ich habe gesehen, dass du und Eddie euch in den Armen gelegen habt.«

Verärgert schaute Michelle ihn an. »Du hast uns belauert!«

»Nein, ich habe auf dem Weg zum Eingang durchs Fenster gelinst, um nachzusehen, ob ihr da seid. Ich wusste ja nicht, dass ihr gerade eine Kuschelstunde einlegt.«

»Das ist Unsinn, Sean. Ich habe ihm bloß für ein Gemälde gedankt, das er von mir gemalt hat.«

»Ach, er hat ein Porträt von dir gemalt? Damit sind seine Absichten doch wohl eindeutig.«

»Er ist unglücklich.«

»Aber es ist nicht deine Aufgabe, etwas daran zu ändern«, erwiderte King. »Also lass die Finger von ihm, Michelle. Dein Urteilsvermögen zu trüben wäre das Dümme, was jetzt geschehen könnte.« Michelle schien widersprechen zu wollen, schwieg dann aber. »Er ist ein attraktiver, netter Kerl, obwohl er in seinem Leben schon manche Tragödie zu verwinden hatte. Außerdem steckt er in einer gescheiterten Ehe. Du wärst nicht die erste Frau, die es dazu drängt, so einem Mann zur Seite zu stehen.«

»Das hört sich an, als hättest du in diesen Dingen schon allerhand Erfahrung gesammelt.«

»Die Welt ist voll mit solchen *Dingen*. Und keiner von uns ist dagegen gefeit.«

»Gut, gut, ich habe verstanden. Wohin fahren wir eigentlich?«

»Wir statten Roger Canney einen Besuch ab. Ungefähr zu der Zeit, als seine Frau starb, ist er zu einem beträchtlichen Vermögen gelangt. Die Herkunft ist unklar.«

»Interessant.«

»Das Interessanteste weißt du noch gar nicht. Die selige Mrs Canney hatte eine Stelle.«

»So? Wo denn?«

»Bei der Firma Battle. Möchtest du raten, wer ihr unmittelbarer Vorgesetzter war?«

»Bobby Battle.«

»Volltreffer.«

K A P I T E L 6 0

Als sie an die Eingangstür von Canneys Villa klopfen, öffnete niemand.

»Merkwürdig«, sagte King. »Ich habe uns telefonisch angekündigt. Er hat versichert, er wäre daheim.«

»Zumindest müsste die Haushälterin da sein.«

Michelle ging zur Garage und spähte durchs Fenster. »Da stehen zwei Autos, ein großer Beemer und ein Land Rover. Ich bezweifle, dass sie der Haushälterin gehören, es sei denn, Canney bezahlt sie ungewöhnlich gut.«

King drückte die Hand gegen die Haustür, und sie schwang nach innen. Michelle sah es, zückte sofort die Pistole und kam zu ihm.

»Ich schwöre bei Gott«, flüsterte sie, »wenn er tot im Haus liegt, ein Hundehalsband trägt und an der Hand eine Uhr hat, die auf sechs zeigt, werde ich eine Woche lang aus vollem Hals schreien.«

Lautlos huschten sie ins Haus. Im Flur war niemand zu sehen. Wachsam eilten sie von Zimmer zu Zimmer.

Zuerst hörte Michelle das Geräusch, eine Art Ächzen, das aus dem rückwärtigen Teil der Villa kam. Sie eilten dorthin und sahen sich um. Sie erblickten keine Menschenseele, doch das Geräusch wiederholte sich, und diesmal folgte ihm das Klirren von Metall an Metall.

Michelle deutete auf eine Tür ganz am Ende des Flurs. King nickte, schlich dorthin und schob die Tür mit dem Fuß langsam auf, während Michelle ihm Deckung gab. King spähte ins Zimmer und blieb an-

gespannt; dann aber lockerte sich seine Haltung. Er öffnete die Tür und winkte Michelle zu sich.

Canney saß, ihnen den Rücken zugewandt, in seinem vorzüglich ausgestatteten privaten Fitnessstudio, hatte einen Kopfhörer auf und machte Beinbeugen. King hämmerte gegen die Tür, sodass Canney herumfuhr und sich den Kopfhörer herunterzertrte.

»Verdammt, was tun denn Sie hier?«, fragte er.

»Ich habe heute früh angerufen. Dreizehn Uhr wäre recht, haben Sie gesagt. Es ist dreizehn Uhr. Niemand hat uns eingelassen, aber die Haustür war offen.«

Canney richtete sich auf, legte den CD-Player beiseite und wischte sich mit einem Handtuch den Schweiß ab. »Entschuldigen Sie. Meine Haushälterin hat heute frei, und ich habe wohl den zeitlichen Überblick verloren.«

»Kann jedem mal passieren«, meinte King. »Wir können warten, wenn Sie erst duschen möchten.«

»Nein, bringen wir es hinter uns. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es lange dauert. Setzen wir uns draußen hin. Limonade steht bereit.«

Sie betraten einen ausgedehnten Garten an der Rückseite der Villa, in dem es außer Zeugnissen ausgeklügelter Landschaftsgärtnerei einen Swimmingpool, einen Brunnen und ein Gartenhäuschen im Stil einer Blockhütte gab.

»Schön haben Sie's hier«, bemerkte Michelle.

»Ja, im Garten fühle ich mich am wohlsten.«

»Es sieht alles noch ziemlich neu aus«, stellte King fest. »Sie wohnen noch nicht lange in diesem Haus, oder? Erst seit rund drei Jahren, stimmt's?«

Canney musterte ihn mit scharfem Blick, während er an der Limonade nippte. »Woher wissen Sie das?«

»Amtliche Unterlagen sind genau das, was ihr Name sagt, nämlich amtlich. Und was Sie betrifft, haben Sie sich inzwischen vom Buchhalterdasein zur Ruhe gesetzt.«

»Mich zwanzig Jahre lang mit anderer Leute Geld befassen zu müssen kam mir lange genug vor.«

»Na, heute haben Sie ja selbst reichlich Geld, mit dem Sie sich befassen können. Als Buchhalter verdient man anscheinend besser, als ich dachte.«

»Im Laufe der Jahre habe ich ein paar einträgliche Investitionen getätigt.«

»Ihre Frau war ebenfalls berufstätig – bei der Firma Battle. Als Bobby Battles Chefsekretärin, stimmt's? Als sie bei dem Verkehrsunfall ums Leben kam, war sie dort noch angestellt, nicht wahr?«

»Ja. Das ist wohl kaum ein Geheimnis.«

»Ich habe Sie nicht auf Battles Beisetzung gesehen.«

»Ich war nicht dort.«

»Sind Sie mit der Familie Battle nicht in Kontakt geblieben?«

»Nur weil meine Frau bei Battle gearbeitet hat, müssen wir keine Freunde gewesen sein.«

»Bei meinen Nachforschungen bin ich auf ein Bild Ihrer Frau gestoßen. Sie war sehr schön, hatte sogar einige örtliche Schönheitsswettbewerbe gewonnen.«

»Megan war außerordentlich attraktiv, ja. Hat diese Unterhaltung eigentlich irgendwie einen tieferen Sinn?«

»Der Sinn ist, dass ich nach einem Bild Ihrer Frau recherchieren musste, weil es in Ihrer Villa keine Bilder gibt. Auch keine Bilder Ihres Sohnes.«

»Sie meinen, nicht in den allgemein zugänglichen Räumen.«

»Nein. Als uns niemand geöffnet hat und wir die Tür unverschlossen vorfanden, haben wir befürchtet, es könnte etwas nicht stimmen, und sind von Zimmer zu Zimmer gegangen, auch ins Schlafzimmer. Es gibt im ganzen Haus keine Fotos von Ihrer Familie.«

Wütend stand Canney auf. »Wie können Sie sich so etwas erlauben?«

King blieb seelenruhig. »Gestatten Sie mir, ganz offen zu sprechen, Roger. Sie sind vor ungefähr drei Jahren zu Ihrem Vermögen gelangt, genau genommen kurz nach dem Tod Ihrer Frau. Damals haben Sie dieses Anwesen gekauft. Davor waren Sie eine normale Buchhalterin mit normalem Verdienst, kamen aber zurecht, weil Ihre Frau ebenfalls berufstätig war. Solche Männer setzen sich nicht zur Ruhe, *nachdem* plötzlich die Einkünfte ihrer Ehefrau entfallen, und erwerben ein Anwesen, das Millionen kostet.«

»Sie hatte eine Lebensversicherung.«

»Über fünfzigtausend Dollar. Auch das habe ich überprüft.«

»Was wollen Sie mir eigentlich unterstellen?«

»Ich habe kein Interesse an Unterstellungen. Ich ziehe die Wahrheit vor.«

»Das Gespräch ist beendet. Da Sie mein Haus schon durchsucht haben, finden Sie bestimmt allein hinaus.«

King und Michelle erhoben sich. »Schön, wir können es auch auf die harte Tour durchziehen.«

»Wenden Sie sich an Giles Kinney, meinen Anwalt. Er reißt Ihnen den Arsch auf.«

King lächelte. »Giles? Auf dem Golfplatz schlage ich ihn wenigstens einmal die Woche.«

K A P I T E L 6 1

King und Michelle trafen sich mit Todd Williams und zwei seiner Deputys vor dem *Aphrodisia*. Wenig später saßen sie in Lulus Büro und erkundigten sich nach der Benutzerin des Zimmers und Kyle Montgomerys Besuchen. Anfangs stritt Lulu ab, etwas darüber zu wissen, räumte aber schließlich ein, Montgomery kürzlich im Club gesehen zu haben.

»Aber über diese Dame weiß ich wirklich nichts«, behauptete Lulu.
»Sie arbeitet nicht bei uns, so viel steht fest.«

»Was denn, haben Sie sich in eine Wohltäterin verwandelt, dass Sie reichen Drogenkonsumentinnen kostenlos ein Zimmer zur Verfügung stellen?«, fragte Williams spöttisch.

»Ich wusste nicht, dass da so was im Gange ist. Sie hat das Zimmer bar bezahlt. Ich dachte, sie braucht bloß eine zeitweilige Unterkunft.«

»War sie jeden Abend hier?«

»Ich habe nicht Buch geführt. Man muss sich bei uns nur ausweisen, wenn man an die Bar oder die Erotik-Abteilung will, wo die Mädels tanzen. Darüber hinaus haben wir auch ein Restaurant und Veranstaltungsräume und obendrein ein Business-Center. Da kann jeder nach Belieben kommen und gehen.« Lulu schlug zunehmend barschere Töne an. »Wir sind ein Dienstleistungsunternehmen.«

King schüttelte den Kopf. »Also wirklich, Lulu, wollen Sie vorgeben, Sie hätten mit der Frau kein Wort gewechselt, als sie das erste Mal bei Ihnen aufgekreuzt ist? Verdammt, woher wussten Sie denn überhaupt, was sie wollte?«

»Sie hat Bargeld und einen Zettel mit dem Hinweis hinterlegt, welches Zimmer sie gern haben würde, und zwar ausschließlich dieses Zimmer.«

»Und was haben Sie getan? Sich ohne weiteres darauf eingelassen?«

»Es ging bloß um ein Zimmer, Sean. Und Bargeld lacht. Es war ja nicht so, dass sie dort verbotene Dinge getrieben hätte. Sie kam immer abends. Am Tag wurde das Zimmer geputzt, genau wie alle anderen. Es wurde nie etwas vorgefunden. Ich weiß, das alles klingt ein bisschen sonderbar, und zu Anfang war ich auch neugierig und habe ein Auge aufgesperrt. Aber es hat in dem Zimmer nie Lärm oder sonst etwas Auffälliges gegeben. Und abgesehen von diesem Montgomery hat sich niemand mit ihr getroffen.«

»Haben Sie die Frau gesehen, wenn sie kam oder verschwand?«

»Manchmal. Aber sie hat immer ein Kopftuch, einen langen Mantel und eine Sonnenbrille getragen.«

»Und das hat bei Ihnen keinen Verdacht erregt? Haben Sie nie herauszufinden versucht, wer sie ist? Sie abgepasst, um ihr zu folgen?«

»Natürlich war ich misstrauisch. Ich schnüffele aber nicht in den Verhältnissen anderer Menschen herum. Leben und leben lassen, das ist meine Devise. Wenn die Frau ein Zimmer mieten und keine Sau wissen lassen wollte, wer sie ist – von mir aus. Hauptsache, sie hat gezahlt. Mehr interessiert mich nicht.« Lulus Stimme klang trotzig.
»Ich verscheuche doch keine zahlenden Kunden.«

»Tja, aber jetzt ist Kyle Montgomery tot, wurde vielleicht ermordet«, sagte Williams, »und darum müssen wir alles in einem etwas anderen Licht betrachten.«

Nervös sah Lulu ihn an. »Davon habe ich keinen blassen Schimmer. Hier ist er bestimmt nicht umgebracht worden. Deshalb begreife ich nicht, was unser Club damit zu schaffen haben soll.«

»Gut, dann will ich Sie mal aufklären«, sagte der Polizeichef. »Der Aussage eines Zeugen zufolge gab es zwischen Montgomery und der bewussten Frau eine hitzige Auseinandersetzung. Wir wissen, dass er die Frau widerrechtlich mit verschreibungspflichtigen Medikamenten versorgte, die er aus dem Büro der Rechtsmedizinerin entwendet hat, bei der er angestellt war.«

»Davon weiß ich nichts.«

»Jedenfalls hatten sie kürzlich einen Streit«, stellte Williams klar, »und vergangene Nacht hat Montgomery plötzlich den Geist aufgegeben.«

»Ich hab ihn bestimmt nicht umgebracht! Und wer die Dame ist, weiß ich nicht.«

»War sie gestern Abend hier?«

»Nicht dass ich wüsste. Jedenfalls habe ich sie nicht bemerkt.«

»Wann haben Sie die Frau zum letzten Mal gesehen?«

»Da bin ich mir nicht sicher«, antwortete Lulu gereizt. »Ich musste mich mit anderen Dingen befassen. Unter anderem musste ich meinen Mann begraben.«

»Wir müssen jeden vernehmen, der gestern Abend hier war und die Frau gesehen haben könnte.«

»Einige der Leute, die in Frage kommen, erscheinen erst später zur Arbeit.«

»Dann möchte ich mir als Erstes das Zimmer anschauen und die Personen vernehmen, die derzeit hier *sind*, ob sie jemandem aufgefallen ist.«

Lulu wurde immer unruhiger. »Jetzt sofort?«

»Gibt's da ein Problem?«

»Nein, bloß schlafen einige von den Spätschicht-Tänzerinnen noch.«

»Schlafen? Es ist vierzehn Uhr dreißig.«

»Ihre Auftritte dauern bis in den frühen Morgen.«

»Na gut, fangen wir mit dem Personal an, das nicht tanzt. Aber währenddessen wecken Sie die Mädels und bereiten sie darauf vor, Aussagen zu machen. Alles klar, Lulu?«

»Alles klar«, versicherte Lulu augenblicklich.

Beim Gehen schaute Michelle sich um und sah Lulus Hand in einer Schreibtischschublade verschwinden, genau wie bei ihrem vorherigen Besuch.

»Todd«, meinte Michelle, als sie im Korridor standen, »warum holen Sie nicht schon mal die Leute zusammen und fangen mit der Vernehmung an? Sean und ich schauen uns hier so lange noch ein bisschen um.«

»Gute Idee. Nachher tauschen wir unsere Erkenntnisse aus.«

»Was ist los?«, fragte King, nachdem der Polizeichef und seine Mitarbeiter sich entfernt hatten.

»Komm mal schnell mit.«

Michelle begab sich mit King ins Freie und zur Rückseite des Gebäudes, wo aus der zweiten Etage eine Treppe herunterführte. Sie versteckten sich hinter einem Abfallcontainer und warteten. Schon nach einer knappen Minute wurde ihre Geduld belohnt. Aus einer Außentür der zweiten Etage kamen mehrere Männer zum Vorschein, die teils Mäntel über dem Arm trugen, teils nicht zugeknöpfte Hemden über der Hose. Sie stiegen die Treppe herunter, verschwanden in ihren Autos und fuhren davon.

King und Michelle sahen sich an.

»Anscheinend macht das *Aphrodisia* seinem Namen alle Ehre«, sagte King. »Gut aufgepasst, Michelle.«

»Prostitution ist im Dienstleistungsgewerbe immer eine Möglichkeit zum Dazuverdienen«, stellte Michelle fest. »Wie gehen wir nun vor?«

»Ein weiteres Gespräch mit Lulu wäre wohl angebracht.«

»Der Mann tot und drei Kinder... Ich weiß, es ist ein Gesetzesverstoß, aber ich bin nicht scharf darauf, sie ins Gefängnis zu bringen.«

»Vielleicht können wir ihr klar machen, dass sie unrechtmäßig gehandelt hat.«

Als Lulu wenig später in ihr Büro zurückkehrte, saß King an ihrem Schreibtisch. Neben ihm stand Michelle.

»Was tun Sie denn hier?«, schnauzte Lulu.

Zur Antwort langte King in die Schublade und drückte auf die darin entdeckte Taste.

»Ich hoffe, dieser zweite Alarm verwirrt die Mädels nicht, aber inzwischen sind ja sämtliche Freier aus dem Bau abgehauen.«

Lulu wurde blass, fasste sich aber rasch wieder. »Was soll das heißen?«

»Setzen Sie sich«, forderte King sie streng auf. »Wir sind hier, um Ihnen zu helfen. Aber wenn Sie versuchen, uns zu verarschen, rufen wir den Polizeichef und überlassen ihm die Angelegenheit. Dann haben wir keinen Einfluss mehr darauf.«

Erbittert starrte Lulu die beiden an, nahm aber Platz. Ruhelos rang sie die Hände im Schoß.

»Wenn Sie sich eine Zigarette anstecken wollen, von mir aus. Kann sein, dass es ein Weilchen dauert.«

Lulu zündete sich eine Zigarette an, inhalierte den Rauch und blies ihn aus der Nase aus.

King lehnte sich in den Sessel. »Also, erläutern Sie uns das Arrangement.«

»Es ist nicht so, wie Sie denken«, beteuerte Lulu.

»Sie sind eine kluge Frau. Ich bin sicher, Sie haben sich irgendetwas Neues einfallen lassen, und ich brenne darauf, Näheres zu erfahren.«

Nervös blickte Lulu zwischen ihnen hin und her. »Jahrelang hab ich schwer dafür geschuftet, dieses Etablissement aufzubauen, sodass ich manchmal die Kinder vernachlässigen musste, und Junior ebenfalls. Ich hab Magengeschwüre und qualme jeden Tag zwei Päckchen Lungentorpedos. Klar, ich hab nur eine Minderheitsbeteiligung, aber in Wirklichkeit halte ich den Laden am Laufen. Meine Kompagnons genießen einen Großteil ihrer Zeit in Florida. Aber ständig üben sie Druck auf mich aus, den Gewinn zu erhöhen, damit sie sich größere Yachten und schönere Frauen leisten können. Mehr, mehr, mehr – das ist alles, was ich von denen zu hören kriege.«

»Deshalb sind Sie auf den Einfall gekommen, die Tänzerinnen für Zusatzeinnahmen einzuspannen?«

»Der Vorschlag stammt von meinen Kompagnons. Erst wollte ich nicht mitziehen, aber sie haben darauf bestanden. Andernfalls wollten sie mich ausbooten und eine andere Geschäftsführerin einstellen. Aber kein Mädchen, das nicht mitmachen möchte, wird gezwungen, und es werden keine dummen Fragen gestellt. Diese Bedingung hab ich mir nicht abhandeln lassen.« Sie zögerte. »Wenn ich Ihnen erkläre, wie...«

»Lulu, es stimmt, was Sean gesagt hat«, versicherte Michelle. »Wir sind hier, um Ihnen zu helfen.«

»Warum?«, rief Lulu plötzlich heftig. »Warum interessiere ich Sie denn?«

»Weil wir wissen, dass Sie im Grunde ein anständiger Mensch sind«, antwortete King, »und zudem Mutter von drei Kindern, die Sie brauchen. Sie haben unter starkem Druck gestanden und gerade erst Ihren Mann verloren. Was Sie uns erzählen, bleibt unter uns, Ehrenwort.«

Lulu holte tief Luft und lieferte die gewünschten Aufschlüsse. »Zwischen den Mädchen und den Männern fließt kein Bargeld. Wir... Wir haben eine Art Verein gegründet. Die Mitglieder zahlen eine Eintrittsgebühr und danach einen Monatsbeitrag, der sich nach... na ja, nach den jeweiligen Ansprüchen richtet. Die Einnahmen verbuchen wir über das Konto der Business-Center-Kontaktbörse.«

»Hm, auf jeden Fall ist es eine originelle Spielart der Kontaktbörse«, sagte King. »Weiter.«

»Wir verlangen ziemlich hohe Beiträge, also bleibt der Kreis der Stammkunden begrenzt und hat ein gewisses Niveau.«

»Mit anderen Worten«, meinte King, »es sind wohlhabende Stecher, die im Bett was erleben wollen.«

»Auf alle Fälle erlaubt die Mitgliedschaft den Umgang mit den Mädchen ausschließlich per Verabredung. Die Mitglieder erhalten jedes Mal Passwörter, anhand derer die Mädels erkennen können, dass die Sache in Ordnung geht. Es werden immer Kondome benutzt, und es ist nichts Gefährliches erlaubt. Wer den Mädchen gegenüber ruppig wird, verliert unwiderruflich die Mitgliedschaft. Es sind aber noch nie Probleme aufgetreten. Die Tänzerinnen, die sich beteiligen, erhalten zusätzlichen Lohn.«

»Ganz schön einfallsreich, aber trotzdem illegal, Lulu. Es könnte zur Schließung des Clubs führen und Sie in den Knast bringen.«

Lulu zündete sich die nächste Zigarette an. Sie sah aus, als müsste sie sich übergeben. »Ich weiß«, sagte sie. Ihre Stimme zitterte. »Herzog, mir war von Anfang an klar, dass die ganze Sache Blödsinn ist.«

»Und die Taste im Büro löst in den Zimmern Alarm aus, damit die Mädchen und die Freier gewarnt sind, falls irgendwelche Schwierigkeiten drohen, und dann verduften die Typen durch den Hinterausgang.«

»Ja«, bestätigte Lulu mit kläglichster Stimme. »Und ich lasse den Zugang zu den Korridoren ab und zu von Angestellten überwachen.«

»Wie ist Kyle Montgomery dann reingekommen?«

»Die Dame hat einen Zettel und ein Foto Montgomerys hinterlegt und mir auf diese Weise mitgeteilt, er wäre unbedenklich.« Sie drückte die Zigarette aus. »Eines kann ich Ihnen sagen: In der Nacht, als ich Montgomery gesehen habe, ist ihm jemand gefolgt. Einer der Aufpasser hatte es bemerkt.«

»Das war Sylvia Diaz, die Ärztin, für die Montgomery gearbeitet hat.«

»Der Name kommt mir bekannt vor.«

»Sie ist die hiesige Rechtsmedizinerin. Sie hatte dieselbe Gynäkologin wie Sie, bevor Sie gewechselt haben.«

»Ich habe die Gynäkologin nicht gewechselt.«

»Ist ja auch egal. Sie ist die Zeugin, die Montgomery hier beobachtet und den Streit zwischen ihm und der Frau belauscht hat.« Einen Augenblick lang schwieg King. »Sie müssen einen Schlusstrich ziehen, Lulu«, fuhr er schließlich fort. »Machen Sie noch heute ein Ende, oder es kommt zu einer Katastrophe.«

»Dann müsste ich die Beiträge erstatten. Das ist eine Menge Geld.«

»Nein, müssen Sie nicht. Diese Männer haben wissentlich gegen das Gesetz verstoßen. Sagen Sie ihnen, sie wären heute um ein Haar

aufgeflogen und dass deswegen nun Feierabend ist. Erklären Sie ihnen, wenn die Beiträge erstattet werden, könnte man sie im Rahmen einer späteren Ermittlung entlarven. Ich bin sicher, dass die Typen auf die Kohle verzichten, um auf diese Weise ein Risiko zu vermeiden.« King schaute Lulu eindringlich an. »Das ist Ihr einziger Ausweg, Lulu.«

Endlich hatte sie ein Einsehen und nickte. »Ich werde sie alle noch heute verständigen.«

»Und sprechen Sie mit Ihren Kompagnons in Florida. Machen Sie denen klar, dass das Gesetz in Virginia einen langen Arm hat, der bis weit in den Süden reicht. Wenn diese Leute ihre Yachten und Liebchen nicht abschreiben wollen, sollten sie Ihnen erlauben, den Laden nach Ihren Vorstellungen zu schmeißen, ihn also auf Pole-Dancing und Bierzapfen zu beschränken. Das wirft auch einiges ab.«

King stand auf und winkte Michelle, damit sie sich ihm anschloss. »Und wenn Remmy Ihnen bezüglich der Kinder und der Fertigstellung des Hauses finanziell unter die Arme greift, kann es ja sein, dass Sie künftig mehr Zeit zu Hause verbringen möchten. Ich sage das nur so zur Anregung.«

»Danke«, rief Lulu, als sie das Büro verließen. »Ich stehe in Ihrer Schuld.«

King drehte sich um. »Ich dachte mir, dass für Sie die Zeit reif ist für einen Umschwung.« Er und Michelle wandten sich erneut zum Gehen, doch Lulu hatte noch etwas zu sagen.

»Ich weiß, was für ein Auto die Frau fährt. Einmal hab ich's gesehen.«

»Wir wissen es auch. Einen alten Mercedes mit Klappdach.«

»Es ist ein echter Klassiker. Ein 300 SL-Sportwagen, Baujahr neunundfünfzig.«

»Woher kennen Sie so etwas?«, fragte Michelle.

»Einer meiner Kompagnons ist Auto-Fan. Er hat in Naples einen ganzen Fahrzeugpark solcher Oldies. Von ihm habe ich viel über Autos gelernt. Der Wagen, den die Frau fährt, ist ein Schmuckstück. Er ist ein Vermögen wert.«

King nuschelte etwas Unverständliches. »Lulu, betrachten Sie die Schuld als vollauf beglichen. Komm, Michelle.« Er fasste sie am Arm und schob sie zur Tür hinaus.

»Was soll die plötzliche Eile?«, fragte Michelle.

»Ich glaube, ich weiß, wo wir diesen Wagen finden.«

K A P I T E L 6 2

King parkte den Lexus in einer Nebenstraße und stieg aus.

»Den Rest des Weges gehen wir zu Fuß. Ich möchte nicht, dass jemand uns sieht, wenn es sich vermeiden lässt.«

»Wohin geht's denn?«

»Nur Geduld. Du wirst es gleich merken.«

Sie kletterten über ein Gartentor und schritten über einen Kiesweg. Durch eine Lücke in den Reihen der beiderseits gepflanzten, drei Meter fünfzig hohen Hecken erspähte Michelle in einiger Entfernung ein Gebäude. »Wir sind auf dem Anwesen der Battles«, stellte sie fest. Doch King nahm nicht die Richtung zu dem Haus. »Sean«, sagte Michelle, »das Wohnhaus steht da drüben.«

»Da will ich nicht hin.«

»Wohin denn?«

King deutete voraus. »Zur Garage.«

Sie erreichten das große Garagengebäude, ohne gesehen zu werden. Es gelang King, einen Nebeneingang zu öffnen, und sie huschten hinein. Er sah sich nacheinander die im Erdgeschoss abgestellten Wagen an und lugte unter jede Plane. Nachdem er sich unten sämtliche Fahrzeuge angeschaut hatte, nahmen er und Michelle die Treppe ins Obergeschoss.

Auch dort standen mehrere Autos, denen King seine Aufmerksamkeit schenkte. Als er die dritte Plane angehoben hatte, zog er sie völlig herunter und ließ sie auf den Fußboden sinken. Er richtete den Blick auf die Typenbezeichnung des Wagens.

»300 SL.« Er kniete sich hin und untersuchte die Reifen, indem er mit der Hand über das Profil strich. Dann streckte er Michelle einen Finger entgegen.

»Schlamm«, sagte sie. »Aber wie konnte jemand diesen Wagen benutzen, ohne dass es aufgefallen ist?«

»Ganz einfach. Von Sally wissen wir, dass sich niemand mehr für diese Fahrzeugsammlung interessiert. Und vom Wohngebäude aus ist die Garage nicht zu sehen. Der Kiesweg, den wir eben entlanggegangen sind, führt zur Seitenstraße. Wenn sie sich das Auto erst am späten Abend holt, ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass niemand es beobachtet.«

»Sie. Dann steht es für dich wohl mit ziemlicher Sicherheit fest, wer unsere Stripperin und Drogensüchtige ist.«

King richtete sich auf. »Ja, allerdings. Also dürfte es sich empfehlen, dass wir sie uns vorknöpfen.«

»Das wird keine angenehme Begegnung.«

»Glaub mir, über die Wahrheit im Unklaren zu bleiben ist viel unangenehmer.«

Sie schlugen die Richtung zum Wohnhaus ein. Doch bevor sie dort eintrafen, bog King ab, strebte an der Stallung vorüber und zu der Pforte zwischen Kutschenhaus und Torgebäude des Anwesens.

»Sean, wohin willst du? Savannah ist bestimmt im Casa Battle.«

King beachtete sie nicht, blieb nicht einmal stehen. Michelle eilte ihm nach. King sah das Auto, das vor dem Eingang des Kutschenhauses stand, sprang die Stufen empor und klopfte an die Tür. Gleich darauf hörte man Schritte, und jemand öffnete die Tür.

»Was wollen Sie?«

»Dürfen wir eintreten, Dorothea?«, fragte King. Für den Fall, dass er die Antwort bekam, die er nicht zu hören wünschte, stellte er einen Fuß in die Tür.

»Warum?«, fragte Dorothea.

»Kyle Montgomery ist tot.«

Eine Hand Dorotheas zuckte an ihren Busen, und sie taumelte rückwärts, als hätte sie einen Stoß gegen die Brust erhalten. »Ich... Ich weiß nicht, wer das ist.«

»Wir wissen alles, Dorothea. Wir haben den Wagen entdeckt.«

»Welchen Wagen?«

»Den 300 SL in der Garage, mit dem Sie immer zum *Aphrodisia* gefahren sind.«

Trotzig starrte Dorothea die beiden an. »Sie irren sich.«

»Wir vergeuden Zeit«, entgegnete King ungeduldig. »Sie sind beim Verlassen des Clubs beobachtet worden. Es gibt eine Zeugin, die Sie kürzlich gegen fünf Uhr morgens in den Wagen steigen und wegfahren sah.«

Dorotheas trotzige Miene verfiel.

»Dieselbe Person hat gehört, wie Sie und Montgomery sich gestritten haben. Bei diesem Streit haben Sie eine Schusswaffe gezogen. Sie haben ihn bedroht...«

»Ich habe ihn niemals bedroht, diesen kleinen...« Dorothea verstummte. Sie schien einer Ohnmacht nahe.

»Ich dachte, Sie wollen vielleicht erst mit uns reden und später mit der Polizei«, sagte King leise. »Aber wenn Sie ablehnen, können wir auch sofort die Polizei verständigen.«

»O Gott...« Binnen weniger Augenblicke zerbröckelte Dorotheas Fassade, und Tränen rannen ihr über die Wangen. King schob die Tür auf, und sie gingen gemeinsam ins Haus.

K A P I T E L 6 3

»Ich habe ihn nicht umgebracht, Sean. Ich war es nicht.«

»Aber Sie haben verbotenerweise Betäubungsmittel von ihm gekauft?«

Sie saßen im Wohnzimmer. King und Michelle hatten in Ohrensesseln Platz genommen. Ihnen gegenüber saß Dorothea auf dem kleinen Sofa und klammerte sich an die Armlehne des Möbels, als müsste sie ohne diesen Halt auf den Fußboden sinken.

»In letzter Zeit habe ich unter fürchterlichem Druck gestanden«, sagte sie langsam. »Ich... hatte ein paar finanzielle Rückschläge.«

»In einer Nacht tausend Dollar für Drogen zu verplempern ist nicht eben der vernünftigste Weg, um monetäre Schwierigkeiten zu beheben.«

Betroffen blickte Dorothea King ins Gesicht. »Sie haben den mickrigen Schrat ausgehört.«

»Vorsicht, man soll über Tote nichts Schlechtes reden. Erzählen Sie mir, was sich an dem bewussten Abend zugetragen hat.«

»Was wissen Sie denn schon?«

»Genug, um es sofort zu merken, wenn Sie mich belügen, und darüber wäre ich nicht sehr erfreut.«

»Ich verstehe selbst nicht, was über mich gekommen war. Montgomery wollte mit mir schlafen, das habe ich gemerkt. Männer sind leicht zu durchschauen.«

»Aber Sie wollten nicht mit *ihm* schlafen?«

»Natürlich nicht. Aber ich hatte viel getrunken. Und ich hatte den Vorsatz gefasst, dass es an diesem Abend das letzte Mal sein sollte. Selbstverständlich war es so, wie Sie sagen... Drogen konnten meine Probleme nicht lösen. Dazu zählten keineswegs nur finanzielle Schwierigkeiten. Es lag auch an der Familie. In die Battle-Sippschaft einzuheiraten bedeutet eine Menge Stress.«

»Ich kann durchaus nachvollziehen, dass es kein Kinderspiel ist, Remmy zur Schwiegermutter zu haben«, meinte Michelle mit trockenem Humor.

»Es war ein Albtraum! Alles was ich tat, trug, aß, trank oder sagte, wurde einem Urteil unterworfen. Und man war nicht gerade taktvoll, wenn man Kritik äußerte. Bobby war viel schlimmer als Remmy, ein richtiger Tyrann. Und er hatte schreckliche Stimmungsschwankungen. Im einen Moment war er guter Laune und lächelte, im nächsten Moment brüllte er herum und schikanierte seine Umgebung. Bei ihm konnte jeder plötzlich zum Sündenbock werden, sogar Remmy. Seit einiger Zeit gehe ich zu einem Therapeuten und versuche zu lernen, mein Leben optimistischer anzupacken.«

»Sehr gut«, sagte King. »Aber Sie wollten uns etwas über Kyle erzählen.«

»Ja. Also, als Kyle mit den Pillen aufkreuzte, war ich beschwipst und beschloss, ihn über den Tisch zu ziehen. Darum habe ich... Also, ich...« Sie schwieg, und ihr Gesicht lief rot an. »Es war idiotisch, ich weiß.«

»Wir wissen über den Striptease Bescheid, daher brauchen Sie nicht auf Einzelheiten einzugehen. Aber Sie haben eine Schusswaffe auf ihn gerichtet.«

»Er wollte über mich herfallen. Ich musste mich wehren.«

»Und Sie haben das Geld zurückverlangt.«

»Ich hatte ihm genug gezahlt. Schließlich kam er durch Diebstahl an die Pillen. Er machte hundert Prozent Gewinn. Mir ging es nur darum, das Geschäft für mich ein wenig erträglicher zu gestalten.«

»Sie haben das Geld dann wieder an sich gebracht?«

»Ja. Ich habe ihm vorgespiegelt, dass ich ihn umlegen wollte, und er hat Fersengeld gegeben. Das war das letzte Mal, dass ich ihn gesehen habe. Ich schwör's.«

»Wie sind Sie überhaupt mit ihm in Kontakt gekommen?«

»Ich wusste, dass er in Sylvias Praxis arbeitete, aber wir hatten keinen direkten Umgang. Ich war wegen einer Rückenverletzung bei ihr in Behandlung. Von den Schmerzmitteln, die sie mir verschrieb, bin ich schnell abhängig geworden, doch nach Ende der Behandlung hat sie sich geweigert, mir weiterhin welche zu verschreiben. Da war ich aber schon pillensüchtig. Mir war bekannt, dass Sylvia die Medikamente, die ich brauchte, in ihrer Praxis verwahrt. Kyle ließ sich auf den ersten Blick anmerken, dass er käuflich und zu allem bereit war, wenn er an Geld kam. Und mir war klar, dass verschreibungspflichtige Mittel aus der Praxis einer Rechtsmedizinerin viel ungefährlicher sind als der Dreck, den man auf der Straße kaufen kann. Außerdem hatte ich keine Lust, mich mit echten Drogenhändlern einzulassen. Das *Aphrodisia* habe ich mir als Treffpunkt ausgesucht, weil ich es von Geschäftsessen kannte. Ich wusste, dass man dort Zimmer mieten kann, ohne dass Fragen gestellt werden.«

»Und Sie sind der Ansicht, er hat Sie nie erkannt? Offenbar hatte er Sie doch in Sylvias Praxis gesehen.«

»Ich habe immer Sonnenbrille und Kopftuch getragen, für gedämpfte Beleuchtung gesorgt und wenig gesprochen. Hätte er mich erkannt, wäre ich bestimmt von ihm erpresst worden.«

Während sie den letzten Satz sprach, fasste King sie scharf ins Auge. Sie bemerkte seinen Blick und wurde blass.

»Ich weiß, es hört sich alles ziemlich sonderbar an...«

»Dorothea, die Lage ist sehr ernst. Weiß Eddie darüber Bescheid?«

»Nein. Bitte, Sie dürfen ihm nichts verraten! Wir führen zwar nicht die großartigste Ehe der Welt, aber irgendwie mag ich ihn, und das könnte er nicht verwinden.«

»Versprechen kann ich Ihnen nichts, Dorothea. Und nun möchte ich wissen, wo Sie gestern Abend gewesen sind.«

»Ich war hier.«

»Kann Eddie das bezeugen?«, fragte Michelle. »Er ist ja früh von der Reenactment-Veranstaltung nach Hause gekommen.«

»Woher wissen Sie das?«

Michelle schaute leicht verlegen drein. »Ich bin mit Chip Bailey nach Middleton gefahren, um mir die ›Schlacht‹ anzuschauen. Chip musste vorzeitig fort, deshalb hat Eddie mich nach Hause gebracht. Er sagte, für den zweiten Tag des Reenactments könnte er nicht bleiben.«

Dorothea warf ihr einen argwöhnischen Blick zu. »Also, im Haus war er letzte Nacht nicht«, erklärte sie schließlich. »Wahrscheinlich war er in seinem Atelier. Manchmal schläft er dort.«

Michelle setzte zu einer Antwort an, verkniff sie sich aber.

»Dann fehlt Ihnen ein Alibi«, stellte King fest. »Übrigens habe ich das Hotel Jefferson in Richmond angerufen. Im Gegensatz zu Ihrer Aussage haben Sie in der Nacht, als Bobby ermordet wurde, nicht dort übernachtet. Das wird das FBI auch schon ermittelt haben. Waren Sie in der Nacht im *Aphrodisia*?«

»Ja. Kyle hat mir ungefähr um zweiundzwanzig Uhr die Pillen gebracht.«

»Das ist ja eine Ironie des Schicksals.«

»Wieso?«

»Dann war Kyle im Fall der Ermordung Ihres Schwiegervaters Ihr Alibi, aber jetzt ist er tot. Falls also niemand sonst Sie im Club bemerkt hat, haben Sie auch für diesen Mord kein Alibi.«

Dorothea senkte den Kopf und brach in Schluchzen aus. Nach einer Weile stand Michelle auf, ging in die Küche und kam mit einem feuchten Tuch zurück, das sie Dorothea reichte.

»Machen Sie sich nicht verrückt, Dorothea«, sagte King. »Noch ist Kyles Ableben gar nicht als Mord eingestuft. Möglicherweise ist er an einer Drogen-Überdosis gestorben. Oder es war Selbstmord.«

»Dass so ein Typ sich das Leben nimmt, kann ich mir nicht vorstellen. Das Wenige, das ich von ihm weiß, spricht eher dafür, dass er immer nur auf den eigenen Vorteil aus war.« Dorothea wischte sich mit dem Tuch die Augen ab; dann heftete sie den Blick auf King. »Und was geschieht nun?«

»Wir können Ihr Verhalten unmöglich vertuschen.«

Dorotheas Lippen zitterten. »Damit durfte ich wohl nicht rechnen.«

»Allerdings bleibt noch offen, in welchem Umfang es aktenkundig gemacht werden muss.«

»Ich habe Kyle Montgomery nicht ermordet, und auch nicht meinen Schwiegervater.«

»Apropos Schwiegervater – warum sind Sie eigentlich an dem Tag in der Klinik gewesen?«

»Ist das jetzt noch von Belang?«

»Möglicherweise.«

Dorothea atmete tief durch. »Bobby hatte mir Geld zugesagt, einen größeren Anteil von seinem Vermögen. Dafür hätte allerdings sein Testament geändert werden müssen. Er hatte mir angekündigt, für die Änderung zu sorgen, aber mir wurde nie ein Nachweis vorgelegt.«

»Sie haben ihn also besucht, um sich danach zu erkundigen?«

»Ich hatte gehört, dass er bei Bewusstsein war und sprechen konnte. Ob sich eine zweite Gelegenheit bot, wusste ich ja nicht. Meine finanziellen Schwierigkeiten wären behoben gewesen, hätte Bobby seine Ankündigung wahr gemacht und sein Testament geändert.«

»Nein. Die Schwierigkeiten wären behoben worden, wäre er nach der Testamentsänderung *gestorben* und hätten Sie das Geld tatsächlich erhalten«, berichtete Michelle.

»Ja«, bestätigte Dorothea leise und senkte den Blick.

»Weiß Eddie etwas von dieser angeblich versprochenen Testamentänderung?«, fragte King.

»Nein. Eddie glaubt, wir stünden finanziell glänzend da. Er lebt in einer anderen Welt. Er kümmert sich um nichts.«

»Ich glaube, da täuschen Sie sich«, sagte Michelle. »Weshalb hätte Bobby sein Testament so ändern sollen, dass Sie und Eddie im Vergleich zu Remmy bevorzugt werden? Soviel ich weiß, hat er für Sie beide längst vorgesorgt.«

Dorothea lächelte verkniffen. »Kann man jemals genug Geld haben? *Ich* nicht. Und Bobby hatte verdammt viel Zaster.«

King beobachtete sie mit festem Blick. »Bobby war ein harter Verhandlungspartner. Worum also ging es beim *quid pro quo*, Dorothea?«

»Da halte ich lieber den Mund«, antwortete sie nach längerem Zögern. »Ich bin nicht sonderlich stolz darauf.«

»Kann ich mir denken. Dagegen war der kleine Strip, den Sie für Kyle hingelegt haben, wahrscheinlich gar nichts. Weshalb haben Sie eigentlich einen von Bobbys Oldies benutzt, um zum *Aphrodisia* zu fahren?«

Ein Lächeln des Triumphs legte sich auf Dorotheas Lippen. »Ich fand, er wäre mir mindestens das schuldig. Und er fuhr die Wagen ja sowieso nicht mehr.«

»Wissen Sie warum?«

»Er war sie leid geworden, nehme ich an. Für so was war der großmächtige Bobby Battle bekannt. Irgendwann hatte er alles satt, was er einmal begehrt hatte, und vergaß es.« Sie unterdrückte einen Schluchzer.

King erhob sich und betrachtete Dorothea, jedoch mit wenig Mitgefühl. »Wenn man Kyles Tod als Mord einstuft, wird die Polizei Sie verhören.«

»Das dürfte keine Rolle mehr spielen. Schlimmer kann es wohl nicht kommen.«

»O doch, Dorothea, es kann noch erheblich schlimmer kommen.«

»Woher hast du gewusst, dass sie es ist?«, fragte Michelle, als sie und King das Haus verließen. »Ich dachte, Savannah ist unsere Pillen schluckende Amateur-Stripperin.«

»Sie kam überhaupt nicht in Frage.«

»Wieso nicht? Sicherlich erinnerst du dich noch daran, wie sie sich damals am Pool geräkelt hat.«

»Genau. Eben das hat für mich zur Klärung beigetragen. Als Sylvia im *Aphrodisia* war, hat sie Kyle sagen hören, die Frau würde ›den nackten Hintern‹ herzeigen.«

»Und?«

»Savannah hat doch ihren Namen auf den Hintern tätowiert. Alle sonstigen Verdachtsmomente mögen gleich sein, aber ich bezweifle, dass sie diese Tätowierung Kyle gezeigt hätte, wenn sie unerkant

bleiben wollte. In Wrightsburg gibt es nur eine Savannah mit einem solchen Merkmal.«

K A P I T E L 64

Im Laufe des Tages traf von Sylvia die Nachricht ein, dass sie die Autopsie Kyle Montgomerys beendet habe. Eine Zusammenkunft in Kings Büro wurde verabredet. Sylvia kam in Todd Williams' Begleitung. Eine Minute später fuhr auch Chip Bailey auf den Parkplatz.

»Ich habe ihn angerufen«, erklärte Williams, »da ich es für angebracht halte, ihn einzubeziehen, auch wenn Montgomerys Tod in keinem Zusammenhang zu den Serienmorden steht.«

»Bist du ganz sicher?«, fragte King.

Williams musterte ihn scharf. »Willst du mich etwa in den Wahnsinn treiben?«

Als alle sich im Konferenzzimmer gesetzt hatten, klappte Sylvia den Schnellhefter auf.

»Wie ich schon sagte, wird die genaue Todesursache erst feststehen, wenn uns die Ergebnisse der toxikologischen Untersuchung vorliegen«, sagte sie zur Einleitung. »Dennoch hat die äußerliche Untersuchung zu ungewöhnlichen Feststellungen geführt, die mich zu dem Schluss veranlassen, dass Montgomerys Tod unter fragwürdigen Umständen eingetreten ist.«

»Durch Suizid mittels Überdosis?«, fragte King.

»Nein, durch Mord. Montgomery war nicht als Drogenabhängiger bekannt. In seiner Wohnung wurden keine Drogen und oder Drogenzubehör entdeckt, und es gab an seinem gesamten Körper keinen zweiten Kanülen-Einstich.«

»Gefunden wurden allerdings eine benutzte Spritze mit Resten des Inhalts, ein Gummiband sowie ein Einstich im Arm«, rief Bailey in Erinnerung.

»Das Zeug in der Spritze ist als Heroin identifiziert worden. Gut, unterstellen wir mal, Kyle hatte den Vorsatz, sich das Leben zu nehmen. Heroin ist eine auf der Straße erhältliche Droge, deshalb kennt man nie die genaue Dosis, die man sich spritzt. Und es bleibt die Frage offen, woher er das Zeug bezogen haben soll. In meiner Apotheke jedenfalls lagert kein Heroin.«

»Aber er hat ja wohl mehr als einen Apotheker gekannt«, wandte Williams ein. »Und es ist eine traurige Wahrheit, dass es praktisch überall Bezugsquellen für illegale Betäubungsmittel gibt.«

»Wenn man sich wirklich umbringen will, stellt man doch sicher, dass es beim ersten Mal klappt. Das Resümee meiner Darlegungen lautet: Heroin ist für einen Selbstmord keine gute Wahl. Als wichtiger erachte ich jedoch, dass ich in Kyles Brust zwei kleine, oberflächliche Punkturen festgestellt habe. In seiner Wohnung waren sie mir wegen der mangelhaften Beleuchtung nicht aufgefallen.«

»Was für Punkturen?«, fragte Bailey.

»Wie von einem Paar winziger Nadelchen mit kaum zwei Zentimetern Zwischenabstand. Sie bilden so etwas wie ein Verletzungsmuster.«

»Könnten sie von einer Spritze stammen?«, fragte Michelle.

»Ausgeschlossen. Und eine Fixe setzt man nicht auf der Brust. Für Injektionen sind Arme und Beine am besten geeignet.«

»Und was hältst du für die Ursache?«, stellte King die entscheidende Frage.

»Ich habe so etwas schon mal in Richmond gesehen, nach einem Krawall. Nachdem die Polizei einen Mann mit einem Taser außer Ge-

fecht gesetzt hatte, erlitt er einen Herzstillstand und starb. Das Verletzungsmuster, das ich bei Kyle festgestellt habe, könnte ebenfalls von einem Taser stammen – die Stelle, wo die elektrischen Pfeile ihn in die Brust trafen.«

»Dann hat jemand ihn mit einem Taser niedergestreckt und ihm anschließend eine Überdosis Heroin injiziert«, folgerte Bailey. »Deshalb waren keine Kampfspuren zu erkennen.«

»Ganz sicher bin ich mir hinsichtlich des Tasers nicht, aber es gibt noch etwas. Ich habe in den Augen und im Mund kleine Petechien und Blutgerinnsel gefunden.«

»Das sind Anzeichen der Atemnot«, erklärte Michelle, »des Erstickens.«

»Genau. Die Blutungen entstehen, wenn jemand nach Luft ringt. Allerdings hat die Autopsie keinerlei Hinweise auf eine Strangulation ergeben, daher vermute ich, Kyle könnte mit einem Gegenstand erstickt worden sein, der keine Spuren hinterlässt, etwa einem Kissen. Und Heroin schränkt die Atmung ein, deshalb muss er ohnehin schon sehr flach geatmet haben. Dadurch dürfte der Person, die ihn erstickt hat, die Tat ziemlich leicht gefallen sein.«

»Wer hat denn ein Motiv, falls Kyle tatsächlich ermordet wurde und der Täter es wie Selbstmord aussehen lassen wollte?«, fragte Bailey.

»Auf jeden Fall die Frau, der er im *Aphrodisia* Pillen verschreibt hat«, antwortete Williams. Bailey warf ihm einen fragenden Blick zu, und der Polizeichef informierte ihn kurz darüber.

»Wieso sollte die Frau ihn umbringen«, meinte Bailey, »obwohl sie das Geld schließlich behalten konnte?«

»Und wenn Kyle sie erkannt hatte und erpresst hat?«, lautete Sylvi-
as Überlegung. »Furcht vor Bloßstellung ist ein häufiges Mordmotiv.«

»Dann müssen wir diese Frau finden, und zwar schnell«, sagte Williams.

Michelle und King wechselten einen Blick.

»Wir wissen, wer sie ist«, sagte King.

Außer Michelle schauten alle Anwesenden ihn verblüfft an.

»Wer?«, hakte Williams nach.

»Dorothea Battle. Und ihr fehlt für die Zeit, in der Montgomery ermordet wurde, ein Alibi.«

»Dorothea Battle?« Der Polizeichef erhob sich aus dem Sessel.
»Warum zum Teufel hast du mich nicht unverzüglich informiert, Sean?«

»Wir haben es selbst vorhin erst erfahren. Sie hat es vor Michelle und mir zugegeben.«

Williams holte sein Handy hervor. »Na, dann wollen wir sie uns mal schleunigst greifen.«

»Sie ist zu Hause.«

»Du *hoffst*, dass sie noch daheim ist. Sollte sie ausgeflogen sein, mache ich dich dafür verantwortlich.«

»Ich glaube nicht, dass sie Montgomerys Mörderin ist, Todd.«

Williams überhörte die Bemerkung und ordnete telefonisch Dorothea Battles Festnahme an. Erst dann wandte er sich wieder an den Privatdetektiv. »Und worauf stützt du diese Schlussfolgerung?«

»Ich habe es im Urin.«

»Danke, diese Methode werd ich mir merken.«

»Falls Dorothea ihn getötet hat, hätten wir es mit sage und schreibe drei Mördern zu schaffen«, sagte Bailey. »Dem Serienmörder, dem Mörder Bobby Battles und der Mörderin Montgomerys.«

»Oder Dorothea hat auch Bobby umgebracht«, hielt Williams ihm entgegen. Er schaute King an. »Hat sie sich dazu geäußert, warum sie Battle in der Klinik besucht hat?«

»Dorothea hoffte, Bobby hätte sein Testament geändert, um ihr mehr Geld zuzuschanzen. Sie sagt, sie wäre zu ihm in die Klinik gegangen, um sich davon zu überzeugen, dass er die Testamentsänderung erledigt hatte. Wie sich herausstellte, ist nichts dergleichen geschehen. Remmy erbt alles. Deshalb hat Dorothea keinen Nutzen an Bobbys Tod.«

Noch einmal ergriff Michelle das Wort. »Und wenn sie ihn besucht und von ihm erfahren hat, sein Testament ist unverändert geblieben, und dann hat sie ihn aus Wut vergiftet?«

»Ich bezweifle, dass Bobby Battle imstande war, Fragen zu beantworten«, sagte Sylvia. »Er musste beatmet werden, als er starb, und in einer solchen Situation ist das Sprechen weitgehend unmöglich.«

Bailey schaute King an. »Welche Theorie haben Sie, der zufolge zwischen den Opfern irgendeine Verbindung bestehen könnte?«

King zuckte mit den Schultern. »Darüber denke ich noch nach.«

Nachdem bis auf Michelle die Teilnehmer der Besprechung gegangen waren, griff King zum Telefon und wählte eine Nummer. Doch es dauerte nicht lange, bis er den Hörer auflegte.

»Wen wolltest du anrufen?«, fragte Michelle.

»Harry Carrick. Aber er hat sich nicht gemeldet. Ich versuche es später noch mal. Wenn Dorothea festgenommen wird, ist der Teufel los. Harry ist mit Remmy befreundet, also würde ich ihn gern vorher unterrichten. Vielleicht will er Remmy aufsuchen. Und Dorothea braucht einen Anwalt.«

»Ich überlege, ob ich Eddie suchen und ihn informieren soll.«

»Es ist besser, er wird von jemand anders benachrichtigt. Wahrscheinlich behält Bailey es sich vor.«

»Wieso hast du Bailey nichts von Canneys früherem Verhältnis zu den Battles erzählt?«

»Noch weiß ich nicht, ob da wirklich Zusammenhänge bestehen. Ich will mir erst sicher sein.«

»Aber du hast einen Verdacht?«

»Ja, und zwar einen starken.«

»Möchtest du damit rausrücken?«

»Meine Vermutung ist, dass Mrs Canney von Bobby Battle ein Kind bekam, nämlich Steve. Und dass Roger Canney nach dem Tod seiner Frau den Alten dafür hat zahlen lassen. Dadurch ließe sich Canneys plötzlicher Reichtum erklären, ebenso die Tatsache, dass es im ganzen Haus weder Fotos von seiner Frau noch von dem Sohn gibt, der gar nicht sein Sohn war.«

»Es wundert mich, dass er mit der Erpressung Battles gewartet haben soll, bis seine Frau bei dem Verkehrsunfall starb«, sagte Michelle.

King richtete den Blick auf seine Partnerin. »Verkehrsunfall?«, wiederholte er gedehnt.

»Ja, sie hatte getrunken und den Wagen zu Schrott gefahren. Erinnerst du dich nicht?«

»Doch, danke der Nachfrage. Ich erinnere mich gut.«

Michelle bemerkte den Ausdruck der Versonnenheit in Kings Augen. »Irgendwas gibt dir zu denken. Was ist es?«

Er sah sie wieder an. »Wenn Canneys Frau gar nicht bei einem Unfall ums Leben kam?«

»Ist sie aber. Sie wurde in einem Hohlweg im Autowrack aufgefunden. Ich habe dir doch erzählt, dass ich bei Todd Erkundigungen eingeholt habe.«

»Na schön, sie ist in einem Autowrack gestorben. Trotzdem muss es nicht zwangsläufig ein Unfall gewesen sein, oder?«

K A P I T E L 6 5

Endlich gelang es King, Harry telefonisch zu erreichen und ihm mitzuteilen, was sich ereignet hatte.

»Ich fahre sofort zu den Battles«, erklärte Harry. »Am besten, Sie und Michelle treffen mich dort.«

Am Herrenhaus der Battles öffnete Remmy persönlich ihnen die Tür. »Mason ist gerade außer Haus«, erklärte sie.

»Sie wissen Bescheid?«, fragte King.

»Ja. Ich habe meine Zweifel, ob sie es schafft, sich da herauszuwinden.«

Überrascht fasste King die alte Dame ins Auge. »Ich habe gemerkt, Remmy, dass Sie und Dorothea nicht die dicksten Freundinnen sind, aber immerhin ist sie mit Ihrem Sohn verheiratet.«

»Das ist der einzige Grund, weshalb ich überhaupt einen Gedanken an sie verschwende.«

»Wo ist Eddie?«

»Im Ort. Er redet mit den Anwälten. Hat man schon offiziell Anklage gegen Dorothea erhoben?«

»Bisher steht nicht mal die Todesursache eindeutig fest«, erklärte Michelle. »Solange die nicht ermittelt ist, kann es zu keiner Anklageerhebung kommen.«

»Sie glauben doch nicht, dass sie den Mann ermordet hat?«, fragte Harry.

Remmy musterte ihn mit festem Blick. »Nein, aber ich hätte auch nicht von ihr geglaubt, dass sie gestohlene Medikamente kauft.«

»Zwischen Pillenhehlerei und einem Mord besteht ein erheblicher Unterschied«, stellte King fest.

Remmy winkte die Ankömmlinge ins Haus. »Warum setzen wir diese faszinierende Diskussion nicht beim Abendessen fort?«

Auch Savannah erschien zum Essen. Sie trug einen langen Rock, eine weiße Bluse, einen dunkelblauen Pullover, Nylons und flache Pumps. Sie hatte sich ordentlich frisiert und geschmackvoll wenig Make-up aufgetragen.

Ein Moment verstrich, bis King begriff, was er da sah. Dann erkannte er es: Die Tochter hatte sich ganz ähnlich wie ihre Mutter gekleidet. Er warf Michelle einen verdutzten Blick zu und entnahm ihrer Miene, dass auch ihr diese Eigentümlichkeit aufgefallen war.

Harry nahm neben Savannah Platz und knüpfte eine Unterhaltung mit ihr an, während King und Michelle sich mit Remmy besprachen.

»Dorothea hat durch Bobbys Tod überhaupt keinen Vorteil«, stellte King fest. »Also fehlt ihr ein Motiv.«

»Ein Mordmotiv muss nicht immer finanzieller Natur sein«, antwortete Remmy, während sie Butter auf ein Brötchen strich.

So wie das Motiv für den Mord an deinem Ehemann?, überlegte King.

»Denken Sie an etwas Bestimmtes?«, fragte Michelle.

»Nein, ich habe lediglich einen für mein Verständnis offenkundigen Sachverhalt ausgesprochen.«

»Sie hatten keine Ahnung, dass Dorothea einen der Oldtimer Bobbys benutzte und im *Aphrodisia* stets dasselbe Zimmer gemietet hat? Und dass sie ein Drogenproblem hatte?«

Remmy schüttelte den Kopf. »Bin ich die Hüterin meiner Schwiegertochter?«

»Ich wusste von dem Drogenproblem.« Sämtliche Anwesenden richteten den Blick auf Savannah.

»Hat sie sich dir anvertraut?«, fragte King.

»Nein, aber ich habe sie mal gesehen, als sie vermutlich von diesem Etablissement nach Hause kam. An einem frühen Morgen. Ich war zeitig zu einem Spaziergang aufgestanden. Sie kam aus Richtung der Garage. Ganz übel sah sie aus. Es hat mich gewundert, dass sie überhaupt fahren konnte.«

»Sie sind nicht von Trunkenheit ausgegangen?«, fragte Michelle.

»Nach vier Jahren am College kenne ich den Unterschied zwischen Trunkenheit und Drogensymptomen.«

»Ich bin überaus erfreut, dass unser Geld dir zu so unersetzlicher Bildung verhilft«, sagte Remmy zynisch.

»Hast du sie zur Rede gestellt, Savannah?«, fragte King.

»Nein. Ich sagte mir, die Sache geht mich nichts an.«

»Und hast du auch niemanden eingeweiht? Eddie vielleicht?«

»Auch das habe ich nicht als meine Aufgabe betrachtet. Dorothea und ich stehen uns nicht sehr nahe, falls du es noch nicht bemerkt hast.«

Nach dem Essen entschuldigte sich Remmy mit dem Hinweis, sie müsse ein paar Briefe schreiben, und überließ es Savannah, die Gäste zu verabschieden. Bevor sie gingen, bat King die anderen, sich noch einen Moment zu gedulden, und suchte das Bad auf. Während Harry und Michelle warteten, zog er Savannah in eine Ecke und wechselte ein paar vertrauliche Worte mit ihr. Dann gesellte er sich wieder zu Michelle und Harry. Gemeinsam verabschiedeten sie sich und gingen.

»Tut mir Leid, dass ich dich warten ließ, Michelle«, sagte King, »aber ich mache mir Sorgen um Savannah und wollte privat ein paar Worte mit ihr wechseln.«

»Ist dir aufgefallen, dass sie sich wie ihre Mutter kleidet?«, fragte Michelle.

»Für mich ein Zeichen, dass etwas nicht stimmt«, meinte Harry. »Remmy ist eine sehr dominante Person. Ich nehme an, nicht mal ein so unabhängiger Mensch wie Savannah kann auf Dauer gegen ihre Willenskraft gefeit bleiben.«

»Und Remmy schreibt zahlreiche Briefe, führt ein Tagebuch und erhält ihrerseits viel Post von Freunden«, meinte King.

Harry musterte ihn fragend. »Inwiefern könnte das wichtig sein?«

»Auf dem Weg zum Bad bin ich an ihrem Arbeitszimmer vorbeigekommen. Remmy saß dort und schrieb Briefe, genau wie sie gesagt hat.«

»Na und?«, fragte Michelle.

»Mir geht der Gedanke nicht aus dem Kopf, dass wir noch immer nicht wissen, was aus ihrem und Bobbys Geheimfächern entwendet wurde. Wenn es nun Briefe oder ein Tagebuch oder etwas Vergleichbares waren?«

»Gut möglich«, meinte Harry. »Frauen wie Remmy legen häufig Wert auf einen sicheren Aufbewahrungsort für ihre Privatkorrespondenz.«

»Briefe, die irgendwie belastend sein könnten«, sagte King. »Nicht unbedingt in juristischer Hinsicht, aber in persönlicher Beziehung. Jedenfalls dürfen wir diese Möglichkeit nicht außer Acht lassen.«

Sie erreichten ihre geparkten Fahrzeuge. Michelle war mit dem eigenen Wagen gekommen. Sie verabschiedete sich von Harry und King und fuhr los. Harry schwang sich in sein Cabrio und winkte an der Ausfahrt noch einmal zum Gruß.

King setzte sich ins Auto, als er auf dem Fahrersitz einen Zettel bemerkte.

Die Mitteilung war kurz und unumwunden.

*Ich möchte mit dir reden. Heute Abend um zehn bin ich bei dir.
Sally.*

K A P I T E L 6 6

King empfing Sally an der Einmündung der Zufahrt, führte sie an der Baustelle seines künftigen neuen Hauses vorüber und die kurze Treppe zum Hausboot hinunter.

Die junge Frau war nervös. »Du tust das Richtige, Sally«, versicherte King ihr beruhigend. »Sobald du dein Herz erleichtert hast, wirst du dich besser fühlen.«

Während das Wasser des Sees träge gegen den Rumpf des Hausboots schwappte, nahmen King und Sally an dem kleinen Küchentisch Platz. Er brachte ihr einen Becher heißen Tee und blickte sie erwartungsvoll an.

»Du möchtest mir etwas über Junior erzählen?«, sagte er schließlich.

Langsam atmete Sally aus. »Ich war mit ihm zusammen, als der Einbruch geschah.«

»Du hast ihm beim Einbruch geholfen?«, fragte King erstaunt.

»Nein, ich war nicht im Haus der Battles bei ihm, sondern in seinem eigenen Haus – dem neuen Wohnhaus, an dem er gebaut hat.«

»Er hat den Einbruch also nicht verübt?«

»Er hätte ihn gar nicht verüben können. Wir waren von abends zwanzig Uhr bis vier Uhr morgens zusammen. Und bis zu den Battles ist es eine gute Stunde Fahrt.«

»Was hast du denn mit Junior in dem Rohbau gemacht?«

Sally trank einen Schluck Tee und lehnte sich zurück. Ihr Gesicht war gerötet, und Tränen liefen ihr über die Wangen. »O Gott, ich kann gar nicht glauben, dass ich dir so was erzähle...«

»Sally«, drängte King, »warum warst du mit ihm zusammen?«

»Als er bei den Battles gearbeitet hat, haben wir uns näher kennen gelernt. Wir waren... Ich glaube, wir waren beide einsam.«

»Du hattest eine Affäre mit Junior?«

»So war es nicht!«, widersprach Sally hitzig. »So war es wirklich nicht.«

»Dann erklär mir, *wie* es war.«

»Wir waren bloß... Bekannte. Anfangs jedenfalls.« Sally stellte den Teebecher ab. »Er hatte mir gegenüber erwähnt, dass er bis spät in die Nacht am Haus arbeiten wollte. Seine Frau hatte sich freigenommen und war mit den Kindern zusammen. Ich fuhr zu ihm und habe ihn verführt. Mehr war da nicht.«

»*Du* hast *ihn* verführt?«

Sally wirkte gekränkt. »Ich laufe nicht immer in Jeans und Arbeitsklamotten durch die Gegend, Sean. Im Kleid sehe ich hübsch aus. Natürlich hat es ihn überrascht, dass ich dort aufkreuzte. Aber ich habe an meinen Wünschen keinen Zweifel aufkommen lassen.«

»Bisher dachte ich immer, Junior hätte Lulu wirklich geliebt.«

»Hat er auch, aber er war auch nur ein Mann. Außerdem trug ich fast nichts am Leib. Mein Angebot ließ sich schwer zurückweisen. Ich wollte ja nur bumsen, sonst nichts – keine Fragen, keine Bindung. Und nach allem, was er mir gegenüber erwähnt hatte, schenkte Lulu ihm schon eine ganze Weile kaum noch Beachtung. Sie war oft stundenlang im Club beschäftigt.«

»Daher hast du Junior willig und bereit angetroffen?«

»Ich will es mal so ausdrücken: Er wäre körperlich gar nicht mehr imstande gewesen, einen Einbruch zu begehen. Mann, ich selbst konnte danach kaum noch laufen.«

King hob die Hand. »Schon gut, Einzelheiten muss ich nicht wissen.«

Sally rieb sich die Augen. »Das Schlimme ist, ich hatte ihn wirklich gern. Er war ein bisschen grobschlächtig, aber in der rauen Schale steckte ein weicher Kern.«

»Weshalb hast du keine Aussage gemacht, als Junior wegen des Einbruchs festgenommen wurde?«

»Er wollte es nicht. Er sagte, er würde lieber in den Knast gehen, als dass Lulu etwas erfährt.«

»Das leuchtet mir ein. Was gibt es sonst noch zu erzählen?«

»Das wär's. Von der Battles-Beerdigung habe ich mich fortgeschlichen, um von Junior an seinem Grab Abschied zu nehmen. Ich hätte nicht gedacht, dass ich beobachtet wurde.« Sie senkte den Blick auf die Tischplatte. »Wird das alles nun an die Öffentlichkeit gezerrt?«

»Ich glaube nicht. Junior ist tot, und Remmy ist inzwischen von seiner Unschuld überzeugt. Und ich wüsste keinen Grund, Lulus Erinnerungen an ihren Mann zu trüben.«

»Er hat sie geliebt, Sean, ich war nur ein Ausrutscher.« Sallys Stimme wurde kleinlaut. »Wahrscheinlich werde ich es immer bleiben.«

Nachdem Sally fort war, überlegte King, ob er Michelle verständigen sollte, beschloss dann aber, den Anruf bis zum Morgen zu verschieben. Der Tag war lang gewesen. King legte sich ins Bett.

In der Nähe des Hausboots hatte der Mann beobachtet, dass Sally den Privatdetektiv verließ. Dank des im Hausboot versteckten Abhörgeräts hatte er das gesamte Gespräch belauschen können. Der Mann behielt das Hausboot im Auge, bis dort das letzte Licht erlosch. Er wollte

abwarten, bis Sean King fest schlief, und ihm dann einen allerletzten, endgültigen Besuch abstatten.

K A P I T E L 67

Michelle war nach Hause gefahren, hatte eine Zeit lang auf den Sandsack im Keller eingedroschen, hatte Wäsche eingeräumt und zum Schluss Ordnung in der Küche geschaffen. Danach duschte sie und dachte daran, ins Bett zu gehen, doch inzwischen hatte eine innere Unruhe sie gepackt. Ihre Gedanken kehrten stets zu den Morden zurück. Übersahen sie etwas? King hatte sogar angedeutet, dass Mrs Canney gar nicht bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen sei, sondern ermordet worden war. Aber falls das stimmte – wer war dann ihr Mörder gewesen?

Da ihr vom Grübeln der Kopf schwirrte, entschloss Michelle sich zu einer Spritztour, ein Mittel, das ihr bisher noch jedes Mal geholfen hatte. Die Fahrt führte sie an ihrer und Kings Detektei vorbei. Kurz entschlossen parkte sie und ging hinein, um die Aufzeichnungen, die sie im Verlauf der bisherigen Ermittlungen angefertigt hatte, ein weiteres Mal durchzuschauen.

Als sie das kleine Foyer der Detektei durchquerte, sah sie auf dem Tisch der Teilzeit-Vorzimmerdame mehrere Telefonnotizen liegen. Eine betraf den Anruf eines Billy Edwards für King. Michelle kam der Name bekannt vor, doch im Moment wusste sie nichts damit anzufangen. Kurz entschlossen rief sie an. Nach dem dritten Freizeichen nahm jemand ab.

»Mr Edwards?«

»Am Apparat. Wer ist da?«

»Michelle Maxwell. Ich bin Sean Kings Partnerin und rufe aus Wrightsburg in Virginia an. Soviel ich weiß, ist Sean mit Ihnen in Verbindung getreten...«

»Ja.«

»Er hat mich gebeten, mich bei Ihnen zu melden, weil er derzeit außer Haus ist.«

»Soll mir recht sein. Was möchten Sie denn über die Zeit meiner Tätigkeit bei den Battles wissen?«

Nun wusste Michelle den Namen einzuordnen. Billy Edwards war der Automechaniker gewesen, der Bobby Battles Oldtimer-Sammlung betreut hatte. Nach einem Krach zwischen Bobby und Remmy Battle – dem einzigen Ehestreit, den Sally Wainwright gehört hatte – war er am Tag darauf entlassen worden.

»Genau darum geht es«, sagte Michelle. »Uns ist aufgefallen, dass Sie eine sehr plötzliche Entlassung hinnehmen mussten.«

Edwards lachte. »So kann man es auch nennen. Ich wurde ohne jede Vorwarnung hochkant rausgeworfen.«

»Von Bobby Battle?«

»Dem einen und einzigartigen Bobby Battle. Aus den Nachrichten habe ich erfahren, er soll gestorben sein. Ist da was dran?«

»Ja. Hat er Ihnen für den Rausschmiss einen Grund genannt?«

»Nein. Es wäre auch überflüssig gewesen. Mit meiner Arbeit hing es nicht zusammen, das weiß ich genau. Allerdings war ich sauer, wie er mit mir umgesprungen ist. Ansonsten aber hatte er mich bis zum Schluss gut behandelt. Er hat mir eine anständige Abfindung gezahlt und eine ausgezeichnete Empfehlung ausgestellt, die mir eine Hilfe war, bei einem anderen reichen Pinkel in Ohio, der eine noch größere Oldtimer-Sammlung besitzt, eine neue Anstellung zu finden.«

»Schön für Sie. Wir wissen außerdem, dass es an dem Abend, bevor Sie entlassen wurden, in der Garage zwischen Bobby und Mrs Battle eine heftige Auseinandersetzung gab.«

»Remmy Battle. Ja, die ist eine Furie. Aber die beiden standen sich in nichts nach. Es war wie ein Kampf zwischen Godzilla und King Kong.«

»Haben Sie etwas über den Grund des Streits mitgekriegt?«

»Nein. Woher wissen Sie überhaupt davon?«

»Leider kann ich Ihnen die Quelle nicht nennen, sie ist vertraulich.«

»Hm-hm. Ich würde wetten, es war Sally Wainwright, stimmt's?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Weil sie gelegentlich in der Garage herumgehangen hat. Mit mir, Sie verstehen?« Edwards lachte auf. »O ja, ich und Sally haben uns da so manche schöne Stunde gegönnt.«

»Sie hatten dort... Rendezvous?«

»Nein. Es ging uns bloß ums Bumsen. Sie war eine wilde Braut, das können Sie mir glauben. Hätte Battle gewusst, was wir in einigen seiner Oldies getrieben haben...«

»Tatsache?«

»Klar. Aber ich war nicht der Einzige.«

»Wer denn noch?«

»Arbeitet Mason noch bei den Battles?«

»Ja.«

»Na, dann wissen Sie Bescheid.«

Michelle konnte ihr Erstaunen nicht verbergen. »Mason hat mit Sally geschlafen?«

»Jedenfalls hat sie es behauptet. Persönlich gesehen hab ich es nie. Aber sie ist ein hübsches Mädchen. Wahrscheinlich sollte ich einer Frau gegenüber so was nicht erwähnen, aber wenn alle im selben

Haushalt leben, passiert so was nun mal. Man sieht sie in spärlicher Kleidung herumlaufen oder mit nichts als einem Badetuch aus der Dusche kommen, und... Na ja, wir sind doch alle nur Menschen. Ich hab deswegen kein schlechtes Gewissen.«

»Kommt sonst noch wer in Frage?«

»Wahrscheinlich, aber ich kann Ihnen keine Namen nennen.«

»Sally sagte, Bobby hätte den Rolls-Royce gerade in die Garage gefahren, als es zwischen ihm und Remmy zu dem Streit kam.«

»Der Rolls war ein Prachtauto. Auf der ganzen Welt gibt es davon höchstens noch fünf Exemplare. Hat Bobby ihn verkauft?«

»Anscheinend schon am folgenden Tag.«

»Das dachte ich mir.«

Michelle stutzte. »Inwiefern?«

»An dem Morgen, als er mich gefeuert hat, bin ich in die Garage gegangen, um mein Werkzeug und den übrigen Kram zu holen. Ich hatte immer eine Schwäche für den Rolls. Ein herrliches Auto. Es war das letzte Mal, dass ich ihn sehen durfte. Und es ist ja nicht so, dass ich mir inzwischen selbst einen gekauft hätte.« Edwards lachte.

»Was dann?«, drängte Michelle.

»Nun, ich wollte mir den Rolls noch mal anschauen. Ich hab die Abdeckplane entfernt, mich reingesetzt und mir vorgestellt, er würde mir gehören.«

»Okay«, sagte Michelle ungeduldig. »Aber wieso haben Sie damit gerechnet, dass Battle den Wagen verkauft?«

»Als ich ihn wieder mit der Plane zudeckte, fiel mir auf, dass der linke vordere Kotflügel eine Beule und ein Scheinwerferglas einen Sprung hatte. Der Schaden musste am Abend zuvor entstanden sein, denn am vorherigen Nachmittag hatte ich den Wagen noch überprüft, und da war er unbeschädigt. Eigentlich war es kein großer Schaden,

aber bei einem so wertvollen Fahrzeug gehen selbst die kleinsten Reparaturen in die Tausende. Und man kriegt für solche Fahrzeuge keine Ersatzteile mehr. Es war eine Schande. Ich nehme an, Battle hatte irgendwo einen Blechschaden gebaut und war deshalb mieser Laune. Wenn nicht alles seine Richtigkeit hatte, war der Mann ein Kotzbrocken. Ab und zu kam er in die Garage und hat mich angeschissen, weil er auf dem Boden Öl sah oder ein Nummernschild ein bisschen schief hing. Wahrscheinlich hat es ihm gestunken, dass der Rolls den Schaden abgekriegt hatte. Wenn er ihn nicht reparieren konnte, wollte er ihn nicht mehr haben. So war der Mann.«

»Haben Sie jemandem von der Beschädigung des Rolls-Royce erzählt?«

»Nein, es war ja sein Auto. Er konnte damit anstellen, was er wollte.«

»Erinnern Sie sich an den genauen Zeitpunkt der Beschädigung?«

»Wie gesagt, es muss am Abend vor meiner Entlassung passiert sein. Am Vortag hatte ich nachmittags ja noch keine Schäden bemerkt.«

»Wissen Sie noch das Datum?«

Einen Moment lang schwieg Edwards. »Es ist über drei Jahre her, so viel kann ich noch sagen«, meinte er schließlich. »Im Herbst. Bis ich die Stelle in Ohio bekam, musste ich eine Zeit lang für eine Firma in North Carolina arbeiten. Vielleicht war's im September... nein, eher Oktober oder November.« Seine Stimme bezeugte Unsicherheit. »Glaub ich wenigstens.«

»Genauer können Sie es nicht eingrenzen?«

»Hören Sie, ich kann mich kaum daran erinnern, wo ich letzte Woche war, gar nicht davon zu reden, was vor drei Jahren gewesen ist. Seitdem bin ich ganz schön herumgekommen.«

»Könnten Sie mal auf den Gehaltsabrechnungen aus Ihrer Zeit bei den Battles nachschauen? Oder von den Jobs in North Carolina und Ohio? Dann kommen wir vielleicht weiter.«

»Gnädigste, ich wohne in einer Schlafbude in West Hollywood. Mir fehlt der Platz, um solchen Krempel aufzubewahren. Ich kann mit Mühe und Not meine Klamotten unterbringen.«

»Aber würden Sie anrufen, falls es Ihnen doch noch einfällt?«

»Klar, wenn's wichtig ist.«

»Es ist sehr wichtig.«

Michelle legte auf und setzte sich an ihren Schreibtisch. Vor über drei Jahren im Herbst. Aber war es *wirklich* im Herbst geschehen? Dann musste es vor etwa dreieinhalb Jahren gewesen sein, weil derzeit Frühling war. Vielleicht erinnerte sich Sally Wainwright an das genaue Datum... Michelle sah auf die Uhr. Inzwischen war es zu spät, um Sally anzurufen. Sie musste das Telefonat auf den Morgen verschieben. Doch sie beschloss, sofort mit King zu reden und ihn über die neuen Erkenntnisse zu informieren.

Sie rief ihn auf dem Handy an, doch er meldete sich nicht. Sie sprach ihm eine Mitteilung auf die Mailbox. Ein anderes Telefon hatte er auf dem Hausboot nicht.

Schlieft er schon?

Während Michelle auf das Telefon starrte, überkam sie ein sonderbares Gefühl. Sean hatte einen leichten Schlaf. Warum also hatte er sich nicht gemeldet? Dass sie die Anruferin war, hätte er anhand der Anzeige sehen müssen. War er gar nicht imstande, das Handy zu bedienen?

Michelle schnappte sich ihren Schlüsselbund und rannte zum Auto.

K A P I T E L 6 8

King wälzte sich unruhig im Bett und stöhnte leise, während das Hausboot kaum merklich schaukelte. Glut tobte in seinem Hirn. Dennoch erwachte er nicht. Aber ihn quälte kein Albtraum. Sein Körper wurde nach und nach der Fähigkeit beraubt, Sauerstoff aufzunehmen. Langsam und lautlos nahte der Tod.

Michelles Scheinwerfer durchstachen die Dunkelheit, als sie den Wagen zur Anlegestelle lenkte, hielt und ausstieg. Dann eilte sie die Treppe zum Hausboot hinunter.

»Sean?«, rief sie und klopfte an die Tür des Boots. »Sean?« Sie blickte sich um. Sein Auto stand am Ufer. Er musste daheim sein. »Sean?«

Michelle rüttelte am Türgriff. Die Tür war abgesperrt. Auf dem Laufgang umrundete sie das Hausboot und spähte durch ein Fenster ins Innere. Sehen konnte sie allerdings nichts. Sie pochte an das Fenster, von dem sie wusste, dahinter lag sein Schlafzimmer.

»Sean?« Sie glaubte, Geräusche zu hören, und lauschte angestrengter.

Es war ein Stöhnen.

Michelle rannte zurück zur Tür und stemmte die Schulter dagegen, doch das Schloss gab nicht nach. Sie trat zurück und versetzte der Tür einen wuchtigen Tritt, sodass das Schloss aus dem Türrahmen gesprengt wurde. Mit gezückter Waffe stürmte Michelle ins Innere. Sofort verspürte sie Beklemmung, und ihre Furcht wuchs sich zur Panik

aus. Während sie durch das dunkle Hausboot irrte, fühlte sie plötzliche Kälte in den Gliedern. Mehrere Male stolperte sie, bis sie einen Kippschalter fand. Schlagartig vertrieb helles Licht die Finsternis.

»Sean?«, rief Michelle. »Sean?«

Sie fand ihn und versuchte ihn zu wecken, doch er kam nicht zu sich. Obwohl sie selbst immer mühsamer atmete, zerrte sie ihn aus dem Bett, durchs Schlafzimmer und durch das Hausboot ins Freie. Dann lag er reglos auf dem Deck, das Gesicht kirschrot verfärbt. *Kohlenmonoxidvergiftung*. Sie beugte sich über ihn, strich sich das Haar aus der Stirn und machte sich an eine Mund-zu-Mund-Beatmung.

»Atme, Sean, atme! Du sollst atmen!«

Unaufhörlich blies sie ihm Luft in die Lungen, bis ihr vor Anstrengung schwindelte. Trotzdem ließ sie nicht nach.

»Atme! Los doch, Sean, bitte! Tu's für mich! Tu mir das nicht an! Komm schon, du Mistkerl, atme!«

Sie fühlte seinen Puls; dann streifte sie sein T-Shirt hoch und lauschte auf seinen Herzschlag. Er war kaum noch zu hören. Nochmals blies sie Luft in seine Lungen; dann opferte sie wertvolle Sekunden, um die Polizei anzurufen. Anschließend mühte sie sich weiter mit der Beatmung ab. Für den Fall eines Herzstillstands bereitete sie sich innerlich auf Herzmassage vor. Aber noch schlug das Herz, sie konnte es hören. Würden nur seine Lungen wieder arbeiten! Michelle beatmete ihn, bis sie selbst das Bewusstsein zu verlieren drohte.

Endlich zeigte sich Wirkung. Sein Brustkorb hob und senkte sich, unmerklich zuerst, dann kräftiger und regelmäßiger, und allmählich wich die rote Färbung aus seinem Gesicht. Michelle eilte ins Hausboot, holte Wasser und spritzte ihm etwas auf die Wangen. Wo blieb der Notarzt? Eigentlich müsste er schon da sein. Kings Zustand

besserte sich zwar, doch jederzeit konnte es zu einem Rückfall kommen. Und wenn er längere Zeit unter Sauerstoffmangel gelitten hatte, bestand die Gefahr, dass er sich eine Hirnschädigung zugezogen hatte. Rasch verdrängte Michelle diesen erschreckenden Gedanken.

Sie schüttete ihm das restliche Wasser ins Gesicht, richtete sich auf, um neues zu holen, senkte den Blick – und erstarrte. Zwischen ihren Brüsten sah sie den Laser-Punkt einer Waffe, die auf ihr Herz zielte.

Doch nun kannte sie kein Zögern mehr. Sie war es leid, sich von einem Mörder, der ihnen stets einen Schritt vorausblieb, zur Närrin machen zu lassen. Blitzartig sprang sie zur Seite, riss gleichzeitig die Pistole heraus und feuerte. Sie leerte das ganze Magazin, streute die Schüsse in weitem Umkreis, um auf diese Weise den Killer zu treffen, der so vielen Menschen so viel genommen hatte.

Michelle rollte sich ab und kam hinter dem Schanzkleid des Hausboots zu liegen. Mit fliegenden Fingern zog sie das leere Magazin aus der Waffe und schob ein Reservemagazin hinein. Mit einem Ruck lud sie durch und spähte übers Schanzkleid. In diesem Moment hörte sie Schritte, die sich rasch entfernten. Gerade wollte sie die Verfolgung aufnehmen, als King ein lautes Stöhnen ausstieß. Michelle eilte an seine Seite. Sämtliche Gedanken an den fliehenden Mörder verflogen. King versuchte sich aufzusetzen. Er atmete stoßweise. Einen Moment später musste er sich heftig übergeben. Michelle tauchte einen Lappen ins Wasser des Sees und wischte ihm das Gesicht ab, während sie ihn fest an sich drückte.

»Bleib sitzen, Sean, bleib sitzen, es wird alles gut. Ich bin da. Lehn dich an. Ich passe auf dich auf.« Sie versuchte die Tränen des Glücks zurückzuhalten, ließ ihnen dann aber freien Lauf, während sie ihren Partner in den Armen hielt.

»Was ist geschehen?«, fragte King mit matter Stimme. »Verdammt, was ist passiert...?«

»Später. Der Notarzt ist unterwegs.«

Benommen schaute King sie an, während sie seinen Kopf in ihren Schoß bettete.

»Bist du wohlauf?«, fragte er matt.

Da erst bemerkte Michelle, dass ein Schuss sie getroffen hatte. Sie spürte keinen Schmerz – noch nicht –, sah aber das Blut, das an ihrem Arm hinunterrann. Sie betastete das Loch im Ärmel der Bluse, wo das Geschoss eingedrungen war. Offenbar nur ein Streifschuss; die Kugel schien nicht im Arm zu stecken. Michelle riss den unteren Teil des Ärmels ab und wickelte den Fetzen straff um den Arm, um die Blutung zu stillen.

»Michelle – alles klar?«, fragte King, diesmal dringlicher, obwohl er inzwischen die Augen geschlossen hatte.

»Mir ging es noch nie besser«, log sie.

K A P I T E L 69

»Irgendwer hat den Abzug der Heizungsanlage verstopft, Sean«, erklärte Todd Williams. Er und Michelle hatten sich bei King in der Klinik eingefunden. Auch zwei seiner Deputys und Sylvia waren erschienen. »Sämtliche Abgase wurden ins Hausboot geleitet. Du hast verdammt Glück gehabt, dass Michelle rechtzeitig aufgekreuzt ist.«

»Fast wäre es nicht dazu gekommen«, meinte Michelle und rieb sich den verletzten Arm, den sie mittlerweile in einer Schlinge trug.

Vom Krankenbett aus warf King ihr einen bösen Blick zu. »Du hast behauptet, wohlauf zu sein«, maulte er. »Ich bezweifle, dass jemand ›wohlauf‹ ist, der gerade angeschossen wurde.«

»Ist nur eine Schramme.«

»Nicht ganz, Michelle«, widersprach Sylvia. »Die Wunde ist an der Innenseite des Arms. Ein paar Zentimeter weiter links, und das Geschoss hätte den Oberkörper getroffen. Dann wären die Folgen erheblich schlimmer gewesen.«

Michelle tat die Bemerkung mit einem Schulterzucken ab. »Ist der Schütze gefunden worden, oder wenigstens die Kugel?«

»Weder noch«, antwortete Williams. »Das Projektil liegt wahrscheinlich im See. Und über den Schützen wissen wir überhaupt nichts.«

»Ein Gutes hat die Sache«, sagte King. »Wenn der Mörder mich beiseitigen will, müssen wir ihm ziemlich nah auf die Pelle gerückt sein.«

»Tja, indem wir hier herumhocken, schnappen wir ihn bestimmt nicht«, sagte Williams.

»Du darfst auf gar keinen Fall auf dem Hausboot bleiben«, wandte Sylvia sich an King, nachdem der Polizeichef und die Deputys sich verabschiedet hatten. »Du kannst zeitweilig bei mir unterschlüpfen. Ich habe viel Platz.«

»Er kommt bei mir unter«, sagte Michelle mit Nachdruck und erhob sich. »Da kann ich ein Auge auf ihn haben.«

Verlegen blickte King zwischen den beiden Frauen hin und her. »Sie hat Recht, Sylvia. Außerdem bist zu viel zu beschäftigt. Du kannst es dir nicht leisten, zu Hause zu sitzen und mich zu bemuttern. Davon abgesehen geht es mir wieder ausgezeichnet.«

Michelle schüttelte den Kopf. »Du hast gehört, was die Ärztin sagt, Sean. Du musst dich ein paar Tage ausruhen.«

»So ist es«, bestätigte Sylvia. »Der zusätzliche Sauerstoff bewirkt, dass du dich gut fühlst, aber dein Körper befand sich im Schockzustand, und wenn du ihn zu früh forderst, liegst du schneller wieder in der Klinik, als dir lieb ist.« Sie sah Michelle an. »Und auch du solltest besser auf dich Acht geben.«

»Ich komme schon klar.«

Sylvia umarmte King zum Abschied, ehe sie das Krankenzimmer verließ, und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

»Was hat sie gesagt?«, fragte Michelle.

»Darf ich keine Geheimnisse haben?«

»Mir gegenüber nicht. Ich habe dir das Leben gerettet. Und nicht zum ersten Mal.«

King seufzte. »Na schön. Sie hat gesagt, ich soll ihr nie wieder so einen Schrecken einjagen.«

»Sonst nichts?«

»Tut mir Leid, wenn du enttäuscht bist. Hast du vielleicht erwartet, dass sie mir ihre ewige Liebe gesteht? Da müsste vorher noch einiges

passieren. Mindestens dreimal zum Essen ausgehen, ein Kinobesuch und munteres Petting. Hab ich jedenfalls mal so gehört.«

»Deine Klugscheißerei lässt darauf schließen, dass dein Zustand sich tatsächlich bessert.«

»Können wir nun abhauen?«

»Man will dich noch eine Zeit lang zur Beobachtung hier behalten.«

»Verdammt, ich brauche nichts als frische Luft, und die gibt's bestimmt nicht in einer Klinik.«

»Also gut, ich tue, was ich kann. Wir fahren dann bei dir vorbei, damit du ein paar Sachen einpacken kannst.«

»Kannst du mit dem Arm fahren?«

»Fahren *und* schießen. Und so wie's aussieht, wird beides noch nötig sein.«

»Wenigstens ist diesmal nicht mein Wohnsitz in die Luft gesprengt worden«, meinte King mürrisch, als sie eine Stunde später in Michelles Wagen vom Klinik-Parkplatz abbogen.

»Ich bewundere Menschen, die jeder Situation etwas Positives abgewinnen.«

»Nun stehe ich vor einer gänzlich neuartigen Herausforderung.«

Verwirrt schaute Michelle ihn an. »Welcher Herausforderung?«

»Deinen Haushalt zu überleben.«

Es wurde gerade erst hell, als Sally Wainwright aus dem Bett stieg, um sich an die Arbeit zu machen. Die Pferde mussten gefüttert, gestriegelt und ausgeritten werden; die Stallung musste ausgemistet werden; am Sattelzeug gab es Gurte und Schnallen zu reparieren, und es war noch eine Vielzahl anderer Aufgaben zu erledigen, über denen die Stunden wie im Flug verstrichen. Meist stand Sally als Erste auf und ging als

Erste zu Bett. Doch nachdem es gestern spät geworden war, ging sie an diesem Morgen alles etwas langsamer an.

Nachdem sie angekleidet war, trat sie hinaus in die frische Morgenluft. Mit raschen Schritten ging sie zu den Stallungen und strebte zur Box des ersten Pferdes – ein Tier, das sie noch zureiten musste. Beiläufig fragte sie sich, wie lange sie diesen Job wohl noch behalten konnte. Nur Savannah und Eddie ritten. Wenn Savannah tatsächlich eine Stelle im Ausland antrat, bestand dann überhaupt noch Bedarf an den Stallungen und den Pferden? Vielleicht empfahl es sich, dass sie sich nach neuen Möglichkeiten umschaute. Hier häuften sich die Tragödien, die Todesfälle. Es graute sie, wenn sie nur daran dachte.

Das Sägeklingen-Messer durchschnitt ihren Hals und durchtrennte die Halsschlag- und Drosseladern. Die Klinge drang so tief ein, dass sie auf ihrem halbmondförmigen Weg vom linken zum rechten Ohr sogar die Halswirbelsäule ritzte. Sally röchelte, wollte etwas sagen, fühlte das Blut auf ihr Hemd spritzen und riss in einer Mischung aus Schmerz und Fassungslosigkeit die Augen auf. Sie fiel auf die Knie; dann kippte sie vornüber aufs Gesicht. Im letzten Sekundenbruchteil ihres Lebens begriff Sally Wainwright voller Schrecken, dass jemand sie ermordete.

Der Mörder benutzte eine Harke, um Sally auf den Rücken zu drehen. Ihre toten Augen starrten den Täter an, ohne ihn wahrzunehmen. Die Harke sauste auf Sallys Gesicht hinunter und brach ihr das Nasenbein. Der zweite Hieb zerschmetterte einen Backenknochen; der dritte Schlag zertrümmerte die linke Augenhöhle. Als der Täter endlich von ihr abließ, hätte nicht einmal Sallys Mutter sie wieder erkannt.

Der Mörder verweilte noch einen Augenblick und warf Harke und Messer neben seinem Opfer auf den Boden. Seine Miene spiegelte

Wut, ja Hass auf die Tote. Einen Moment später war Sally allein, während um sie herum ihr Blut das Stroh tränkte. Das einzige Geräusch stammte von dem Pferd, das gegen die Schwingtür der Box drängte und ungeduldig auf den Morgenausritt wartete – einen Ritt, der nun ausbleiben würde.

K A P I T E L 7 0

Im winzigen Gästezimmer in Michelles kleinem Häuschen räkelte King sich im Bett. Während der Himmel aufhellte, hörte er Michelle in der Küche mit Geschirr klappern. Bei der Vorstellung, welchen Mischmasch sie jetzt wieder für ihn fabrizierte, schauderte es ihn. Ständig wollte sie ihn überreden, ihre Sportlerdrinks zu schlucken und Energieriegel mit wenig Kohlehydraten, keinen Kohlehydraten oder den richtigen Kohlehydraten zu futtern, wobei sie ihm verhiess, über Nacht eine wundersame Veränderung zu spüren.

Während in der Küche Töpfe schepperten, Wasser gluckerte und ein Mixer heulte, dachte King über die Mordfälle nach.

Sieben Tote, angefangen mit Rhonda Tyler bis hin zu Kyle Montgomery als letztem Opfer. Vorerst. King vermutete, dass in fünf Fällen derselbe Täter zugeschlagen hatte. Die Ermordung Bobby Battles und Kyle Montgomerys schrieb er jemand anderem zu. Ob beide wiederum von ein und derselben Person umgebracht worden waren, wusste er vorerst nicht.

Und jetzt wäre er beinahe selbst getötet worden – ebenso Michelle. Allem Anschein nach gab es eine Überfülle möglicher Verdächtiger, aber einen ausgesprochenen Mangel an Spuren. Im Zuge der Ermittlungen blieb der Täter ihnen offenbar stets um einen Schritt voraus: Sie hatten mit Junior reden wollen, doch der Mörder war ihnen zuvorgekommen. Sylvia hatte King über Montgomerys Tablettendiebstähle und die geheimnisvolle Frau im *Aphrodisia* informiert; als sie in dieser Sache Ermittlungen aufnahmen, war auch Montgomery getötet

worden. Sally hatte King ein sexuelles Abenteuer mit Junior gestanden – kurz darauf hatte ein Anschlag auf sein Leben stattgefunden.

Mit einem Mal saß King kerzengerade im Bett.

Sally!

»Michelle«, rief er, doch das Geklapper übertönte seine Stimme. Er stand auf und wankte in die Küche. Sein Gleichgewichtssinn war noch gestört. Michelle stand am Spülbecken, zerschnitt eine Zwiebel und füllte sie in den Mixer, in dem sich eine gelblich grüne Brühe befand.

Sie drehte sich um und sah King. »Was treibst du da?«, fragte sie erschrocken.

»Wir müssen uns mit Sally befassen.«

»Sally? Warum?«

»Sie war gestern Abend bei mir und hat mir etwas gebeichtet. Nachdem sie fort war, habe ich mich gleich ins Bett gelegt. Danach muss jemand sich an meiner Heizung zu schaffen gemacht haben.« Kingklärte Michelle darüber auf, dass Sally sich in der Nacht des Einbruchs mit Junior vergnügt hatte.

»Das ist wahrhaftig eine bemerkenswerte Enthüllung. Und du sorgst dich, dass die Person, die uns abmurksen wollte, Sally bei dir gesehen haben könnte?«

»Bei diesem Mistkerl kann mich nichts mehr überraschen. Er scheint immer vorher über alles Bescheid zu wissen.«

Michelle rief Todd Williams übers Handy an. »Er fährt sofort mit ein paar Leuten zu Sally, um nach dem Rechten zu sehen«, ließ sie King wissen.

»Vielleicht sollten wir auch hin.«

»Du gehörst ins Bett. Außerdem ist bei Sally bestimmt alles in Ordnung. Todd wird sich schon darum kümmern.«

Widerwillig befolgte King Michelles Rat.

Savannah hämmerte die Fäuste mit solcher Wucht gegen die Tür des Hauses, dass sie sich blaue Flecken holte. Schließlich öffnete Dorothea im Morgenmantel. Savannah fiel beinahe ins Haus.

Dorothea packte grelles Entsetzen, als sie Savannahs Gesichtsausdruck sah. »Mein Gott«, rief sie, »was ist denn los?«

Savannah deutete in Richtung der nahen Stallung. »Ich habe... habe Sally gefunden. Im Stall. Sie ist tot. Jemand hat ihr... das Gesicht zertrümmert.« Sie brach in hysterisches Geschrei aus.

Entsetzt blickte Dorothea umher, als könnte der Täter sich im Hausflur verstecken. Dann stürmte sie die Treppe zum Schlafzimmer hinauf, wo Eddie noch im Schlummer lag.

»Eddie! Savannah hat Sally tot im Stall aufgefunden. Eddie!«

Er lag reglos im Bett. Dorothea trat näher. »Eddie!« Sie fasste ihn an den Schultern und schüttelte ihn kräftig. »Eddie, wach auf!«

Er reagierte lediglich mit leisem Stöhnen. Dorothea prüfte seinen Puls. Er ging nur schwach. Als ähnlich schwach erwies sich zu Dorotheas Erschrecken seine Atmung. Sie nahm ein Glas Wasser vom Nachttisch und goss es ihm ins Gesicht. Es bewirkte nichts. Sie hob sein rechtes Lid an. Die Pupille war klein wie ein Stecknadelkopf. Die drogenerfahrene Dorothea wusste, was das bedeutete. Sie eilte ans Telefon und wählte 911; dann lief sie die Treppe hinunter und zur Tür, wo Savannah kauerte und schluchzte. Sie trug ihre Reitkleidung, und ihre Stiefel hatten den ganzen Flur mit Lehm verdreckt.

Todd Williams, der neben Sallys Leiche gekauert hatte, erhob sich und nickte. Sylvia machte sich daran, Sally zu untersuchen. Auch die Spurensicherung nahm ihre Arbeit auf. Am Tor der Stallung stand

Chip Bailey und beobachtete das Geschehen. Williams gesellte sich zu ihm.

»Wie geht es Eddie?«, erkundigte sich Bailey.

»Er ist noch bewusstlos. Ich weiß nicht, ob er vergiftet worden ist oder was es mit der Sache auf sich hat. Eigentlich weiß ich überhaupt nicht mehr, was hier los ist. Ich meine, wer könnte Interesse daran haben, Sally und Eddie zu ermorden?«

»Ich hätte nicht gedacht, dass das Mädchen mit drinhängt.«

Einige Minuten später kam Sylvia zu den beiden Beamten.

»Sally wurde die Kehle von einem Ohr bis zum anderen aufgeschlitzt. Der Tod dürfte innerhalb von fünfzehn Sekunden eingetreten sein. Anschließend wurde ihr Gesicht verstümmelt.«

»Sie sind sicher, dass ihr zuerst die Kehle aufgeschlitzt wurde?«, fragte Bailey.

»Ja. Als man ihr das Gesicht zerschmettert hat, war sie schon tot.«

»Und der Todeszeitpunkt?«

»Liegt höchstens vier Stunden zurück. Ich habe rektal die Körpertemperatur gemessen, und auch der Grad der Leichenstarre spricht dafür.«

Williams schaute auf die Armbanduhr. »Demnach muss die Tat sich ungefähr um fünf Uhr dreißig zugetragen haben.«

»Sieht ganz so aus. Es gibt keine Anzeichen einer Vergewaltigung oder anderer sexueller Misshandlungen. Der Mörder hat sie hinterücks angegriffen. Er ist Rechtshänder, denn er hat den Schnitt durch die Kehle von links nach rechts geführt.«

»Und Savannah hat sie gefunden?«, vergewisserte sich Bailey.

»Sie wollte ausreiten und hat dabei die Tote entdeckt«, erklärte Williams. »Wenigstens glaube ich, dass ihre Aussage so lautet. Sie hat dermaßen geschluchzt, dass ich kaum ein Wort verstehen konnte.«

»Und um Hilfe zu holen, ist sie zum Kutschenhaus gelaufen?«, fragte Bailey.

»Es liegt näher an der Stallung als das Hauptgebäude oder das Haus, in dem Sally wohnte«, stellte Williams klar.

»Dann öffnete Dorothea ihr die Tür, versuchte vergeblich, Eddie zu wecken, und ließ den Notarzt kommen.«

»Genau.«

Bailey überlegte. »Folglich lagen Dorothea und Eddie zusammen im Bett. Dorothea fehlte nichts, Eddie hingegen muss irgendein Gift untergejubelt worden sein.«

»Von Dorothea habe ich noch keine vollständige Aussage«, sagte Williams.

»Sie sollten die Vernehmung schleunigst nachholen.«

»Nein, ich halte es für sinnvoller, King und Michelle Maxwell zu verständigen«, erwiderte Williams. »Sie hatten heute früh wegen Sally angerufen, bevor Dorotheas Anruf uns erreichte. Offenbar wissen sie etwas, von dem wir keine Ahnung haben.«

K A P I T E L 7 1

Während King auf Williams' Rückruf wartete, kam Michelle herein und balancierte dabei ein Tablett auf dem gesunden Arm.

King zog ein grimmiges Gesicht. »Eigentlich müsste ich dir Frühstück machen.«

»Hier, das wird dir gut bekommen.« Michelle schob das Tablett zurecht und erklärte ihm die Zusammensetzung des Frühstücks. »Mein berühmter Megapower-Shake, Müsli mit Bananenscheiben, und als besonderer Leckerbissen kohlenhydratarmes Brot mit Avocado-Aufstrich.«

»Woraus besteht die Power in dem Shake? Nein, sag es nicht, ich will es gar nicht wissen.« King nahm einen winzigen Schluck vom Shake und stellte ihn sofort weg. »Ich glaube, er muss noch ein bisschen chambrieren.«

»Das ist doch kein Wein, Sean!«

»Nein, allerdings nicht«, antwortete King mit Betonung und wischte sich mit einer Serviette den Mund ab. »Ich habe dich noch gar nicht fragen können, weshalb du gestern so spät bei mir aufgekreuzt bist.«

»Oh, das habe ich ganz vergessen. Aus Los Angeles hat Billy Edwards angerufen, Battles früherer Kraftfahrzeugmechaniker.«

King setzte sich auf. »Was hat er gesagt?«

Michelle erzählte ihm von dem Blechschaden am Rolls-Royce. Sie war noch nicht ganz fertig, da hatte King schon das Bett verlassen und griff nach seiner Kleidung.

»Was hast du vor?«, fragte sie verwundert.

»Wir müssen jemandem einen Besuch abstatten, und zwar sofort.«

»Wem?«

»Roger Canney.«

Als sie Canneys Villa erreichten, trafen sie dort niemanden an. Sie spähten in die dunklen Fenster und rüttelten an sämtlichen Türen, aber das ganze Haus war rundum verschlossen. Auf den Stufen der Haustür lag die Morgenzeitung. Sie standen noch in der Einfahrt, als ein Mann sich näherte, der zwei große Bassets spazieren führte – viel mehr führten die Hunde ihn spazieren.

»Er ist nicht zu Hause«, rief der Mann, der eine Basketballmütze der Maryland Terrapins trug. »Als ich vor zwei Stunden joggen war, hab ich ihn abfahren sehen.«

King warf einen Blick auf die Armbanduhr. »Ziemlich früh also.«

»Er hat mehrere Reisetaschen ins Auto geladen. Vermutlich bleibt er länger weg.«

»Welches Auto?«, fragte Michelle. »Den Beemer oder den Range Rover?«

»Den Range Rover.«

»Hat er erwähnt, wohin es gehen soll?«

»Nee. Er hat einen Kavaliersstart hingelegt, dass er mich fast überfahren hätte.«

Sie bedankten sich bei dem Mann, stiegen wieder in Michelles Wagen und fuhren los.

»Ich rufe Todd an und bitte ihn, Canney zur Fahndung auszusprechen«, sagte King.

»Mit welcher Begründung, Sean?«

»Denk daran, wie Mrs Canney umgekommen ist.«

»Sie hatte getrunken und starb bei einem Verkehrsunfall. Aber du hast den Verdacht geäußert, es könnte Mord gewesen sein.«

»Genau. Meines Erachtens wurde sie ermordet und mit ihrem Auto in den Hohlweg gestürzt, und zwar von einem Rolls-Royce, an dessen Steuer Bobby Battle saß. Das muss vor ungefähr dreieinhalb Jahren passiert sein.«

»Du meinst, Battle hätte Mrs Canney ermordet? Welches Motiv sollte er gehabt haben?«

»Was, wenn gar nicht Roger Canney als Erster die Idee hatte, Battle zu erpressen? Vielleicht war es Mrs Canney, die Battle androhte, ihn als Vater ihres Sohnes bloßzustellen, und entweder hat Battle sich wider Erwarten nicht darauf eingelassen, oder er wurde die Erpressung leid. Später wurde Battle wegen Mrs Canneys Tod von deren Mann erpresst.«

»Aber woher soll Roger Canney gewusst haben, dass Battle hinter dem Tod seiner Frau steckt?«

»Canney ist möglicherweise über die Absicht seiner Frau, Battle zu erpressen, informiert gewesen. Es ist auch denkbar, dass ursprünglich er die Idee hatte und dass seine Frau ihm lediglich dabei geholfen hat, Battle unter Druck zu setzen. Dann kommt sie – wie günstig – ums Leben. Canney ist ein cleverer Bursche. Selbst wenn er keine faktischen Beweise für einen Mord hatte, konnte er doch zwei und zwei zusammenzählen.«

»Also wendet er sich an Battle, sagt ihm ins Gesicht, dass er nicht nur Steve gezeugt, sondern auch seine Frau ermordet hat, und fordert Schweigegeld.«

King nickte. »Es wäre eine Ironie des Schicksals, wenn sich Battle, um nicht wegen eines unehelichen Kindes erpresst zu werden, durch

die Ermordung Mrs Canneys in die Lage gebracht hätte, wegen Mordes erpresst werden zu können.«

»Aber hätte Battle nicht klar sein müssen, dass Canney seine Mit-täterschaft bei der Erpressung einräumen müsste, hätte er sich an die Polizei gewandt und Battle des Mordes an seiner Frau beschuldigt? Er hätte doch ein glaubhaftes Motiv nennen müssen.«

»Canney hätte sich schlichtweg auf die Existenz des unehelichen Sohns berufen. Was die Erpressung betrifft, hätte er Unkenntnis vor-
getäuscht und alles seiner toten Frau in die Schuhe geschoben.«

»Nett.«

»Und wie.«

»Sieht ganz so aus, als hätten wir ihn verscheucht.«

»Wollen wir hoffen, dass er noch nicht weit gekommen ist. Wir brauchen ihn, um jede Menge Informationslücken zu schließen.«

Gerade als King den Polizeichef anrufen wollte, rief Williams ihn an. King teilte ihm mit, was Sally ihm am Vorabend anvertraut hatte, und setzte ihn über seinen gegen Roger Canney gerichteten Verdacht in Kenntnis. Williams sagte zu, Canney zur Fahndung auszuschreiben, und bat King und Michelle, sich bei den Battles mit ihm zu treffen. Er weigerte sich, den Grund zu nennen, und beantwortete auch bezüglich Sallys keine Fragen.

Mit bedrückter Miene ließ King sich in den Sitz sinken. *Sie ist tot.*

K A P I T E L 7 2

Als King und Michelle bei den Battles eintrafen, führten Williams und Chip Bailey sie sofort zur Stallung. Unterwegs berichtete Williams, was Sally zugestoßen war und was sich mit Eddie ereignet hatte. King wurde bleich, und er musste sich an den Zaun lehnen. Michelle stützte ihn mit ihrem heilen Arm.

»Du darfst jetzt nicht zusammenklappen.«

»Das Messer, mit dem Sally getötet wurde, stammt aus dem Werkzeugbestand der Stallung und ist am Tatort zurückgeblieben«, erklärte Bailey. »Gleiches gilt für die Harke. Sylvia ist gerade gefahren, aber nach ihrer Einschätzung muss Sally sehr schnell tot gewesen sein.«

»Können wir die Leiche sehen?«, fragte King.

»Das ist kein schöner Anblick, Sean«, gab Williams zur Antwort. »An deiner Stelle würde ich darauf verzichten.«

»Ich muss sie sehen«, beharrte King.

Widerwillig begleitete Williams ihn und Michelle zu der Toten.

»Mein Gott«, entfuhr es Michelle.

»Man könnte meinen, der Mörder hätte sie aus irgendeinem Grund gehasst«, sagte Williams. »Er hat immer wieder mit der Harke auf sie eingeschlagen.« Er blickte King an. »Vielleicht wusste Sally doch mehr, als sie zugegeben hat.«

»Kann sein«, murmelte King und drehte sich um. Während man Sallys Leichnam in einem schwarzen Leichensack fortbrachte, verharnte er vor dem Eingang der Stallung, in Gedanken versunken.

Als die Hecktüren des Ambulanzfahrzeugs sich mit blechernem Knall schlossen, wandte er sich erneut an Williams. »Dafür trage ich die Verantwortung. Ich habe sie gedrängt, mit der Wahrheit herauszurücken, und gar nicht in Erwägung gezogen, sie könnte deshalb in Gefahr geraten.«

»Für dich stand es gestern Abend auf Leben und Tod, Sean«, entgegnete Williams. »Du hattest gar keine Gelegenheit, die Sache gründlich zu durchdenken.«

»Wie geht es Eddie?«, erkundigte sich Michelle.

»Vorhin habe ich mit der Klinik telefoniert«, antwortete Bailey. »Er ist noch bewusstlos, aber über den Berg.«

»Weiß man schon, was es war?«

»Nein. Falls Sie mitkommen möchten, ich will nachher noch zur Klinik. Aber erst will ich noch einmal mit Dorothea sprechen. Und mit Savannah, obwohl ich gehört habe, sie wäre mit den Nerven am Ende.«

»Wenn du Recht behältst, was Canney betrifft, Sean, stehe ich in deiner Schuld«, sagte Williams auf dem Weg zum Kutschenhaus. »Ich wäre ihm nie auf die Schliche gekommen.«

»Das ist nur ein Teil des Puzzles, Todd«, versicherte King.

Dorothea empfing sie an der Haustür. Sie sah blass und verhärtet aus. Während Williams, King und Michelle ein paar tröstliche Worte sagten, musterte Chip Bailey Dorothea mit einer Mischung aus Zorn und Entschlossenheit. Alle versammelten sich im Wohnzimmer.

»Um welche Uhrzeit sind Sie und Eddie zu Bett gegangen?«, fragte Williams.

»Gegen halb eins. Eddie hatte im Atelier gearbeitet. Aber wir haben nicht sofort geschlafen, erst etwa eine Stunde später.« Dorothea lächelte verlegen. »Ich hätte nie geglaubt, dass die Aufregungen, die

mit Mordermittlungen einhergehen, sich dermaßen vorteilhaft auf das Sexualleben auswirken können. Aber Eddie zeigt sich von seiner besten Seite, seit wir in diesem Schlamassel stecken.«

»In schwierigen Zeiten ist ein tüchtiger Mann schwer zu finden«, sagte Michelle gepresst.

»Genau das wird mir allmählich klar«, sagte Dorothea mit überraschender Offenheit.

»Er ist betäubt worden, Dorothea«, meldete Bailey sich zu Wort. »Ich habe mit den Klinikärzten geredet. Ihrer Aussage zufolge steht er unter dem Einfluss eines starken Betäubungsmittels.«

Plötzlich spiegelte sich Furcht auf Dorotheas Miene. »Diese Sache kann ich absolut nicht verstehen. Ich... Ich muss Ihnen sagen, dass ich völlig benommen war, als Savannah an die Tür hämmerte und ich aufwachte, und selbst jetzt fühle mich noch nicht richtig beieinander.«

Bailey musterte sie argwöhnisch. »Davon haben Sie heute früh aber nichts erwähnt.«

»Es ging alles so schnell«, erwiderte Dorothea. »Savannah war völlig verstört, Sally war tot, und ich konnte Eddie nicht wecken. Es war wie ein Albtraum.«

»Wann stand Savannah vor der Tür?«, fragte Bailey.

»Kurz nach acht. Ich weiß noch, dass ich im Flur auf die Uhr geschaut habe. Eddie und ich haben gestern zusammen zu Abend gegessen. Nach dem Essen haben wir uns ein Glas Wein gegönnt. Anschließend war er in seinem Atelier, um zu malen, und ich habe in meinem Büro Papierkram erledigt.«

»Können Sie uns die Reste der Mahlzeit und die Weinflasche zur Verfügung stellen?«, lautete Baileys nächste Frage.

»Reste gab es keine. Die Flasche steht hier noch irgendwo, glaube ich.«

»Ich wüsste es zu schätzen«, sagte Bailey, »wenn Sie mir die Flasche aushändigen, bevor ich gehe.«

Trotz erschien in Dorotheas Miene. »Was wollen Sie denn damit beweisen?«

Bailey maß sie mit kühlem Blick. »Irgendjemand hat Eddie gestern etwas untergejubelt, von dem er so stark betäubt wurde, dass er sich bis zur Stunde nicht davon erholt hat. Und noch wissen wir nicht, auf welchem Wege er das Betäubungsmittel unwissentlich eingenommen hat.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, wie das geschehen sein soll«, sagte Dorothea aufgebracht.

»Das herauszufinden ist meine Aufgabe«, sagte Bailey. »Sind von den Pillen, die Sie von Montgomery gekauft haben, welche im Haus?«

»Ich... Ich bin mir nicht sicher. Ich kann nachschauen.«

»Nein. Ich sage Ihnen, wie wir vorgehen. Ich lasse eine Hausdurchsuchung vornehmen. Haben Sie Einwände?«

Auf wackligen Beinen erhob sich Dorothea. »Ich möchte zuvor meinen Anwalt hinzuziehen.«

Auch Bailey stand auf. »Tun Sie das. Unterdessen besorge ich mir einen Durchsuchungsbeschluss. Für den Fall, dass Personen, die von den Ermittlungen betroffen sind, ausfliegen möchten, postiere ich einen meiner Agenten vor dem Haus. Und wir kennen Methoden, um Abflussrohre genau zu untersuchen und alles zu entdecken, was fortgeschüttet oder fortgespült wird.«

»Ihre Unterstellungen sind lachhaft«, rief Dorothea. »Ich habe Sally nicht ermordet, und ich habe auch meinen Mann nicht betäubt!«

»Zu dumm, dass bei Kyle Montgomery die Todesursache bisher nicht endgültig feststeht. Andernfalls säßen Sie jetzt vielleicht hinter Gittern. Dann hätten Sie ein lupenreines Alibi.«

Während Bailey das Zimmer verließ, richtete Dorothea einen kläglichen Blick auf King. »Sean, was geht hier vor?« Sie schwankte, doch King sprang vor und hielt sie fest, ehe sie auf den Fußboden stürzen konnte. King ließ sie auf die Couch sinken.

Er wandte sich an Michelle. »Hol Wasser!«

Michelle eilte aus dem Wohnzimmer. King hielt Dorothea unter aufmerksamer Beobachtung. Sie klammerte sich an seinen Arm.

»O Gott, mir ist so elend...«

»Ich werde Mason bitten, dass er sich um Sie kümmert.«

Dorothea krallte sich noch fester an Kings Arm. »Ich habe nichts verbrochen, Sean. Sie müssen mir glauben.«

Michelle kehrte mit Wasser zurück, und Dorothea trank es.

»Sie glauben mir doch?«, fragte sie kläglich.

»Ich will es mal so ausdrücken: Ich glaube Ihnen so weit, wie ich derzeit jedem glaube.«

Beim Hinausgehen bemerkten King, Michelle und Williams, dass Bailey mit einem seiner Kollegen sprach und auf das Kutschenhaus deutete. Sie gingen zu Bailey hinüber.

»Sie haben Dorothea wahrhaftig nichts geschenkt, Chip«, meinte Williams.

»Ich wusste nicht, dass sie besondere Rücksichtnahme verdient«, erwiderte der FBI-Agent.

»Sie hat einen scheußlichen Morgen hinter sich, und die vergangenen Tage waren auch nicht viel besser.«

»Warum sollte ich Mitleid für diese Frau aufbringen, wenn sie eine Verbrecherin ist?«

»Sie vermuten, dass sie ihren Ehemann betäubt, sich aus dem Haus geschlichen und Sally ermordet hat?«, fragte King.

»Ich halte es für durchaus möglich, dass sie Eddie betäubt und ein Mittäter Sally umgebracht hat, während er besinnungslos war. Die Stallung liegt so nahe am Kutschenhaus, dass Eddie es wahrscheinlich gehört hätte, wäre es zu einem Kampf gekommen. Er wäre Sally zu Hilfe geeilt, wenn sie geschrien hätte. Weil er betäubt war, konnte er das allerdings nicht.«

»Und wer soll Ihrer Ansicht nach Dorotheas Komplize gewesen sein?«

»Wenn ich das wüsste, könnten wir alle nach Hause gehen.«

»Und das Motiv für den Mord an Sally?«

»Sie wusste mehr, als sie irgendwem erzählt hat, Sie eingeschlossen. Sie wäre Juniors Alibi, hat sie behauptet. Dafür steht jedoch nur ihre eigene Aussage, die sie allerdings erst nach Juniors Tod gemacht hat. Er kann sie nicht mehr bestätigen. Aber mal angenommen, sie war in der Nacht des Einbruchs *nicht* mit Junior zusammen? Mal angenommen, sie hat in Wahrheit jemandem beim Einbruch Beihilfe geleistet oder den Einbruch selbst verübt?«

»Wenn es so war, weshalb hätte sie dann die Geschichte auftischen sollen, mit Junior zusammen gewesen zu sein?«, fragte Williams.

»Weil dadurch *sie* für die Zeit des Einbruchs ein Alibi hatte«, sagte King.

»Genau«, bekräftigte Bailey, wobei er Williams einen triumphierenden Blick zuwarf.

»Keine schlechte Theorie, Chip«, meinte King.

»Danke. Ich habe auch meine lichten Momente.« Bailey stieg ins Auto und fuhr davon.

K A P I T E L 7 3

Gegen drei Uhr am Nachmittag kam Eddie wieder zu sich.

Williams, Bailey, King und Michelle hatten sich in seinem Krankenzimmer eingefunden. Fahl, zerzaust und von Zuckungen geplagt, blickte Eddie vom Krankenbett zu ihnen auf. Remmy saß neben ihrem Sohn, hielt seine Hand fest und wischte ihm mit einem feuchten Tuch über die Stirn. »Mein Gott, Eddie, jag mir nie wieder einen solchen Schrecken ein.«

»Es war nicht gerade meine Idee«, antwortete er mit todmüder Stimme.

»An welche Ereignisse des gestrigen Abends können Sie sich erinnern?«, fragte King.

»Dorothea und ich haben zu Abend gegessen und dabei über die jüngsten Geschehnisse gesprochen. Ich war vorher eine ganze Weile beim Anwalt gewesen.«

»Warum hat Dorothea Sie nicht zum Anwalt begleitet?«, fragte Michelle.

»Ich wollte es, sie aber nicht. Dorothea scheint zu glauben, dass all diese Dinge ein Ende nehmen, wenn sie sie ignoriert... Nach dem Essen jedenfalls habe ich mich in mein Atelier zurückgezogen, um den Kopf von allem freizukriegen.« Bevor er weitersprach, warf er Michelle einen Seitenblick zu. »Gegen Mitternacht bin ich ins Haus zurückgekehrt und ins Bett gegangen. Da war Dorothea noch wach.« Unversehens merkte man ihm Verlegenheit an. »Sie war sogar noch *sehr* wach, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Remmy schnaubte. »Für mich unbegreiflich unter solchen Umständen, aber ich habe es schon vor Jahren aufgegeben, deine Frau verstehen zu wollen.«

»Es lag so gut an mir wie an ihr, ja?«, sagte Eddie ziemlich unfreundlich zu seiner Mutter, doch sein Blick galt nach wie vor Michelle. »Vermutlich hatten wir beide das Bedürfnis, uns einfach von allem abzulenken. Aber der Zeitpunkt war seltsam, das gebe ich zu.«

»Was ist danach passiert?«, fragte King.

»Ich bin eingeschlafen. Und als Nächstes erwache ich in der Klinik. Was *war* das für ein Zeug, um Himmels willen?«

»Den Ärzten zufolge Morphinsulfat, auch bekannt als MS Contin«, sagte Williams. »Davon wird man unter Garantie für acht, neun Stunden oder länger schlafen gelegt.«

»Aber warum?«, fragte Eddie. »Was ist dadurch erreicht worden?«

King sah Williams an. »Du hast ihm noch nichts gesagt?«

»Was gesagt?«, fragte Eddie.

Williams sah ihn an. »Heute Morgen gegen fünf Uhr dreißig hat jemand Sally Wainwright ermordet.«

Eddie setzte sich so ruckartig auf, dass er sich fast die Schläuche zog. »Was?«, rief er. »Sally?«

»Eddie«, seine Mutter drückte ihn zurück aufs Kissen, »du tust dir noch was an.«

Sofort trat ein wilder Ausdruck in Eddies Augen, und er bäumte sich ein zweites Mal auf. »Mein Gott! Dorothea! Ist sie wohlauf?«

»Ihr fehlt nichts«, beruhigte Williams ihn.

»Bis auf weiteres«, murmelte Bailey.

Eddie ließ sich zurücksinken, klammerte sich jedoch an den Arm seiner Mutter. »Wurde Sally im Schlaf ermordet?«

»Nein«, sagte King, »der Mord wurde in der Stallung verübt.«

»Aber... wieso Sally?«, fragte Eddie.

Williams blickte King an. »Sie hat gestern wichtige Informationen preisgegeben«, erklärte dieser, »durch die endgültig ausgeschlossen werden konnte, dass Junior den Einbruch im Haus Ihrer Mutter begangen hat.«

Remmy wirkte überrascht. »Ich hatte mir ja selbst schon zusammengereimt, dass er es nicht gewesen ist. Aber inwiefern hatte Sally Beweise dafür?«

»Es war so«, entgegnete Williams. »Dabei wollen wir es vorerst bewenden lassen.«

»Hat ihre neue Aussage jemanden belastet?«, erkundigte sich Eddie.

»Nein«, gestand King.

»Warum musste sie dann umgebracht werden?«

»Darüber habe ich noch keinen Aufschluss. Ich habe auf zahlreiche Fragen noch keine Antwort.«

Bailey ergriff das Wort. »Wir wissen allerdings zweifelsfrei, dass Sie in der Nacht betäubt worden sind, Eddie, und während Sie bewusstlos waren, hat jemand Sally ermordet. Der Täter kannte ihren Tagesablauf und wusste, dass sie sich in aller Frühe in der Stallung aufhält.«

Unbehagliches Schweigen schloss sich diesen Worten an. »Wollen Sie etwa andeuten«, sagte Eddie schließlich, »dass meine Frau...«

Williams unterbrach ihn. »Wir deuten gar nichts an. Wir stellen lediglich Tatsachen fest. Aber Dorothea steht unter Verdacht.«

Eddie schüttelte den Kopf. »Sie ist eine angesehene Geschäftsfrau.«

»Mit einem Drogenproblem«, sagte Remmy scharf. »Und jetzt steht sie unter *Mordverdacht*.«

»Halt den Mund, Mutter!«, rief Eddie mit einer plötzlichen Vehemenz, die alle Anwesenden erstaunte. Langsam entzog Remmy ihm ihre Hand.

Vorwurfsvoll deutete Eddie mit dem Finger auf Williams. »Wenn Sie auch nur im Entferntesten glauben, Dorothea hätte mich betäubt und dann Sally ermordet, verschwenden Sie unser aller Zeit, während der wahre Mörder unbehelligt bleibt.«

»Es ist unsere Pflicht, sämtlichen Hinweisen nachzugehen«, stellte Bailey klar.

»Auch Lächerlichkeiten?«

»Sie sollten sich lieber ein wenig Ruhe gönnen, Eddie«, empfahl King mit ruhiger Stimme. »Sie haben eine schwere Nacht hinter sich.«

»Na schön, ich möchte jetzt sowieso lieber allein sein.«

Eddie drehte den Kopf zur Seite und legte sich den Unterarm über die Augen.

Remmy stand auf und ging zur Tür. »Ich sehe später noch mal nach dir, mein Sohn.«

»Wenn es unbedingt sein muss«, antwortete er kurz angebunden.

An der Tür wandte Remmy sich an Polizeichef Williams. »Ich habe den Eindruck, wir sind nicht weiter als am ersten Tag. Etliche Menschen werden ermordet, aber die Polizei macht bei der Aufklärung keine Fortschritte.« Sie streifte Bailey mit einem bitterbösen Blick. »Das gilt auch für das famose FBI. Verflixt, ich frage mich, wofür ich eigentlich Steuern zahle.« Sie verließ das Krankenzimmer.

Die übrigen Anwesenden, Eddie ausgenommen, folgten ihr auf den Flur.

Auf der Schwelle drehte Michelle sich nach Eddie um. Er lag noch in derselben Haltung im Bett und hielt die Augen bedeckt. Lautlos huschte Michelle hinaus.

K A P I T E L 7 4

Zwei Tage verstrichen, ohne dass sich eine Spur von Roger Canney fand, obwohl Chip Bailey und Polizeichef Williams auf den Straßen der ganzen Umgegend Polizeikontrollen vornehmen ließen.

»Als wäre er in einem Scheißloch verschwunden«, klagte der enttäuschte FBI-Agent auf einer Sitzung der Ermittlungskommission.

Nach insgesamt acht Morden sowie den Mordanschlägen auf King und Michelle wimmelte es in Wrightsburg von Gesetzesvertretern, die um Zuständigkeiten stritten, um Beweise rangen und sich um die richtige Vorgehensweise stritten, um die Horden der Medienvertreter zufrieden zu stellen, die wie Heuschrecken über den Ort herfielen. Kaum ein Bürger war noch nicht von einem Reporter befragt worden. Man konnte unmöglich die Fernsehnachrichten sehen, nicht die *Washington Post*, die *New York Times* oder *USA Today* lesen, ohne auf einen Bericht über das »Wrightsburg-Massaker« zu stoßen. Schlaumeier um Schlaumeier schlug Lösung um Lösung vor, aber keine hing mit den Fakten des Falls zusammen. Mit beunruhigend wachsender Häufigkeit stellten Einwohner ihre Häuser zum Verkauf. Das Geschäftsleben kam beinahe zum Erliegen. Befürchtungen wurden laut, die Ortschaft könnte sterben, wenn man nicht bald den oder die Mörder fasste. Führungspersönlichkeiten aus Wirtschaft und Politik forderten Polizeichef Williams' Kopf und dazu (obwohl sie erst kürzlich ernannt worden waren) die Köpfe seiner wichtigsten Deputys Sean King und Michelle Maxwell. Auch Bailey bekam seitens seiner Vorgesetzten Druck zu spüren,

konzentrierte sich aber auf seine Aufgaben und verfolgte systematisch jede Erfolg versprechende Spur. Die Mehrzahl jedoch verlief im Sande.

Ungefähr um die Zeit, als Sylvia Sallys Autopsie beendete, wurde Eddie aus der Klinik entlassen. Man stieß auf keine neuen Spuren, doch zumindest ereignete sich auch kein neuer Mord.

Als man inmitten dieses Wirrwarrs den Eindruck gewinnen konnte, Wrightsburg stünde der Zusammenbruch bevor, entnahm Sean King seinem tragbaren Weinkühler zwei Flaschen und stellte sich gemeinsam mit Michelle bei Harry Carrick zum Abendessen ein.

Als Michelle ihr Häuschen verließ, um in das Lexus-Cabrio zu steigen, machte King bei ihrem Anblick große Augen. »Du siehst wundervoll aus«, sagte er und bestaunte das enge Kleid, dessen Saum sich etwa in mittlerer Höhe der Oberschenkel befand und daher einen beträchtlichen Teil ihrer Olympionikinnen-Beine zeigte. Um die Schultern hatte sie einen modischen Schal geschlungen; auf die Armschlinge konnte sie inzwischen verzichten. Sie hatte Make-up aufgetragen und anscheinend sogar die Haare gewaschen, sodass ihr kaum Strähnen ins Gesicht hingen. Damit bildete sie einen verblüffenden Kontrast zu ihrer gewohnten Bekleidung: Jeans, Windjacke, Segeltuchschuhe, Trainingsanzug und lose Zierbänder.

King trug Anzug und Schlips, hatte sogar ein Tuch in die Brusttasche des Jacketts gesteckt.

»Ich möchte einen guten Eindruck bei Harry hinterlassen«, beteuerte Michelle. »Bei dir kann ich ja nicht mal mit dem Essen landen.«

»Wie meinst du das?«

»Ich habe Frühstück und Mittagessen, die ich für dich zubereitet hatte, wieder im Mülleimer gefunden. Wenn dir mein Essen nicht

schmeckt, brauchst du es nur zu sagen. Ich bin bestimmt nicht beleidigt.«

»Du solltest keine Zeit in der Küche verschwenden, Kleines«, antwortete King in der besten Bogart-Imitation, die er zustande brachte. »Schau mir lieber in die Augen.«

Michelle lächelte. »Man muss im Leben wohl oft mit kleinen Freuden zufrieden sein.«

»Außerdem muss ich sagen, dass der Thunfisch-Salat, den du vorgestern gemacht hast, wirklich gut geschmeckt hat.«

»Aus deinem Munde ist das ein großes Lob.«

»Die nächste Mahlzeit kochen wir gemeinsam. Ich kenne da ein paar Tricks.«

»Einverstanden, das ist ein Wort.«

»Wie steht's mit dem Arm?«

»Ach, bloß eine Schramme.«

Als sie an diesem lauen, angenehmen Abend mit offenem Verdeck über die gewundene Landstraße fuhren, warf Michelle ihrerseits einen bewundernden Blick auf King. »Du siehst nicht übel aus.«

»Auch ich verstehe mich bei Gelegenheit anzuhübschen«, sagte King lachend.

»Sind wir die einzigen Gäste?«

»Ja, weil ich es war, der das Beisammensein vorgeschlagen hat.«

»Du? Warum?«

»Weil es meines Erachtens höchste Zeit ist, dass wir uns mal zusammensetzen und den Fall in aller Ruhe diskutieren, und nachdenken kann ich am besten bei ein, zwei Flaschen Wein.«

»Bist du sicher, dass du nicht nur vermeiden möchtest, nochmals bei mir essen zu müssen?«

»Auf den Gedanken wäre ich nie gekommen.«

Harry wohnte in einem großen alten Haus mit reich verziertem Interieur.

Er empfing seine Gäste an der Haustür und führte sie in die Bibliothek, in der trotz der Wärme des Abends ein behagliches Kaminfeuer brannte. Der Anwalt trug einen eleganten Dreiteiler mit modisch diskretem Karomuster. Ans Revers hatte er eine Nelke geheftet. Er schenkte Getränke ein. King und Michelle nahmen vor dem Kamin auf einem weichen Ledersofa Platz. Die Couch wirkte, als hätte sie schon das Gewicht von wenigstens fünf Generationen tragen müssen.

Harry hob das Glas. »Auf meine zwei guten Freunde.« Sie tranken; dann richtete Harry den Blick auf Michelle. »Ich bin der Meinung«, fuhr er fort, »wir müssen noch einmal anstoßen.« Er hob das Glas ein zweites Mal. »Auf eine der entzückendsten Frauen, denen ich je begegnet bin. Michelle, Sie sehen heute Abend blendend aus.«

Michelle lächelte und sah King an. »Tja, wenn ich auch noch kochen könnte...«

King setzte zu einer Antwort an, verkniff sie sich aber und trank überstürzt einen Schluck von seinem Cocktail.

»Was für ein interessantes Zimmer das hier ist«, sagte Michelle und besah sich die wurmstichigen, mit alten Büchern voll gestellten Einbauregale.

Harry nickte, während Michelle den Blick durch die Bibliothek schweifen ließ. »Und natürlich spukt es hier«, sagte er. »An einer Stätte, die schon das siebzehnte Jahrhundert gesehen hat, kann es gar nicht anders sein.«

»Es spukt?«, vergewisserte sich Michelle.

»O ja. Im Laufe der Jahre habe ich etliche Gespenster gesehen. Mehrere betrachte ich als Mitbewohner. Seit ich wieder hier wohne,

empfinde ich es als Verpflichtung, mich mit ihnen vertraut zu machen, zumal ich mich ja in nicht allzu ferner Zukunft zu ihnen gesellen muss.«

»Ihnen bleibt noch viel Zeit, Harry«, versicherte King.

»Ja, was sollten wir ohne Sie anfangen?« Michelle stieß mit ihrem Whiskey-Glas gegen Harrys Glas Bourbon.

»Meine Vorfahren haben die Ziegel und den Mörtel für diesen Stammsitz schon fabriziert, bevor die Familie Lee ihr Bollwerk zu Stratford Hall baute.« Harry blickte auf seine Taschenuhr. »Pünktlich um sieben Uhr dreißig serviert Calpurnia das Essen. Uns bleibt also noch etwas Zeit, um die Diskussion vor der Mahlzeit anzufangen, obwohl ich mir längst den abendlichen Gesprächsstoff vorstellen kann.«

»Calpurnia?«, wiederholte Michelle.

»Meine Köchin und Haushälterin. Eine reizende Dame, die schon seit Jahren bei mir angestellt ist. Ich habe sie kennen gelernt, als ich am Obersten Gerichtshof in Richmond tätig war, und sie ist dankenswerterweise bereit gewesen, mich nach Hause zu begleiten. Ohne Calpurnia wäre ich vollkommen hilflos.«

Er trank ein Schlückchen Bourbon, stellte das Glas ab, faltete die Hände und setzte eine ernste Miene auf.

»Wissen Sie, wir müssen den Fall aufklären, und zwar schnell. Die Morde werden ja nicht deshalb enden, weil wir es uns wünschen.«

»Allerdings«, sagte King, stand auf und kehrte dem Feuer den Rücken zu. »Ich habe ausgiebig über alles nachgedacht, weil ich kaum etwas anderes tun konnte, als ich mich von der Kohlenmonoxidvergiftung erholen musste. Bis jetzt hat es acht Morde gegeben.« Er streckte die Finger einer Hand empor. »Derzeit möchte ich allerdings nur fünf davon erörtern, vorerst jedenfalls. Und den Anfang würde ich gern mit Rhonda Tyler machen.«

»Der Tänzerin«, sagte Harry.

»Der Prostituierten.«

»Bist du dir sicher?«, fragte Michelle.

»Ich habe mich bei Lulu erkundigt. Rhonda Tyler zählte zu den Mädchen, die für den Zusatzverdienst-Verein optiert hatten.«

»Den *was*?«, fragte Harry.

»Eine kleine Nebenerwerbsregelung des *Aphrodisia*«, erwiderte King unbestimmt. »Inzwischen ist sie abgeschafft worden.«

Harry wusste, was gemeint war, und nickte. »Ich habe immer schon vermutet, dass da so etwas abläuft. Ich meine, man kann Männern keinen Alkohol vorsetzen und sie nackte Mädchen angaffen lassen, ohne dass sie schließlich mehr wollen, als nur den Voyeur zu spielen.«

»Ganz meine Meinung. Rhonda hat also nebenher als Prostituierte gearbeitet. Wurde sie deshalb ermordet?«

»Prostituierte sind wahrscheinlich der Personenkreis, aus dem Serienmörder bevorzugt ihre Opfer auswählen«, meinte Michelle.

»Auch dieser Ansicht schließe ich mich an. Haben wir es also mit einem gewöhnlichen Serienmörder zu tun, der seine Opfer in diesem klassischen Personenkreis auswählt, oder geht da etwas ganz anderes ab?«

»Wie ist das zu verstehen, Sean?«, fragte Michelle.

»War Rhondas Ermordung persönlich motiviert, oder sollte sie ein Symbol sein?«

»Wie sollen wir diese Frage beantworten? Unsere Informationen sind zu spärlich.«

»Ich will an diese Frage eine weitere Frage knüpfen. Könnte Bobby Battle die Liebesdienste Rhonda Tylers in Anspruch genommen haben? Sie war schon im *Aphrodisia* tätig, bevor Bobby den Schlaganfall erlitt. Er ist dort öfters gewesen, obwohl Lulu sich nur vage

darüber geäußert hat, wann sie ihn dort zum letzten Mal gesehen haben will.«

»Diesen Ansatz habe ich noch gar nicht in Betracht gezogen«, gestand Harry. »Aber unterstellen wir mal, Bobby hat in dem Club sexuell mit ihr verkehrt. Inwiefern hätte sie deswegen zur Zielperson des Mörders werden sollen, zumal gemeinsam mit vier anderen Leuten, die in keinem erkennbaren Zusammenhang dazu stehen?«

»Und wenn einige der anderen Opfer *doch* in einer gewissen Beziehung zu Bobby Battle standen?«

»Zum Beispiel?«

»Sean hält Steve Canney für Bobby Battles außerehelichen Sohn«, antwortete Michelle an Kings Stelle. »Seine Mutter hatte bei Battle gearbeitet und wurde wahrscheinlich von ihm geschwängert, sodass wir davon ausgehen, Roger Canney hat Bobby erpresst. Ferner vermuten wir, Bobby könnte bei Mrs Canneys Unfalltod vor dreieinhalb Jahren die Hand im Spiel gehabt haben, und dass dort der Ursprung der Erpressung zu sehen ist.«

»Mein Gott«, stieß Harry hervor.

»Aber ich habe inzwischen ebenfalls über diese Möglichkeit nachgedacht, Sean«, sagte Michelle. »Bobby hatte ganz offen Affären mit Frauen und gab sich mit Prostituierten ab. Vorausgesetzt, es stimmt, was du annimmst: Weshalb hätte es Bobby stören sollen, wenn die Wahrheit über einen unehelichen Sohn an die Öffentlichkeit gelangt wäre? Warum hätte er sich wegen eines seiner vielen sexuellen Abenteuer erpressen lassen sollen?«

»Vielleicht habe ich eine Erklärung dafür«, sagte Harry. »Ungefähr in dem Zeitraum, von dem Sie reden, befand sich Bobby mitten im Verkauf seines Unternehmens. Viele örtliche Anwälte, die ich kannte, waren im Auftrag der Battles mit der Angelegenheit beschäftigt, dar-

um habe ich praktisch sämtliche Kriegsberichte über die laufenden Verhandlungen zu hören bekommen. Der Käufer war ein großer multinationaler Konzern mit erstklassiger Reputation. Und Bobby galt als Aushängeschild seiner Firma.«

»Daher hätte die Enthüllung, dass er einen unehelichen Sohn hat, den Verhandlungen geschadet«, folgerte King.

»Genau. Wie es sich dann ergab, kam der Geschäftsabschluss zustande, und Bobby besaß mehr Geld, als er jemals ausgeben konnte. Wahrscheinlich war es für ihn so am vorteilhaftesten.«

»Inwiefern?«, fragte King.

»Exzentrisch war er immer schon gewesen, aber in den letzten Lebensjahren wurde sein Verhalten zunehmend... auffällig. Er unterlag heftigen Stimmungsschwankungen. Anfälle von Depression wechselten sich ab mit Anwandlungen realitätsferner Euphorie. Und sein Verstand funktionierte nicht mehr so gut wie früher. Seinerzeit zählte er zu den brilliantesten Ingenieuren und Geschäftsleuten, aber dann vergaß er Namen und wichtige Vorgänge. Sein Schlaganfall war keine Überraschung für mich. Ich vermute sogar, dass er davor schon eine Reihe kleinerer, unbemerkter Schlaganfälle erlitten hatte, die seine geistige Leistungsfähigkeit beeinträchtigt haben. Aber wir sind jetzt erheblich vom Thema Erpressung abgewichen.« Harry sah King an.

»Entschuldigen Sie meine Weitschweifigkeit.«

»Nein, nein, wir brauchen sämtliche Informationen, die wir bekommen können. Der Zeitpunkt, an dem Bobby die Firma verkauft hat, führt mich zu dem Schluss, dass es Roger Canney allein gewesen sein muss, der den Erpressungsvorsatz fasste. Vermutlich kannte Mrs Canney den Vater ihres Sohnes, oder sie schloss eine Vaterschaft Bobbys zumindest nicht aus. Steve Canney war siebzehn, als er starb. Hätte sie den Vorsatz gehabt, irgendwelche Ansprüche geltend zu machen,

hätte sie damit bestimmt nicht so viele Jahre gewartet. Es ist ja nicht so, dass Bobby vor siebzehn Jahren ein armer Schlucker gewesen wäre.«

Harry knüpfte an diese Überlegungen an. »Allerdings kann Roger Canney gewusst haben, dass Steve nicht sein leiblicher Sohn war, und auf den Tod seiner Frau gewartet haben, um Bobby erst danach zu rufen. Oder er hat deshalb gewartet, weil seine Frau nicht mitgemacht hätte. Mit Sicherheit hat er gewusst, dass Bobby den Verkauf des Unternehmens plant. Diese Absicht war ja in der Öffentlichkeit bekannt.«

»Oder Canney wollte nicht warten, bis seine Frau eines ›natürlichen Todes‹ starb«, mutmaßte Michelle. »Also hat er nachgeholfen, hat sie in den Hohlweg gedrängt und auf diese Weise Bobbys Erpressung ermöglicht.«

»Aber es war Bobbys Auto, das damals den Blechschaden aufwies«, gab King zu bedenken. »Daher ist es viel wahrscheinlicher, dass Bobby die Frau umgebracht hat.«

»Ich mache ja auch nur darauf aufmerksam«, sagte Michelle, »dass Roger Canney ebenfalls ein Motiv für die Ermordung seiner Frau gehabt haben könnte.«

King streifte sie mit einem bewundernden Blick. »Das ist ein bedeutsamer Punkt, Michelle. Daran hatte ich noch gar nicht gedacht.«

»Und wohin führen diese Gedankengänge?«, fragte Michelle.

Das Läuten einer Essensglocke unterbrach die Erörterungen.

»Ich habe Calpurnia gesagt, dass eine Essensglocke altmodisch ist, aber sie behauptet, ich höre nicht mehr so gut und die Glocke sei das einzige Mittel, meine Aufmerksamkeit zu wecken, ohne dass sie auf

der Suche nach mir durchs ganze Haus laufen muss. Wollen wir zu Tisch gehen?«

K A P I T E L 7 5

Gleich nach der Ankunft hatte King beide Flaschen Wein entkorkt, so dass sie hinlänglich hatten chambrieren können. Bei Tisch schenkte er aus der ersten Flasche ein. »Das ist ein La Croix de Peyrolie vom Weingut Lussac Saint Emilion.«

»Und bestimmt verbirgt sich dahinter eine nette Geschichte«, meinte Michelle, während sie an dem Tropfen schnupperte.

»Der Wein wird von einer Dame mit dem passenden Namen Carole Bouquet hergestellt, die früher ein bekanntes Model war und einmal das Bond-Girl spielen durfte, in *In tödlicher Mission*, glaube ich. In der anderen Flasche ist ein Ma Vérité de Gérard Depardieu, Haut Médoc.«

»Lassen Sie mich raten«, sagte Harry. »Ein Produkt des gleichnamigen Schauspielers.«

»Ja. Diese Weine sind hoch bewertet, und ich hole sie nur zu besonderen Anlässen herauf.«

»Harry und ich fühlen uns sehr geehrt«, bemerkte Michelle und schmunzelte.

Sie stießen an und begannen mit der Mahlzeit, die Calpurnia servierte. Die Frau war ungefähr sechzig Jahre, gut eins neunzig groß, von grobknochiger Statur und hatte dichtes graues Haar, das sie zu einem struppigen Knoten gebunden trug. Sie sah aus wie der ärgste Albtraum einer Schulkantinen-Mitarbeiterin, den ein Kind erleben konnte. Aber das Essen war köstlich.

»So«, sagte Harry, nachdem Calpurnia gegangen war, »Michelle hatte die Frage aufgeworfen, wohin Ihre Spekulationen über Steve

Canneys Herkunft und Rhonda Tylers mögliche Affäre mit Bobby Battle uns führen könnten.«

»Nicht zu vergessen, dass möglicherweise auch zwischen zwei Mordopfern und Bobby Battle eine Verbindung bestand. Ist es denkbar, dass das auch für weitere Opfer zutrifft?«

»Janice Pembroke?«, warf Michelle ein.

»Nein«, widersprach King. »Meines Erachtens war sie nur zur falschen Zeit am falschen Ort.«

»Diane Hinson?«, fragte Michelle. »Sie war Anwältin. Vielleicht hat sie mit Bobby irgendeine geschäftliche Angelegenheit bearbeitet.«

King schüttelte den Kopf. »Das ist zu bezweifeln. Sie war bei Gericht tätig, überwiegend in Kriminalprozessen. Ich habe zahlreiche Nachforschungen angestellt und niemanden gefunden, der Berührungspunkte zwischen ihr und Bobby gesehen hätte. Lassen wir Hinson also vorerst beiseite. Als Nächster käme Junior Deaver an die Reihe. Er hatte eine eindeutige Verbindung zu den Battles.«

»Na klar«, sagte Michelle. »Er hat für sie gearbeitet und wurde beschuldigt, sie bestohlen zu haben.«

»Allerdings wurde der Einbruch verübt«, merkte Harry an, »*nachdem* Bobby den Schlaganfall erlitten hatte.«

»Ich bin nie davon ausgegangen, dass Bobby jemanden ermordet hat«, erklärte King. »Außer vielleicht Mrs Canney. Auf alle Fälle haben wir drei Personen, die in möglicher Beziehung zu Bobby Battle standen. Jede von ihnen wurde nach dem Muster eines berüchtigten Serienmörders umgebracht, jede hatte eine Uhr am Handgelenk, und jedes Mal ging anschließend ein Schreiben ein.«

Michelle wirkte nicht überzeugt. »Sicher, Janice Pembroke mag ermordet worden sein, nur weil sie gerade mit Steve Canney zusammen war, Diane Hinson dagegen wurde nach dem Vorbild des Night Stalk-

er umgebracht. Und doch sagst du selbst, in ihrem Fall gibt es keine Verbindung zu Battle.«

»Bei ihr war die Uhr auf eine Minute nach vier gestellt worden«, sagte King. »Und man beachte – bei Janice Pembroke stand die Uhr auf eine Minute nach zwei. Die anderen Uhren waren genau auf die volle Stunde gestellt.«

»Also befanden sich Diane Hinson und Janice Pembroke jeweils einen Tick daneben«, fasste Michelle zusammen.

»Richtig.« King stutzte und schaute sie an. »Einen Tick daneben? Irgendwie sagt dieser Ausdruck mir etwas, aber momentan fällt mir nichts dazu ein.«

»Also weist der Mörder uns mit den Armbanduhren bewusst darauf hin, dass mit einigen der Opfer... ja, was? Dass mit ihnen etwas nicht stimmt?«

»Ich glaube, er will uns sagen, dass Tyler, Canney und Junior absichtlich aufgrund ihrer Verbindung zu Bobby ermordet wurden. Pembroke und Hinson hatten keine solche Verbindung und waren deshalb keine eigens ausgesuchten Zielpersonen.«

»Gut«, sagte Michelle, »nehmen wir einmal an, er hat Janice Pembroke nur ermordet, weil sie gerade mit Steve Canney zusammen war. Aber warum hat er Diane Hinson umgebracht?«

»Damit wir nach verschiedenen Seiten ermitteln und hinter allem einen Sinn zu entdecken versuchen, den es gar nicht gibt. Janice Pembroke zugleich mit Steve Canney zu töten diente lediglich dem Zweck, die Hintergründe zu verschleiern. Dadurch sollte uns der Blick getrübt werden. Wäre Steve Canney allein gewesen, wäre ein zweiter Mord wie der an Diane Hinson geschehen, um die Verbindung zu Bobby zu vernebeln. So erklärt sich auch, dass der Mörder in dem Brief, den er nach Ermordung der Teenager geschrieben hat, den Begriff ›Junge‹

statt ›Jugendliche‹ benutzt. Er hatte es nämlich nur auf einen abgesehen: Steve Canney.«

»Aber wenn der Mörder uns tatsächlich auf diese Weise von den richtigen Spuren ablenken will, warum hat er dann einige der Armbanduhren um eine Minute später gestellt?«, sagte Michelle. »Hätten alle auf der vollen Stunde gestanden, wärest du wahrscheinlich nie auf diese Gedanken gekommen.«

»Irgendwie habe ich das Gefühl, der Bursche möchte fair sein und uns wenigstens einen kleinen Hinweis geben.«

»Oder er veräppelt uns«, sagte Michelle.

»Kann sein, aber das bezweifle ich.«

Nach wie vor wirkte Michelle skeptisch. »Na schön, gehen wir mal davon aus, das alles stimmt so. Dann haben wir Bobby als möglichen gemeinsamen Nenner. Du nimmst jedoch an, dass er nicht von demselben Mörder getötet wurde. Wäre es nicht ein zu großer Zufall, wenn wir es mit einem weiteren Täter zu tun hätten? Außerdem bleiben Kyle Montgomery und Sally. Wie passen diese Todesfälle ins Bild?«

»Kyle könnte Selbstmord begangen haben, auch wenn Sylvias Feststellungen dagegen sprechen. Und Sally könnte ermordet worden sein, weil sie mit Juniors Alibi hinterm Berg gehalten hat.«

»Diese Überlegung kann ich nicht nachvollziehen, Sean«, gestand Harry.

»Falls Junior umgebracht wurde, weil er die Battles bestohlen hat, musste der Täter erkennen, dass er Junior grundlos ermordet hat, als er von dessen Unschuld erfuhr. Der Mörder rächte sich, indem er Sally tötete, und in seiner krankhaften Vorstellung übte er damit gleichzeitig Rache für Junior. Vielleicht hat er auf seine Erkennungszeichen – die Armbanduhr und die Nachahmung berühmter Serienmörder – verzichtet, weil er zu wütend war, oder weil er Sally für zu unwichtig

hielt, und weil ihm für die Planung nur wenig Zeit geblieben ist. Sally hatte mir die Wahrheit kaum sieben Stunden vor ihrer Ermordung ge-
beichtet.«

»Tja, dass er ihr das Gesicht zerschmettert hat«, folgerte Michelle,
»passt durchaus zur Rache-Theorie. So handelt jemand, der sich in
rasende Wut steigert.«

»Genau. Ein Mann, der zu roher Gewalt fähig ist und...« King ver-
stumpte. »Sieben Stunden...«

»Was denn, Sean?«, fragte Harry.

»Ich bin mir nicht sicher«, erwiderte King nach kurzem Nachden-
ken. »Die Erwähnung dieser sieben Stunden hat bei mir irgendetwas
ausgelöst...« Er überlegte noch einen Augenblick angestrengt; dann
schüttelte er den Kopf. »Tut mir Leid, ist wahrscheinlich bloß ein
vorzeitiges Symptom der Verkalkung.«

»Und wie stehen wir zu Chip Baileys Theorie«, fragte Michelle,
»dass Sally hinsichtlich ihres Zusammenseins mit Junior gelogen und
in Wahrheit den Einbruch selbst begangen oder dabei geholfen hat?«

Harry runzelte die Stirn. »Eine bemerkenswerte Vorstellung.«

»Sicher«, bestätigte King. »Und wir können sie bis auf weiteres
nicht verwerfen. Aber er irrt sich, ich hab's im Urin.«

Sie setzten die Mahlzeit fort und leerten auch die zweite Flasche
Wein. Danach tranken sie in der Bibliothek Kaffee, den Harry selbst
einschenkte. Er bot Kognak dazu an, doch King und Michelle lehnten
ab.

»Ich muss noch nach Hause fahren«, sagte King. »Der Wein hat mir
gereicht.«

»Und ich muss auf ihn aufpassen, während er fährt«, fügte Michelle
mit einem Lächeln hinzu.

In der Bibliothek war es kühl geworden, und Michelle stellte sich an den Kamin, um ihre langen Beine zu wärmen. »In einem Kleid kann einem ziemlich kalt werden«, sagte sie verlegen.

Harry wandte sich an King. »Was halten Sie von Dorothea?«

»Die Droge, die Eddie außer Gefecht gesetzt hat, war weder im Wein, noch sind im Haus irgendwelche von den Pillen gefunden worden, die Dorothea von Kyle Montgomery bekommen hat«, erklärte King. »Aber ich habe mit Sylvia Rücksprache genommen. Das Eddie verabreichte Morphinsulfat ist in ihrer Apotheke auf Lager, daher lässt sich nicht ausschließen, dass Montgomery auch dieses Zeug im *Aphrodisia* an Dorothea verscherbelt hat. Und Dorothea fehlt für Montgomerys Todeszeitpunkt ein Alibi. Sie behauptet, daheim gewesen zu sein, aber Eddie hat sie nicht gesehen.«

»Er war die ganze Nacht im Atelier«, sagte Michelle in einem Tonfall, der erkennen ließ, wie peinlich ihr die Einlassung war, »und hat ein Porträt von mir gemalt.«

Aufmerksam betrachtete King sie, wahrte aber Schweigen.

Auch Harry musterte sie flüchtig mit einem verwunderten Blick. »Sie hat also illegal Drogen gekauft, und sie ist Tatverdächtige sowohl bei Bobby Battle wie auch bei Kyle Montgomery. Außerdem hatte niemand sonst eine so günstige Gelegenheit, Eddie zu betäuben, und sie wohnt nicht weit von dem Ort, wo der Mord an Sally geschah. Alles viel zu offensichtlich und trotzdem unmöglich zu ignorieren.«

»Und aufgrund der finanziellen Rückschläge und der familiären Situation, von denen sie uns erzählt hat, ist sie tief deprimiert«, rief Michelle in Erinnerung. »Eine arg gebeutelte Frau.«

»Allerdings«, sagte King. »Aber es fällt mir schwer, bei ihr ein Motiv zu entdecken. Sie hat ausgesagt, Bobby habe ihr versprochen,

sein Testament zu ihren Gunsten zu ändern, es dann aber unterlassen...«

»Das *ist* doch ein Motiv«, hielt Michelle ihm entgegen. »Vielleicht war sie über seinen Wortbruch so wütend, dass sie ihn ermordet hat.«

Harry erhob sich und stellte sich zu Michelle ans Kaminfeuer. »Wenn man mehr als siebzig Jahre auf dem Buckel hat, kühlt der Körper ab«, sagte er, »egal, wie viel Kleidung man anzieht oder wie hoch die Zimmertemperatur ist.« Dann wandte er sich wieder der Diskussion zu. »Es könnte eine dritte Möglichkeit geben. Wir haben uns darüber unterhalten, was aus Remmys Geheimfach entwendet wurde. Aber was hat man aus Bobbys Geheimfach gestohlen?« King und Michelle musterten ihn schweigend. »Das Testament, das Bobbys gesamtes Erbe an Remmy übergehen lässt«, fügte Harry hinzu, »stammt aus der Anwaltskanzlei. Es wurde schon vor vielen Jahren aufgesetzt.«

»Woher wissen Sie darüber Bescheid?«, fragte Michelle.

»Der Anwalt, der den Entwurf aufgesetzt hat, war früher mein Angestellter, heute ist er Mitinhaber einer Firma in Charlottesville. Die Anwälte hatten von Anfang an das Original, und dieses Testament wird als gültig vollstreckt.«

»Hat jemand nach einem anderen, neueren Testament gesucht?«, erkundigte sich King.

»Das ist es ja eben – ich glaube nicht. Und wenn es nun ein neueres Testament war, das bei dem Einbruch aus Bobbys Geheimfach gestohlen wurde?«

»Aber wenn es in Bobbys Geheimfach lag, von dem Remmy ihrer Aussage zufolge nichts wusste«, gab King zu bedenken, »hatte sie keine Gelegenheit, es zu vernichten.«

»Ich habe nicht behauptet, dass Remmy dahinter steckt«, stellte Harry klar. »Bobby hatte einen Schlaganfall und faselte in der Klinik wirres Zeug...«

»Und dabei könnte er ein neues Testament erwähnt haben«, sagte King und schnippte mit den Fingern.

»Folglich kann praktisch jeder, der es gehört hat«, zog Harry den nächsten Schluss, »den Einbruch verübt haben.«

»Aber wäre Dorothea im Besitz des zweiten Testaments, würde sie es doch vorlegen, oder?«

»Dann müsste sie aber erklären, wie sie in den Besitz gelangt ist«, sagte Harry. »Und ich glaube, sie würde sich ungern zu einem Einbruchdiebstahl bekennen.«

King blickte ratlos drein. »Aber eines übersehen wir, Harry. Bobbys Tod ist in den Medien breitgetreten worden. Egal, wer ein etwaiges neues Testament beurkundet hat – er hätte sich inzwischen gemeldet.«

»Vielleicht hat Bobby keine notariellen Dienste in Anspruch genommen.«

»Hätte er das Testament selbst aufgesetzt, müsste er Zeugen gehabt haben.«

»Nicht, wenn er es von vorn bis hinten handschriftlich verfasst hat.«

»Also, wer hat ein solches Testament, falls es existiert, und warum rückt er nicht damit heraus?«

»Auf diese Frage wüsste ich liebend gern eine Antwort«, sagte Harry und trank seinen Kognak aus.

K A P I T E L 7 6

King und Michelle verabschiedeten sich von Harry und fuhren los. Es war noch warm genug, um offen zu fahren, doch Michelle schlang sich den Schal straffer um die Schultern.

»Ich kann das Verdeck schließen, wenn du möchtest«, sagte Harry.

»Nein, der Wind tut gut, und die Luft duftet herrlich.«

»Ja, der Frühling im ländlichen Virginia ist kaum zu überbieten.«

»Ich glaube, wir haben heute Fortschritte gemacht.«

»Zumindest haben wir uns die Zeit genommen, verschiedene Ansätze zu besprechen. Das ist immer nützlich.«

Michelle musterte ihn misstrauisch. »Du verrätst weniger, als du weißt – wie immer.«

King tat so, als kränkte ihre Bemerkung ihn, doch sein Lächeln verriet ihn. »Ich sage mir keineswegs nach, alles zu *wissen*. Aber ich hege diesen und jenen Verdacht, über den ich bisher nicht geredet habe.«

»Zum Beispiel, *Kollege*?«

»Zum Beispiel, dass ich einen wundervollen Abend mit zwei Flaschen hervorragenden Weins und einer attraktiven jungen Frau verbracht habe, ohne über etwas anderes als Mord und Totschlag zu sprechen.«

»Du weichst mir aus. Und dass du an erster Stelle den Wein erwähnst und nicht mich, spricht ja wohl Bände.«

»Das liegt nur daran, dass ich die beiden Flaschen Wein länger kannte als dich.«

»Vielen Dank, aber du weichst trotzdem aus.«

Der SUV rammte sie mit solcher Wucht von hinten, dass beide kopfüber durch die Windschutzscheibe geflogen wären, wären sie nicht angeschnallt gewesen.

»Verdammt!«, brüllte King und starrte in den Innenspiegel. »Wo kommt der auf einmal her?« Kaum hatte er das letzte Wort hervorgestoßen, rammte das Fahrzeug sie ein zweites Mal. King kurbelte wild am Lenkrad und versuchte, das Lexus-Cabrio auf der gewundenen Landstraße zu halten.

Michelle schüttelte die Pumps ab und setzte die bloßen Füße auf den Fahrzeugboden, um sich besser abstemmen zu können. Sie griff in die Handtasche, holte die Waffe heraus, lud durch und entsicherte – alles in einer einzigen, fließenden Bewegung.

»Kannst du den Fahrer erkennen?«, fragte King.

»Nein, die Scheinwerfer blenden. Aber es muss der Mörder sein.«

King holte das Handy hervor. »Diesmal schnappen wir uns den Mistkerl.«

»Achtung«, rief Michelle, »da kommt er wieder!«

Der nächste Anprall des viel schwereren Fahrzeugs hob beinahe das Heck des Lexus von der Straße. King wurde das Handy aus den Fingern geprellt. Es knallte gegen die Windschutzscheibe, flog nach hinten, prallte auf die Motorhaube des Verfolgers, fiel auf die Straße und zerbrach.

Erneut kämpfte King mit dem Lenkrad. Es gelang ihm, den schlingernden Lexus auf der Straße zu halten, als beide Wagen wieder auf Abstand gingen. Kings Auto war gut eine Tonne leichter als der SUV. Dafür war das Lexus-Cabrio bedeutend schnittiger als der bulle Verfolger, und es hatte 300 PS unter der Haube. Als sie einen geraden Streckenabschnitt der Landstraße erreichten, setzte King auf

diese Vorteile und trat aufs Gaspedal, sodass der Lexus vorwärts schoss und den anderen Wagen weit hinter sich ließ.

Michelle öffnete ihren Sicherheitsgurt.

»He, was tust du?«, rief King.

»Auf diesen Serpentinaen wirst du ihn nicht abhängen, und solange der Sicherheitsgurt mich behindert, kann ich nicht richtig zielen. Sieh zu, dass du vor ihm bleibst.«

»Ruf erst die Polizei an!«

»Geht nicht. Ich hab mein Handy nicht dabei. Die Handtasche ist zu klein für Handy *und* Pistole.«

King warf ihr einen fassungslosen Blick zu. »Du hast dein Handy nicht eingesteckt, aber die Pistole?«

»Ich glaube, meine Prioritäten sind ganz sinnvoll. Was sollte ich jetzt mit dem Handy? Den Kerl zu Tode telefonieren?«

Sie drehte sich im Sitz um, beugte sich bers Polster und senkte die Ellbogen auf die Kopfstütze der Rückbank. »Sieh zu, dass du vor ihm bleibst«, wiederholte sie.

»Ja, zum Teufel. Und du pass auf, dass du dir nicht das Genick brichst«, schnauzte King.

In den Kurven holte der Verfolger von neuem auf, um einen weiteren Rammsto zu vollführen, doch bevor es dazu kommen konnte, wichen King auf die Gegenfahrbahn aus, riss das Steuer sofort wieder herum und schoss über das kiesige Bankett hinweg, ehe er wieder über den harten Asphalt jagte. Er schaltete herunter und nahm die nächste Haarnadelkurve mit achtzig. Plötzlich spürte er, dass die Reifen auf der rechten Wagenseite die Bodenhaftung verloren, verlagerte augenblicklich seine neunzig Kilo auf diese Seite, packte gleichzeitig Michelle an der Hüfte und schubste sie seitwärts gegen die Beifahrertür.

»Das ist keine sexuelle Belästigung!«, rief er über den Motorenlärm hinweg. »Ich brauche dich als Gegengewicht!«

Er verringerte die Geschwindigkeit und stieß einen erleichterten Seufzer aus, als alle vier Reifen wieder über festen Boden surrten.

Nochmals gelangten sie auf einen geraden Streckenabschnitt, von dem King wusste, dass er mehrere hundert Meter lang war, bevor er in die nächste Kehre bog. Er drückte das Gaspedal so fest durch, dass er glaubte, sein Mokassin müsste jeden Moment den Straßenbelag streifen. Als die Tachonadel immer höher kletterte, huschten die Bäume mit solch schwindelerregender Geschwindigkeit vorüber, dass er sich übergeben hätte, wäre ihm Gelegenheit zu näherem Hinschauen geblieben.

Hinter ihm trat auch der Verfolger so entschlossen aufs Gas, dass er gut 180 fuhr und sich in gefährlich geringem Abstand hielt. Auf längeren Geraden zog King jedes Mal davon, doch der Verfolger ließ sich nicht abschütteln, sondern schoss in den Kurven immer wieder mit dröhnendem Motor heran. King fuhr am Limit. Verringerte er die Geschwindigkeit, drohte der Verfolger sie umzubringen; behielt er das Tempo bei, brachte der Wagen sie früher oder später um.

Michelle fasste die Scheinwerfer des Verfolgers ins Auge und ließ den Blick dann hinauf zum Umriss des Fahrers gleiten. Sie schob sich vorwärts, stützte den rechten Ellbogen auf den Oberrand des Kofferraums, nahm die Pistole in beide Hände und zielte.

Beim Erreichen eines weiteren kurvigen Straßenabschnitts bremste King energisch und verlangsamte auf 80, obwohl die Verkehrsschilder 40 vorschrieben, doch die Straßenplaner hatten bei ihren Sicherheitsberechnungen vermutlich keine mordlüsternen SUV-Fahrer in Betracht gezogen. Die Geschwindigkeitsverringerung ermöglichte dem Verfolger ein zügiges Aufholen. »Er rückt uns wieder auf die

Pelle«, warnte King. »Und schneller kann ich nicht, sonst überschlagen wir uns.«

»Versuch den Wagen ruhig zu halten. Wenn er nicht aufgibt, zer-schieße ich ihm die Vorderreifen.«

Der SUV kam auf zehn, dann auf fünf Meter heran. Der Fahrer musste sehen, dass Michelle ihn ins Visier genommen hatte, und doch ließ er nicht locker, sondern trat abermals aufs Gas. Das Fahrzeug rührte heran.

King bemerkte es und folgte dem Beispiel des Verfolgers. Wieder schoss der Lexus vorwärts, doch der SUV blieb dicht hinter seinem Heck. King krümmte sich vor Anspannung und presste beide Füße aufs Gaspedal, als glaubte er, auf diese Weise die so dringend benötigte Beschleunigung erzwingen zu können.

Was er nicht erwartet hatte, war ein Rudel Wild, das sich in genau diesem Augenblick zum gemächlichen Überqueren der Landstraße entschloss.

»Achtung!«, brüllte King. Er riss das Lenkrad wild nach links, dann nach rechts. Während die Rehe fluchtartig auseinander stoben, kam der Lexus von der Straße ab und schrammte an einer Leitplanke entlang. Das schrille Kreischen des Metalls ging King durch Mark und Bein. Schlitternd gelangte der Lexus zurück auf die Fahrbahn. King, zitternd und schweißüberströmt, warf einen gehetzten Blick nach hinten. Der SUV-Fahrer hatte auf die Bremse getreten, um nicht mit den Rehen zu kollidieren, war jedoch auf der Straße geblieben. Nun jagte er von neuem auf den Lexus zu.

King blieb nicht mehr genug Zeit, um ausreichend zu beschleunigen. Zudem weckte das sonderbare Heulen des Motors den Verdacht, dass die Leitplanke mehr Unheil angerichtet hatte als bloß einen

Blechschaten. Die Tachonadel war auf unter 160 gefallen, und das Tempo ließ sich nicht mehr erhöhen.

»Halt dich fest«, rief Michelle. »Da kommt der Drecksack!«

Sie feuerte zweimal, als der SUV den Lexus erneut rammte und den zerbeulten Überrest der Heckstoßstange neben die Fahrbahn schleuderte. Der Anprall warf Michelle in Richtung des Fahrzeughecks. King sah neben sich ihre Beine nach hinten fliegen, bekam mit der freien Hand einen Fußknöchel zu fassen, schlang mit aller Kraft den Arm um Michelles Wade und hielt sie eisern fest. Augenblicke später gelangten sie erneut auf einen geraden Straßenabschnitt, und irgendwie schaffte es King, dem Wagen eine wieder etwas höhere Geschwindigkeit zu entlocken und den SUV nochmals abzuhängen.

»Scheiße!«, schrie Michelle.

»Bist du verletzt?«

»Nein, ich hab auf ihn geschossen und meine Pistole verloren. Verdammter Mist, ich hatte die SIG fünf Jahre lang.«

»Vergiss die Knarre. Der Kerl will uns ins Jenseits befördern.«

»Aber hätte ich noch meine Pistole, könnte ich ihm zuvorkommen! Ich weiß nicht, ob er getroffen ist, aber er hat uns genau in dem Augenblick gerammt, als ich abgedrückt habe und... Moment mal...«

»Was ist?«

»Da ist sie! Meine Pistole ist an der Kante des Heckspoilers. Sie hat sich da verkeilt.«

»Komm bloß nicht auf die Idee...«

»Halt mein Bein fest, ich komme fast ran!«

»Verflucht noch mal, Michelle, das ist Selbstmord!«

King konzentrierte sich so sehr auf seine Partnerin, dass er erst im letzten Augenblick bemerkte, dass der SUV sie einholte und plötzlich neben ihnen erschien.

»Festhalten!«, brüllte er und schaltete so brutal herunter, dass das Getriebe krachte. Fast glaubte er zu hören, wie es auseinander gerissen wurde und seine Einzelteile sich auf der Straße verteilten. Er verringerte die Geschwindigkeit auf 40 und trat mit beiden Füßen auf die Bremse. Der Wagen schlingerte, die Reifen qualmten, und King spürte den Anpressdruck bis in die Zehen. Michelle hatte sich mit aller Kraft an eine hintere Kopfstütze geklammert und die nackten Füße gegen den Fahrersitz gestemmt.

Kings Körper nahm die Misshandlungen so übel, dass er vermutete, ein Herzinfarkt könnte noch die harmloseste Auswirkung sein. Wieder knirschte und krachte das Getriebe, als er den Rückwärtsgang einlegte; dann trat er das Gaspedal durch, brachte den Motor – oder was davon übrig war – auf Hochtouren und fuhr in einem Höllentempo in Gegenrichtung.

Auch der SUV hatte so hart gebremst, dass seine Reifen in Flammen zu stehen schienen, solche Rauchwolken stiegen auf. Der Fahrer wendete den Wagen um 180 Grad, beschleunigte und hielt mit rasanter Schnelligkeit auf den Lexus zu. Der Kühlergrill des SUV ähnelte gebleckten Zähnen, die den Sportwagen verschlingen wollten. Jede Umdrehung der Räder brachte ihn näher heran.

Michelle stellte ihre Bemühungen ein, an die verkeilte Pistole heranzukommen, und schaute ihren Partner an, der beim Fahren nach hinten blickte. »Du kannst unmöglich rückwärts schneller fahren als er vorwärts, Sean!«

»Gut, dass du mich daran erinnerst.« Seine Fingerknöchel verfärbten sich rotblau, so krampfhaft packte er das Lenkrad. »Halt dich ganz fest! Wenn ich ›jetzt‹ rufe, schlag ich seitwärts ein.«

»Du bist verrückt!«

»Ja!«

King hatte die Absicht, aus der schnellen Rückwärtsfahrt heraus eine Hundertachtziggraddrehung zu vollführen – voraussichtlich auf zwei Rädern –, blitzschnell den Gang zu wechseln und in Gegenrichtung davonzujagen. Und das alles musste binnen weniger Sekunden ablaufen, vorzugsweise, ohne dass es sie das Leben kostete.

Der Schweiß lief King übers Gesicht, als er nun all seine Hoffnung darauf setzte, dass seine Secret-Service-Ausbildung sich so viele Jahre später noch auszahlte. Mit einer Hand klammerte er sich an die Wagentür, um das Gleichgewicht zu halten, stemmte zur Absicherung den linken Fuß auf den Fahrzeugboden, schätzte den richtigen Augenblick ein, rief: »Jetzt!« und drehte ruckartig das Lenkrad, ließ es dann für einen Augenblick los und packte es wieder mit beiden Händen. Das Manöver gelang ihm perfekt. Er übersprang die ersten beiden Gänge, gab Gas und jagte den Wagen vorwärts.

Doch es dauerte bloß fünf Sekunden, bis der SUV ihm wieder im Nacken saß und aufholte.

Inzwischen drang Qualm aus der Motorhaube des Lexus, und jede Anzeige des Armaturenbretts, auf die Kings Blick fiel, kündete vom nahenden Ende. Das Tempo sank auf 100, dann auf 80. Es war aus.

»Sean, da kommt er wieder!«, schrie Michelle.

»Ich kann nichts mehr machen, verflucht!«, brüllte King, dessen Hoffnungslosigkeit von einem Moment zum anderen in Wut umschlug.

Der SUV rührte vorbei, verlangsamte und rammte sie mit seinen zweieinhalb Tonnen Gewicht von der Seite. King ließ eine Faust am Lenkrad und die andere Hand fest um den Fußknöchel Michelles, die sich erneut bemühte, an die Waffe zu kommen. Kings Fingernägel ritzten Blut aus ihrer Haut, so fest hielt er ihr Bein gepackt. Sein Arm und die Schulter wurden fast unerträglich verrenkt, und er biss vor Schmerz die Zähne zusammen, weil Michelles volles Körpergewicht seine Sehnen dehnte.

»Ich hab die Waffe!«, schrie sie plötzlich.

»Umso besser, der Schweinehund kommt wieder ran. Halt dich fest!«

Er drehte den Kopf und sah den schwarzen SUV im selben Augenblick heranrasen, als Michelles Fuß sich in seiner Faust drehte.

»Was soll...« King blieb keine Zeit, den Satz zu beenden. Der SUV knallte gegen das Heck des Lexus, und nun trat das ein, was King seit langem befürchtete. Der Wagen begann zu schlingern; dann geriet das Fahrzeug außer Kontrolle und schleuderte um 360 Grad.

»Festhalten!«, brüllte King mit heiserer Stimme, als ihm ein Schwall Magensäure bis hinauf zur Gurgel schwappte. Als Secret-Service-Agent hatte er das Manövrieren verschiedenster Fahrzeuge unter schwierigsten Bedingungen trainiert. Ermutigt durch das geglückte Wendemanöver, ließ er sich nun vom Gespür leiten. Anstatt zu versuchen, gegen die Eigenbewegung des Autos anzukämpfen, passte er sich ihr an, drehte das Lenkrad so, wie der Wagen schleuderte, und kämpfte das instinktive Verlangen nieder, auf die Bremse zu steigen. Am meisten sorgte er sich, das Auto könnte sich überschlagen, was mit Sicherheit Michelles Tod bedeuten würde – und seinen wahrscheinlich auch. King wusste nicht, wie viele Drehungen der Wagen vollführte, doch dank seines tiefen Schwerpunkts

blieb der Lexus auf der Straße, wobei er einen Großteil des Reifenprofils verschliss und an der Fahrzeugunterseite etliche Metallteile verlor. Endlich kam der Wagen in der ursprünglichen Fahrtrichtung zum Stehen. Der schwarze SUV war ein Stück voraus und entfernte sich in zügigem Tempo. Es hatte den Anschein, als gäbe der Fahrer sein Vorhaben auf.

Michelle feuerte. Die Kugeln trafen und ließen die Hinterreifen des SUV platzen. Das Fahrzeug kam ins Schleudern, machte eine komplette Drehung und überschlug sich. Dreimal krachte der Wagen auf den harten Untergrund und blieb dann ein gutes Stück voraus am rechten Straßenrand auf dem zerbeulten Dach liegen. Auf seinem turbulenten Fahrtweg hatte der SUV vielfältiges Strandgut aus Blech, Glas und Gummi hinterlassen.

King lenkte sein schrottreifes Auto so schnell zu dem SUV, wie der Wagen es zuließ, während Michelle wieder neben ihn auf den Beifahrersitz rutschte.

»Sean?«

»Was ist?«

»Du kannst mein Bein loslassen.«

»Was? Ach ja.« Er löste den Griff um ihr Fußgelenk. Michelle drückte seine Hand, sah ihn an und atmete auf. »Das war eine verdammt gute fahrerische Leistung, Agent King«, sagte sie mit ehrlicher Dankbarkeit.

»Und ich hoffe aufrichtig, das letzte Mal so gefordert worden zu sein.«

Sie stoppten neben dem Wrack des SUV und stiegen aus. Michelle hielt die Waffe schussbereit, als sie sich dem Wagen näherten. Mit einiger Mühe gelang es King, die Fahrertür aufzuzerren.

Der Oberkörper des Fahrers schwang ihnen entgegen.

Fast hätte Michelle gefeuert; dann entspannte sich ihr Finger am Abzug.

Der Mann baumelte kopfüber im Sicherheitsgurt. Sein blutiger Schädel war dermaßen entstellt, dass King es sich sparte, nach dem Puls zu fühlen.

»Mein Gott... wer ist das?«, fragte Michelle.

»Ich glaube«, sagte King, »das ist Roger Canney.«

K A P I T E L 77

Um zehn Uhr morgens war im überbreiten Wohnwagen der Deavers niemand anzutreffen. Die Kinder waren in der Schule, und Lulu arbeitete im Club. Priscilla Oxley war zu einem Tante-Emma-Laden gefahren, um sich Zigaretten und den Sprudel zu besorgen, mit dem sie den geliebten Wodka hinunterspülte. Währenddessen parkte ein Lieferwagen hinter dem Hain am gepflasterten Zufahrtsweg, der auf den Platz mündete, auf dem der Wohnwagen stand. Der Mann im Lieferwagen hatte beobachtet, wie Priscilla weggefahren war, wobei sie das Auto mit den Knien steuerte, in einer Hand eine Zigarette, in der anderen das Handy.

Kaum war sie verschwunden, stieg der Mann aus und durchquerte den Hain, bis er auf der Seite, wo der Wohnwagen stand, an den Rand der Lichtung gelangte. Luther, der alte Hund, kam aus seiner Hütte hinter dem Wohnwagen geschlichen, hob den Kopf in die Richtung des Mannes, als er dessen Geruch schnupperte, gab ein müdes Bellen von sich und trat den Rückzug in die Hütte an. Einen Moment später huschte der Mann, nachdem er das Türschloss aufgestochert hatte, ins Innere des Wohnwagens und suchte rasch das am einen Ende gelegene Schlafbüro auf.

Junior Deaver war nie ein begabter Geschäftsmann gewesen und hatte noch weniger von Aktenführung verstanden. Zum Glück hatte seine verstorbene Frau sich auf beiden Gebieten als tüchtig erwiesen. Juniors Baukunden-Verzeichnis war gut geordnet und leicht durchzusehen. Während der Mann mit einem Ohr horchte, um nicht

durch irgendjemanden überrascht zu werden, sichtete er die Unterlagen, deren chronologische Anordnung ihm sehr gelegen kam. Nach kurzer Zeit hatte er anhand der Papiere eine ziemlich lange Liste aufgestellt.

Einer dieser Leute musste es sein.

Der Mann faltete die Liste zusammen, steckte sie in die Tasche und ließ die Unterlagen genauso zurück, wie er sie vorgefunden hatte. Dann entfernte er sich auf dem Weg, den er gekommen war. Gerade als er den Lieferwagen erreichte, sah er Priscilla Oxley mit den Zigaretten und dem Sprudel zum Wohnwagen fahren. Die Frau konnte von Glück reden. Fünf Minuten früher, und sie wäre jetzt tot.

Mit der kostbaren Liste in der Tasche fuhr der Mann los. Er dachte über den Einbruch nach, der unbegründet Junior Deaver in die Schuhe geschoben worden war, und versuchte sich auf jede Einzelheit zu besinnen, die er über die Tat gehört hatte. Irgendetwas stimmte da nicht. Und dann war da noch Bobby Battle... Wen übersah er, der den Tod dieses Mistkerls gewollt haben könnte? Es gab mehrere Verdächtige, doch von keinem glaubte der Mann, dass er den Alten umgebracht hatte. Für den Mord waren Mumm und Fachkenntnisse erforderlich gewesen – Eigenschaften, die er selbst in reichlichem Maße besaß und deshalb auch bei anderen Menschen respektierte. Der Mann hoffte, dass er seinem Nachahmer eines Tages seine Bewunderung zum Ausdruck bringen durfte, bevor er ihm die Kehle aufschlitzte.

Vielleicht hätte er Sally zum Reden zwingen sollen, ehe er sie getötet hatte. Aber was hatte sie schon wissen können? Sie wäre mit Junior zusammen gewesen, hatte sie ausgesagt. Sie hätten Geschlechtsverkehr gehabt. Ein strohdummes Weibsbild war sie gewesen, das sich die Tage mit vierbeinigem und die Nächte mit zweibeinigem Vieh vertrieb. Sie hatte einen so schnellen Tod verdient

gehabt. Welche Bedeutung hatte es überhaupt, wenn auf diesem Planeten eine Sally Wainwright weniger lebte?

Bis jetzt hatte der Mann sechs Personen getötet, eine davon irrtümlich – ein Fehler, den er allerdings auf seine Weise wieder gutgemacht hatte. Nicht, dass er deswegen zum Rosenkranz gegriffen hätte; keine Beichte konnte ihn von seinen Sünden befreien. Doch es war ihm nicht gelungen, Sean King und Michelle Maxwell zu beseitigen, was ihn mit Wut erfüllte. Wahrscheinlich schnüffelten sie jetzt wieder herum und zerbrachen sich die Köpfe, um die wirklichen Geschehnisse zu durchschauen, und vielleicht kam tatsächlich der Tag, an dem sie auf die richtige Lösung stießen, die Wahrheit aufdeckten und ihm alles verdarben.

Es war riskant, aber er musste noch einmal versuchen, die beiden auszuschalten, und diesmal dafür sorgen, dass es klappte. Natürlich brauchte das eine gewisse Zeit der Vorbereitung; bis dahin würde er die Informationen sammeln, die ihm die Abhörgeräte verschafften, und den Detektiven stets einen Schritt vorausbleiben. Es konnte eng werden, doch wenn er klaren Kopf bewahrte und an seinem Plan festhielt, würde alles gut gehen.

Er war zuversichtlich, Sieger zu bleiben, zumal er über den gewichtigsten aller Vorteile verfügte: Er fürchtete sich nicht davor, für den letztendlichen Triumph zu sterben. Er bezweifelte, dass seine Widersacher ebenso empfanden.

Nun aber galt es erst einmal, einen weiteren Teil seines Plans in die Tat umzusetzen.

Einen grandiosen Abgang.

K A P I T E L 7 8

»Sie glauben doch nicht ernsthaft, dass Roger Canney der lang gesuchte Täter ist«, sagte King hitzig.

Sie saßen im Polizeirevier um einen langen Konferenztisch. Williams und Bailey musterten King mit skeptischen Blicken, während Michelle auf einem Notizblock kritzelte und gleichzeitig aufmerksam ihren Partner betrachtete.

»Er hat versucht, Sie beide abzuservieren«, sagte Bailey.

»Weil wir darauf gestoßen waren, dass er Bobby Battle erpresst hat«, entgegnete King. »Wir haben es Canney ziemlich unverblümt unter die Nase gerieben. Und falls er seine Frau ermordet hat, musste er befürchten, dass wir auch das herausfinden. Wir dachten, er hätte das Weite gesucht. In Wirklichkeit war er noch in der Gegend und wollte uns aus dem Weg räumen. Das heißt aber nicht, dass er auch sämtliche anderen Morde begangen hat.«

Bailey schüttelte den Kopf. »Entweder hat er gewusst oder zumindest vermutet, dass Sie uns über Ihren Verdacht informieren. Und sein Versuch, Sie zu beseitigen, war reichlich amateurhaft. Er hat für den Mordanschlag sein eigenes Fahrzeug benutzt.«

»Ich habe nicht behauptet, er wäre ein besonders gerissener Krimineller«, sagte King. »Ich glaube, er hat die Nerven verloren. Jahrelang hat er sich in Sicherheit gewiegt und ein schönes Leben geführt. Und dann wird plötzlich sein Sohn umgebracht, und wir entdecken seine Erpressungen. Vielleicht ist er ausgerastet. Wenn Sie sowohl bei den Canneys wie auch bei Bobby einen Vaterschaftstest vornehmen

lassen, dürften wir meines Erachtens bald wissen, wer Steve Canneys leiblicher Vater war.«

»Na schön, unter Umständen hat Canney seinen Sohn, dessen Liebchen und Bobby Battle abgemurkst und danach diese Prostituierte und Diane Hinson ermordet, um alles zu verschleiern.«

»Und Junior Deaver?«, fragte King. »Wie passt der ins Bild?«

»Canney könnte ihn angeheuert haben, damit er ins Haus der Battles einbricht«, meinte Bailey.

»Zu welchem Zweck?«, lautete Kings nächste Frage.

»Hmm. Falls Battle und Mrs Canney *tatsächlich* eine Affäre gehabt hatten, besaß Battle möglicherweise irgendeine Hinterlassenschaft seiner Geliebten, die Roger Canney haben wollte. Oder Canney befürchtete, Battle könnte etwas aufbewahren, das ihn belastet. Doch Junior bestiehlt auch Remmy, weil sich die Gelegenheit bietet. Deshalb dreht Canney durch, oder er befürchtet, dass Junior ihn verrät. Also macht er ihn kalt. Mit dem Anschlag auf Sie hat er doch bewiesen, dass er nicht davor zurückschreckt, Menschen zu ermorden, die ihm im Weg stehen.«

»Und der Mord an Sally?«, fragte Michelle. »Wie soll der damit zusammenhängen?«

»Nach allem, was Sie uns erzählt haben«, erwiderte Bailey, »war Sally Wainwright – ohne über Tote etwas Schlechtes sagen zu wollen – ein Mädels, das mit jedem Kerl ins Bett sprang. Vielleicht hat Junior ihr einiges über Canney erzählt, und Canney hat davon erfahren, sodass er es für nötig hielt, Sally ebenfalls umzubringen.« Bailey lächelte selbstzufrieden.

King lehnte sich zurück und schüttelte den Kopf.

»Das passt zusammen, Sean«, meinte Williams.

»Nein, es ist falsch, Todd«, erwiderte King mit Nachdruck.
»Vollkommen falsch.«

»Dann erläutern Sie mir eine andere Theorie, die den Tatsachen entspricht«, forderte Bailey ihn auf.

»Das kann ich noch nicht. Aber eines kann ich Ihnen sagen: Wenn Sie jetzt die Suche nach dem wahren Mörder einstellen – oder den wahren Mördern, was ich für wahrscheinlicher halte –, könnte es noch mehr Tote geben.«

»Wir stellen die Ermittlungen keineswegs ein, Sean«, versicherte Todd Williams, »aber wenn es keine weiteren Morde mehr gibt, muss das als ziemlich eindeutiger Beweis dafür gelten, dass Canney der Täter war.«

»Das glaubst du doch selbst nicht, Todd, ganz gleich, wie gern du es möchtest.« King stand auf. »Komm, Michelle, ich brauche frische Luft.«

Vor dem Polizeirevier lehnte King sich an Michelles Wagen, steckte die Hände in die Taschen und kickte verärgert mit dem Fuß in den Kiesbelag.

»Entweder ist Chip Bailey der größte Idiot, dem ich je begegnet bin, oder...«

»Oder er hat Recht«, beendete Michelle den Satz, »und du kannst es bloß nicht zugeben.«

»Ach, glaubst du?« Resigniert schmunzelte King. »Verdammt, meine eigene Partnerin konspiriert gegen mich... Tja, vielleicht irre ich mich wirklich.«

Michelle zuckte mit den Schultern. »Auch ich halte es für ziemlich weit hergeholt, sämtliche Verbrechen Canney anzulasten, aber wie Bailey vorhin gesagt hat – es gibt keine andere schlüssige Theorie.«

»Trotzdem habe ich das Gefühl, dass irgendetwas gewissermaßen vor unserer Nase baumelt, ohne dass wir es sehen. Etwas, das uns den Weg weisen würde. Aber ich kann nicht erkennen, was es ist, und dieser Gedanke macht mich wahnsinnig.«

»Ich glaube, wir sollten uns mal ein bisschen Ablenkung gönnen.«

King blickte sie skeptisch an. »Wenn du mich zu einem gemüthlichen kleinen Marathonlauf oder zum fröhlichen Bungee-Springen überreden willst, nur weil du glaubst, dass mein Gehirn dann besser funktioniert...«

»Ich denke da an etwas, das keine körperliche Anstrengung erfordert.«

»So was aus deinem Mund zu hören verschlägt mir fast die Sprache.«

Michelle hob den Blick zum strahlend blauen Himmel.

»Ich würde sagen, es ist die richtige Zeit zum Bootfahren. Nichts bringt den Verstand so wirksam wieder auf Touren wie ein Aufenthalt auf dem Wasser, vor allem an einem Tag wie heute.«

»Wir haben jetzt keine Zeit, um...« King verstummte. »Na gut, nachdem wir zweimal fast ermordet worden sind, kann es vielleicht nicht schaden, ein wenig auszuspannen.«

»Ich sehe, du verstehst, was ich meine. Sea-Doos oder Motorboot?«

»Motorboot. Ich bin's satt, dass du mit den Sea-Doos immer Rennen fahren willst.«

»Nur weil ich jedes Mal gewinne.«

K A P I T E L 79

King saß am Steuer des sieben Meter langen Bombardier-Motorboots, als er und Michelle mit 30 Knoten auf dem ruhigen See kreuzten. Der Sommer war noch fern; deshalb hatten sie den Cardinal Lake fast für sich allein. Der See war entstanden, indem man an zwei Flüssen Dämme errichtet hatte und das Wasser zehn Jahre lang sich stauen ließ. Das Ergebnis war ein sehr tiefer, mehr als fünfzig Kilometer langer See mit über zweihundert großen und kleinen Buchten.

Sie hielten auf das Wehr des Wasserkraftwerks zu und wandten sich nach Westen. Wo die beiden Flüsse zusammenströmten, steuerte King das Boot nordwärts, bis sie zu einem kleineren Kanal gelangten, der erst nach Norden verlief und dann nach Osten abknickte. Sie passierten flussaufwärts die roten, geraden Zahlenmarken des Kanals und erreichten schließlich eine kleine, einsame Bucht. Wenige Minuten später ankerten sie in sechs Meter tiefem, klarem Wasser. King brachte einen Korb mit Essen und eine Kühltasche mit Mineralwasser zum Vorschein.

»Ich möchte vor dem Essen schwimmen«, sagte Michelle.

»Und dein Arm?«

»Dem geht's gut. War doch nur ein Kratzer.«

»Wie kommt es bloß, dass ich mir mühelos vorstellen kann, wie du ein Dreiunddreißiger-Projektil in die Brust bekommst und dann nach einem Pflaster fragst, und zwar einem kleinen?«

Michelle entkleidete sich bis auf den einteiligen Badeanzug und sprang ins Wasser.

»Mann«, rief sie gleich nach dem Auftauchen, »das Wasser ist herrlich!«

King blickte aufs Armaturenbrett. »Die Temperatur beträgt einundzwanzig Grad, für meinen Geschmack noch etwas kühl. Mir sind fünfundzwanzig Grad lieber.«

»Mit anderen Worten, du bist ein Warmduscher.«

»Wenn man's so ausdrücken will.«

Nachdem sie gegessen hatten, holte King den Anker ein, und sie setzten die Fahrt fort. Schließlich zeigte Michelle auf ein langes, breites Pfahlbauwerk, das voraus am Ufer in Sicht kam und einen eindrucksvollen Anblick bot: Es gab dort eine Anlegestelle für sechs Boote sowie auf mehr als 500 Quadratmetern Holzboden eine Bar mit Terrasse, eine Speiselaube sowie Schuppen für Ausrüstung und Gerätschaften, alles in Zedernholz-Außenwandung mit Rieddach. Das Ganze schrie nach einem bebilderten Artikel im *Architectural Digest*.

»Mensch, das haut einen ja um. Wessen Anlage ist das?«

»Was denn, verlierst du auf dem Wasser die Orientierung? Das gehört zum Casa Battle.«

»Ich wusste gar nicht, dass die Battles sich auch auf dem See tummeln.«

»In Wrightsburg baut man kein hochherrschaftliches Haus ohne Zugang zum See. Die gesamte Landzunge und gut zwanzig Morgen Umland zählen mit zum Anwesen. Aber du hast schon Recht, die Anlage ist ziemlich weit vom Hauptgebäude entfernt. Man kann es vom See aus nicht mal sehen. Ich nehme an, die Battles haben darauf geachtet, dass nicht ständig Gaffer auf Booten aufkreuzen, um den Herrnsitz zu bestaunen. Die Battles verwenden zum Hin- und Herfahren Golfplatz-Wägelchen.«

»Was für ein Leben.« Michelle blinzelte in den Sonnenschein.
»Wer ist das da auf dem Segelboot?«

King nahm das Fernglas, setzte es an die Augen und stellte es auf das andere Boot ein. »Savannah.« Er überlegte einen Moment; dann schob er den Gashebel nach vorn und steuerte auf das Segelboot zu.

»Was hast du vor?«

»Angeln.«

Sie tuckerten längsseits neben das Segelboot, das kaum mehr war als ein Faltboot. Savannah hatte eine Hand am Steuerruder; in der anderen hielt sie eine Dose Cola. Als sie King und Michelle erkannte, winkte sie.

»Bedeutende Geister denken ähnlich«, rief King ihr zu.

Über dem Bikini trug Savannah ein Tank-Shirt. Ihr Haar war feucht und zu einem Pferdeschwanz gebunden; die Sonne hatte ihr Gesicht und die Schultern bereits gerötet.

»Das Wasser ist wundervoll«, sagte sie.

»Sean will erst hinein, wenn es seine gewohnte Badewassertemperatur hat«, sagte Michelle.

»Du weißt gar nicht, was du verpasst, Sean«, hielt Savannah ihm vor.

»Nun ja, wenn du und Michelle im Wasser wärt, könnte ich in Versuchung geraten.«

Es dauerte eine Minute, die beiden Anker zu werfen; dann hechtete erst Savannah und anschließend Michelle in die Fluten. Als sie auftauchten, hockte King noch immer auf dem Sprungbrett des Motorboots, nur baumelten jetzt seine Füße im Wasser.

»Wo bleibst du, Sean?«, fragte Michelle.

»Ich habe gesagt, ich könnte in *Versuchung* kommen, aber nicht, dass ich wirklich ins Wasser gehe.«

Michelle und Savannah sahen sich an. Nach einem stummen Gedankenaustausch tauchten beide unter. Als sie vor King an die Oberfläche kamen, packte jede einen seiner Füße.

»O nein...«, setzte King zum Einspruch an, konnte ihn aber nicht zu Ende führen, weil die Frauen ihn mit einem Ruck vom Sprungbrett zogen. Er spuckte Wasser und schimpfte laut, als sein Kopf wieder die Oberfläche durchstieß. »Das ist keine Badehose!«, rief er.

»Jetzt schon«, sagte Savannah voller Genugtuung.

Nachdem sie eine halbe Stunde geschwommen waren, steuerten sie die Boote zum Anlegesteg und nahmen auf der Terrasse Platz, wo Savannah ihnen aus dem Kühlschrank der Bar Bier holte.

Michelle genoss die Aussicht auf die Berge und den See. »Das Panorama ist phantastisch.«

»Ja, hier ist mein Lieblingsplatz auf dem ganzen Anwesen«, sagte Savannah.

Kings Augenmerk galt mehr den Booten der Battles. »Auf dem großen Sea-Ray-Cruiser bin ich schon gefahren, aber an das Rennboot kann ich mich nicht erinnern. Ist ja ein toller Kahn.«

»Ein Formula 353 FasTech. Vater hatte es letzten Winter gekauft. Die Leute vom Yachtclub waren schon da und haben es für den Sommer in Schuss gebracht. Wir sind noch nie damit gefahren. Aber Eddie will bald die Jungfernfahrt machen. In unserer Familie ist er der Bootskenner. Ich fahre bloß gerne mit, leg mich in die Sonne und trinke Bier. Wenn ich Eddie richtig verstanden habe, ist das Boot sehr schnell und hat bärenstarke Motoren.«

»Ja, zwei Mercury EFI mit je fünfhundert PS, nehme ich an«, erklärte King. »Höchstgeschwindigkeit über siebzig und eine Reisegeschwindigkeit von knapp über vierzig. Richte Eddie aus, ich bin ihm gern beim Einfahren behilflich.«

»Du meine Güte«, nölte Savannah mit übertriebenem Südstaaten-Akzent, »und ich hatte es hier sooo schön beschaulich auf meinem kleinen, alten, PS-losen Segelboot.«

»Rennboote sind ein beliebtes Männerspielzeug, Savannah«, sagte Michelle und warf ihrem Partner einen belustigten Blick zu. »Ich wusste gar nicht, dass du dich für so etwas interessierst.«

»Solange man sich so was nicht leisten kann, macht's keine Probleme, sich dafür zu interessieren«, sagte King, nahm einen Schluck Bier und richtete einen ernsten Blick auf das jüngste Mitglied der Familie Battle.

»Du bist nicht nur gekommen, um mich im Bikini zu bewundern und unsere Boote zu bestaunen, nicht wahr?«, fragte Savannah und erwiderte seinen Blick mit einer Miene, in der die Hoffnung stand, dass sein Interesse ausschließlich ihr galt.

»Wir müssen dir ein paar Fragen stellen.«

Sofort schaute Savannah zur Seite, und ein trauriger Ausdruck legte sich auf ihr Gesicht. »Wegen Sally?«

»Unter anderem.«

»Eben darum bin ich Segeln gegangen. Ich wollte von allem Abstand gewinnen.« Savannah schüttelte den Kopf. »Den Anblick werde ich nie vergessen. Es war so scheußlich, Sean, so grausam...«

King legte eine Hand auf ihre und drückte sie. »Es wird alles nur noch schlimmer, wenn wir den Mörder nicht schnappen.«

»Ich habe Todd Williams und Agent Bailey alles erzählt, was ich weiß. Ich hatte keine Ahnung, dass Sally in der Stallung war, bis ich...«

»Danach sind Sie zum Wohnhaus Ihres Bruders gelaufen, nicht wahr?«, fragte Michelle. Savannah nickte. »Und Dorothea hat Ihnen geöffnet. Welchen Eindruck hatten Sie von ihr?«

»Ich kann mich nicht genau erinnern«, sagte Savannah. »Ich war völlig hysterisch. Ich weiß noch, dass sie Eddie holen wollte, aber sie bekam ihn nicht wach. Von da an war die Hölle los. Die ganze Zeit habe ich an der Tür gestanden und konnte mich vor Angst nicht vom Fleck rühren. Erst als der Notarzt kam und Eddie in die Klinik bringen ließ, bin ich auf mein Zimmer geflüchtet und hab mir die Bettdecke über den Kopf gezogen.« Savannah stand auf, ging zum Rand der Terrasse und ließ die Beine ins Wasser baumeln.

King war stutzig geworden und beobachtete sie. Was war es nur, das seinen Verstand belagerte und förmlich danach schrie, entschlüsselt zu werden? Schließlich aber schüttelte er frustriert den Kopf. Es kam einfach nicht darauf.

»Ist deine Mutter daheim?«, erkundigte er sich.

»Nein, sie ist außer Haus. Es geht um die Anwälte und den Nachlass.«

»Hättest du was dagegen, wenn wir uns noch einmal die Wandschränke in den Zimmern deiner Eltern ansehen?«

Auf dem Gesäß drehte Savannah sich um und blickte King ins Gesicht. »Ich dachte, das wäre längst erledigt.«

»Aber es kann nicht schaden, wenn wir's ein zweites Mal überprüfen. Es könnte sich als nützlich erweisen.«

Zu dritt bestiegen sie den Golfplatz-Elektrowagen, mit dem Savannah zum See gekommen war, und fuhren zum Wohnhaus. Savannah führte King und Michelle durch den Hintereingang und hinauf in die dritte Etage.

»Ich rate Mutter immer wieder, einen Aufzug einbauen zu lassen, wenn sie weiterhin hier wohnen will.«

»Treppensteigen ist gesund«, sagte Michelle.

»Hör nicht auf sie«, sagte King. »Das mit dem Lift ist 'ne gute Idee.«

Savannah öffnete die Tür zum Schlafzimmer ihrer Mutter und blieb wie angewurzelt stehen. »Oh«, rief sie, »was machen Sie denn hier?«

King blickte argwöhnisch auf Mason.

Der Butler ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »Ich räume ein bisschen auf, Savannah. Die Hausmädchen stellen das Ordnungsbedürfnis Ihrer Mutter in den seltensten Fällen zufrieden.« Misstrauisch musterte er King und Michelle. »Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?«

»Äh...«, machte Savannah und kaute mit den Schneidezähnen auf der Unterlippe.

»Sie tropfen Wasser auf den Teppich«, stellte Mason fest.

»Wir sind im See geschwommen«, erklärte Michelle.

»Heute ist genau der richtige Tag dafür.« Unverwandt maß der Butler die Ankömmlinge mit festem Blick.

»Wir sind hier, um nochmals einen Blick in Remmys Wandschrank zu werfen, Mason«, sagte King. »Im Zuge der Ermittlungen.«

»Ich dachte, nach Mr Deavers Tod seien die Ermittlungen eingestellt worden.«

»Der Gedanke liegt nahe«, entgegnete King höflich. »Aber dem ist nicht so.«

Mason wandte sich an Savannah. »Haben Sie das mit Ihrer Mutter abgesprochen?«

»Remmy hat es uns schon einmal erlaubt, Mason«, antwortete King an Savannahs Stelle. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie Einwände hätte.«

»In solchen Fragen habe ich immer gern Gewissheit.«

»Da inzwischen feststeht, dass Junior nicht der Einbrecher war«, erwiderte King, »und Remmy jetzt mit seiner Witwe befreundet ist, fühlen wir uns erst recht verpflichtet, den Einbruch aufzuklären. Es ist ja in Remmys Interesse, Klarheit darüber zu erhalten. Aber wenn Sie sie anrufen und stören möchten, während sie sich bei den Anwälten mit der Nachlassregelung befasst – nur zu. Wir warten hier, bis Sie ihre Einwilligung eingeholt haben.«

King konnte Mason ansehen, dass er über die Situation nachdachte. Schließlich zuckte er die Achseln. »Also gut. Ich wüsste nicht, welcher Schaden entstehen sollte. Aber achten Sie bitte darauf, dass keine Unordnung entsteht. Mrs Battle ist sehr eigen.«

»Ja, das stimmt«, sagte King.

Mason entfernte sich. Unverzüglich nahmen King und Michelle sich Remmys Wandschrank vor und öffneten das Geheimfach. Sie untersuchten es mit größter Sorgfalt, entdeckten aber nichts Besonderes.

»Vielleicht habt ihr in Vaters Zimmer mehr Glück«, meinte Savannah.

Als sie sich zum Gehen wandten, fiel Kings Blick auf einige Fotos, die gegenüber von Remmys Bett auf einem Regal standen. Savannah trat an Kings Seite.

»Das bin ich, als ich zwölf war und noch dick und hässlich. Mir ist, als könnte ich die Zahnspange noch heute im Mund spüren.«

King nahm ein anderes altes Foto zur Hand, das zwei Säuglinge zeigte.

Savannah tippte mit dem Finger auf das Bild. »Das sind Eddie und sein Bruder Bobby. Bobby habe ich natürlich nie gekannt, er ist ja vor meiner Geburt gestorben... Nein, Entschuldigung, links ist Eddie, rechts Bobby.« Sie wirkte unsicher. »Peinlich, wenn man nicht mal sein eigen Fleisch und Blut kennt, was?«

»Nun, sie waren Zwillinge«, sagte King und stellte das Foto zurück aufs Regal.

Sie begaben sich in Bobby Battles Zimmer, hatten aber auch dort zunächst keinen Erfolg. Doch als King die Schublade Zentimeter um Zentimeter absuchte, stutzte er mit einem Mal. »Kannst du mir eine Taschenlampe besorgen?«, fragte er Savannah.

»Klar.« Rasch holte sie das Gewünschte aus Remmys Nachtschränkchen.

King leuchtete in die Schublade. »Nun sieh sich das einer an...« Alle spähten hinein.

»Sieht aus wie Buchstaben«, konstatierte Michelle.

»Das ist eindeutig ein *K*, und das da entweder ein *C* oder ein *O*.«

Michelle kniff die Augen zusammen. »Dann kommt ein Zwischenraum, und dahinter ist ein *P*... Dann kommt etwas, das ein *A* oder ein *O* sein könnte...«

Nachdenklich richtete King sich auf. »Anscheinend hat da ein Schriftstück gelegen, und die Buchstaben haben dauerhaft aufs Holz abgefärbt.«

»Es könnte feucht geworden sein«, mutmaßte Savannah.

King beugte sich vor, schnupperte in der Schublade und blickte Savannah an. »Hat Bobby sich in seinem Zimmer schon mal einen genehmigt?«

»Gleich gegenüber vom Bett, in dem Möbel, das wie eine Anrichte aussieht, ist eine Hausbar. Warum?«

»Weil es in der Schublade nach Scotch riecht.«

Michelle schnüffelte ebenfalls. »Das wäre eine Erklärung für die Feuchtigkeit. Er hat einen Blick auf das Schriftstück geworfen und dabei Scotch aus seinem Glas in die Schublade verschüttet. Dann

sind die Buchstaben wegen der Nässe vom Papier auf den Boden der Schublade abgefärbt.«

King besorgte sich von Bobbys Schreibtisch Papier und einen Stift. Er schrieb die Buchstaben auf und ließ dazwischen angemessenen Abstand.

Kc ____ pa, Ko ____ pa, Ko ____ po

»Kc-pa, Ko-pa oder Ko-po«, las er langsam ab. »Fällt dir dazu etwas ein?«

Savannah schüttelte den Kopf.

»Offensichtlich fehlen Buchstaben«, sagte Michelle. »Würden wir Glücksrad spielen, müssten wir jetzt ein paar Selbstlaute einfügen. Was hältst du davon, Sean?«

King ließ sich einen Moment Zeit, ehe er antwortete. »Es könnte sein, dass wir hier des Rätsels Lösung vor uns haben, nur müssen wir es zu deuten verstehen.«

Plötzlich kam Michelle ein Gedanke. Während Savannah auf die Buchstaben starrte, die King notiert hatte, flüsterte Michelle ihm ins Ohr: »Vielleicht stammt das von dem Testament, dessen Existenz Harry für möglich gehalten hat...«

Niemand hörte, wie sich leise die Schlafzimmertür hinter der Person schloss, die gelauscht hatte. Ebenso wenig bemerkten King und die beiden Frauen die fast lautlosen Schritte, die sich durch den Flur zur Treppe bewegten.

K A P I T E L 80

Ruckartig fuhr King im Bett empor, als hätte jemand ihn mit einem Elektroschocker gekitzelt.

Sieben Stunden! Mein Gott! Aber nicht genau sieben Stunden; wahrscheinlich war in Wirklichkeit mehr Zeit verstrichen. Der Siebenstundenabstand hatte ihn dazu bewogen, abermals in aller Ausführlichkeit über Sallys Ermordung nachzudenken. Knapp sieben Stunden nachdem sie ihm von ihrer Liebesnacht mit Junior erzählt hatte, war sie umgebracht worden. Das war ein wichtiger Sachverhalt. Soeben jedoch hatten die sieben Stunden Zeitunterschied ihn auf eine verblüffende Tatsache verwiesen – ein so bedeutsames Faktum, dass plötzlich alles Sinn ergab.

King tastete im Dunkeln und fand auf dem Nachttisch seine Armbanduhr. Es war ein Uhr morgens. Er raffte sich aus dem Bett hoch, stieß mit dem Fuß gegen etwas, das Michelle achtlos im Gästezimmer hatte liegen lassen, ging in die Hocke und umklammerte leise fluchend seine große Zehe. Dann betastete er den Gegenstand: eine wohl zehn Kilo schwere Hantel.

»Heiliges Kanonenrohr«, wetterte er, obwohl niemand sich in Hörweite aufhielt. Er rieb sich den Fuß, stand auf und humpelte durch den Flur zu Michelles Schlafzimmer. Fast wäre er spontan hineingestapft, überlegte es sich dann aber rechtzeitig anders. Michelle in der Nacht zu erschrecken konnte ihn geradewegs in die Leichenhalle befördern.

Er klopfte an die Tür. »Bist du angezogen?«

Durch das dicke Türblatt drang eine schläfrige Stimme. »Was?«

»Falls du noch das Fünfziger-Maschinengewehr unterm Bett hast, lass es liegen. Ich komme in Frieden.«

King trat ein und knipste das Licht an. Michelle setzte sich im Bett auf und rieb sich die Augen.

»Deine Dessous gefallen mir«, sagte King, als sein Blick auf ihr ausgebeultes graues Sweatshirt fiel, auf dem die Abkürzung WIFLE stand, das Kürzel für *Women in Federal Law Enforcement*. »Zieh das Ding in den Flitterwochen an, und dein Stenz lässt dich nicht mehr aus dem Bett.«

Gereizt sah Michelle ihm ins Gesicht. »Hast du mich geweckt, um mein Nachthemd zu bekritteln?«

King hockte sich neben ihr auf die Bettkante. »Nein, du musst etwas erledigen, während ich fort bin.«

»Fort? Wohin fort?«

»Ich will etwas nachprüfen.«

»Dann komme ich mit.«

»Nein, ich möchte, dass du die Battles im Auge behältst.«

»Welchen Battle?«

»Alle.«

»Wie soll ich das denn schaffen?«

»Ich rufe Remmy an und sag ihr, du hättest noch ein paar Fragen an die Familie. Dann versammelt sie die ganze Sippschaft in ihrem Haus. Dadurch wird die Aufgabe leichter für dich.«

»Und welche Fragen soll ich ihnen stellen?«

»Dir wird schon was einfallen.«

Michelle verschränkte die Arme und maß King mit trotzigem Blick. »Verflixt noch mal, was ist eigentlich los?«

»Ich bin mir selbst noch nicht sicher, aber du musst unbedingt tun, was ich sage.«

»Du verschweigst mir doch wieder etwas. Du weißt, dass mir so was gegen den Strich geht.«

»Ich blicke noch nicht ganz durch. Aber ich schwöre, wenn es so weit ist, weihe ich dich als Erste ein.«

»Verrätst du mir wenigstens, was du nachprüfen möchtest?«

»Ich lasse jemanden die Ergebnisse der an Bobby vorgenommenen Autopsie überprüfen.«

»Weshalb?«

»Anschließend suche ich die UVA-Klinik auf«, übergang King ihre Frage, »und informiere mich über gewisse Betäubungsmittel. Anschließend will ich mich ein bisschen nach Antiquitäten umsehen.«

»Antiquitäten?«

»Danach werde ich Bobby Battles Hausarzt einen Besuch abstatten. Ich habe ein paar Fragen an ihn, deren Beantwortung manches klären könnte. Und schließlich fahre ich nach D.C., um ein Gerät anzuschaffen, das uns möglicherweise von großem Nutzen ist.«

»Und mehr willst du mir nicht sagen?«

»Nein.«

»Toll. Vielen Dank für dein Vertrauen.«

King erhob sich vom Bett. »Hör zu, Michelle. Wenn ich dir lang und breit erkläre, was ich vermute, und es erweist sich als verkehrt, könnte es dazu führen, dass du der falschen Person vertraust. Bis ich weiß, ob ich Recht habe oder nicht, gilt die Regel: Solange wir den Täter nicht gefasst haben, ist niemand dein Freund. Und das meine ich wörtlich.«

Michelle starrte ihn an. »Willst du mir Angst einjagen?«

»Nein, ich versuche uns beide am Leben zu halten. Zwei Attentate auf uns sind schon fehlgeschlagen. Ich will nicht, dass Nummer drei ein Volltreffer wird.«

K A P I T E L 8 1

Während King seine nächtliche Beratung mit Michelle hatte, war ein Mann mit Mordabsichten in den Wohnsitz der Familie Jean und Harold Robinson eingedrungen. Eine schwarze Sturmhaube auf dem Kopf, hatte er die Kellertür geöffnet und war ins Haus gehuscht. Da er einen Schlüssel hatte, war er dabei auf keinerlei Schwierigkeiten gestoßen. Die vor dem Einkaufszentrum gemachten Schlüsselabdrücke hatten ihm die Anfertigung des Nachschlüssels ermöglicht. Vor Betreten des Hauses hatte er das Telefonkabel durchtrennt.

Die Aufteilung der Räumlichkeiten war ihm so gut bekannt, dass er zielstrebig die Kellertreppe hinaufstieg. Derzeit befanden sich vier Bewohner im Haus. Weil der Mann sich mehrmals gründlich umgeschaut hatte, wusste er von allen, wo sie sich nachts aufhielten. Um ganz sicherzugehen, hatte er sich den Grundriss des Gebäudes eingeprägt, der sich bequem auf der Webseite der Baufirma hatte finden lassen.

Wie er schon vermutete, als er vor dem Einkaufszentrum die Ganztagsmutter Jean Robinson das erste Mal gesehen hatte, verfügte das Einfamilienhaus über eine Alarmanlage, die stets außer Betrieb war. Alle drei Kinder – der Kleine, dem er im Auto zugewinkt hatte, und die zwei älteren Jungs – schliefen im Obergeschoss. Im Erdgeschoss hatten die Eltern ihr Schlafzimmer. Allerdings war Harold Robinson in dieser Nacht nicht daheim; aus eben diesem Grund hatte der Mann sich ins Haus des Ehepaars eingeschlichen.

Mit einem dumpfen Laut sprang die Gasheizung an. Da ihr Rumoren jedes leisere Geräusch übertönte, nutzte der Mann die Gelegenheit,

schleunigst zum Elternschlafzimmer zu huschen. Drei Herzschläge lang lauschte er an der Tür. Er hörte lediglich das leise Schnarchen Mrs Robinsons, die auf ihn wartete, ohne es zu wissen. Lautlos öffnete er die Tür und schloss sie von innen. Seine Augen hatten sich längst der Dunkelheit angepasst. Er gewahrte Jean Robinson als schmalen Schemen auf dem California-King-Bett. Sie trug ein schneeweißes Nachthemd. Der Mann hatte in ihr Fenster gespäht, als sie es angezogen hatte. Sie hatte die schlechte Angewohnheit, die Rollläden nie ganz zu schließen und beim Ausziehen das Licht brennen zu lassen. Wahrscheinlich vermutete sie, trotzdem eine ungestörte Privatsphäre zu haben, weil das Schlafzimmerfenster sich an der Rückseite des Hauses befand. Natürlich irrte sie sich, so wie die meisten Leute sich irren, was die Ungestörtheit ihrer Privatsphäre angeht. Es schaute immer irgendwer hin. Immer.

Nach der dritten Entbindung war sie rasch wieder in Form gekommen. Ihr Bauch war wieder flach, die Brüste hingegen hatten vom Stillen noch eine gewisse Übergröße, die Beine sahen schlank aus, das Gesäß wirkte prall, aber auf sehr reizvolle Art. Ohne Zweifel liebte ihr Mann sie, und das Paar führte ein gesundes Sexualleben. Doch was kümmerte ihn das alles? Er war nicht hier, um die Frau zu vergewaltigen. Er wollte sie bloß töten.

Im Handumdrehen stopfte er ihr einen Knebel in den Mund, der jeden Laut dämpfte, den sie ausstoßen mochte. Nach einer Sekunde tiefster Verwirrung, in der sie nicht wusste, wie ihr geschah, verkrampfte sie plötzlich sämtliche Muskeln ihres Körpers. Brutal drückte der Mann sie nieder, presste sie aufs Bett. Doch sie war stärker, als er es für möglich gehalten hätte, leistete erbitterte Gegenwehr, bekam die Sturmhaube zu fassen und riss sie ihm vom Kopf.

Panik erfasste ihn, und er stieß ihren Schädel gegen das Hartholz des Bettes am Kopfende, einmal, zweimal, dreimal, bis er spürte, wie sie erschlaffte. Zur Sicherheit hämmerte er ihren Kopf ein viertes Mal gegen das Holz, und diesmal glaubte er, ihre Hirnschale brechen zu hören, falls man so etwas überhaupt hören konnte. Er ließ einen Unterarm auf ihren Nacken gestützt und suchte mit der freien Hand hastig nach seiner Sturmhaube. Er fand sie in ihrer fest darin verkrallten Faust, riss sie heraus und zog sie sich wieder über den Kopf. Dann schob er den Arm unter die schmale Taille der Frau, hob sie vollständig vom Bett hoch und rammte sie mit dem Kopf ein letztes Mal gegen das Holz.

Dann warf er sie herum und sah ihr in die Augen. Sie standen offen und starrten leblos nach oben; vom zertrümmerten Schädeldach sickerte Blut über ihr Gesicht bis auf die entblößten Brüste. Er zerrte ihr das Nachthemd vollends vom Leib und schleuderte es neben das Bett. Anschließend hob er den nackten Leichnam noch einmal an und streckte ihn auf dem Fußboden aus. Dann zückte er das Steakmesser, das er in der Küche der Robinsons an sich gebracht hatte, und ritzte in die Haut der Toten höchst aufschlussreiche Kerben ein. Sie zu deuten sollte der Polizei nicht schwer fallen. Er ging das Risiko ein, die kleine Nachttischlampe anzuknipsen, schabte mit der Messerspitze unter den Fingernägeln der Toten, holte winzige Fetzen der Sturmhaube hervor und steckte sie in die Tasche.

Er nahm Jean Robinsons Armbanduhr vom Nachtschränkchen, stellte sie auf sechs, zog das Rändelrad heraus und legte ihr die Uhr ums Handgelenk.

Nachdem er seinen Plan so weit verwirklicht hatte, fühlte er sich erheitshalber nach ihrem Puls. Es war nichts mehr zu spüren. Jean Robinson war unwiderruflich dahin. Die nächste Station der Frau war

die staatlich geprüfte Fleischbeschauerin Dr. Diaz. Harold Robinson war von nun an Witwer und hatte für drei kleine Jungs zu sorgen. Und die Welt drehte sich weiter und bewies ganz und gar, dass eigentlich nichts eine Bedeutung hatte. *Jeder ist zu ersetzen.*

Er knüllte das Nachthemd zusammen, weil die Gefahr bestand, dass sich Spuren daran finden ließen, und steckte es ebenfalls in die Tasche. Den Vorzug des Staubsaugens durfte er sich wegen der schlafenden Kinder nicht gestatten; er konnte von Glück sagen, dass der Lärm, der entstanden war, als er ihre Mutter totschrug, die zwei älteren Jungen nicht geweckt hatte.

Er wandte sich um und betrachtete ein letztes Mal sein Werk. Es war recht hübsch gelungen – nein, sogar erstklassig.

Alles Gute, Mrs Robinson.

Er suchte die Küche auf, fand dort ihre Handtasche, nahm das Handy heraus, schaute im Nummernverzeichnis nach, entdeckte die gewünschte Rufnummer und rief den geliebten Ehemann an, der irgendwo, noch nicht allzu weit entfernt, auf der Straße unterwegs war. Er sagte nur vier schlichte Worte: »Ihre Frau ist tot.« Dann trennte er die Verbindung und schaltete das Handy aus. Er langte auf die Oberseite des Küchenschanks und entfernte die Wanze, die er bei einem vorherigen heimlichen Aufenthalt im Haus der Robinsons dort versteckt hatte. Er brauchte sie nicht mehr.

Nun musste er nur noch eines erledigen, dann war es vorüber; zumindest für heute Nacht. Er schlich zurück zur Kellertreppe.

»Mama?«

Als im Obergeschoss die Beleuchtung aufflammte, verharrte der Mörder mitten im Flur. Schritte näherten sich. Kurze, zögernde Schritte kleiner nackter Füße auf dem Holzfußboden.

»Mama?«

Der kleine Junge erschien auf dem Treppenabsatz des Obergeschosses und spähte herunter. In einer Hand schleifte er einen Plüschhund mit sich. Er trug eine weiße Unterhose und ein Spiderman-T-Shirt. Verschlafen rieb er sich mit der kleinen, pummeligen Faust die Augen.

»Mutti?«, rief er. Endlich sah er am Fuß der Treppe die schattenhafte Gestalt mit der Sturmhaube.

»Vati?«

Der Mörder stand da und blickte hinauf zu dem Kind. Seine vom Handschuh umhüllte Faust glitt in die Tasche; die Finger umschlossen einen Messergriff. Binnen eines Augenblicks wäre es vorbei. Ein Doppelmord statt Mord, warum nicht? *Mutter und Sohn, na und?* Es drängte ihn zu der Tat. Doch er rührte sich nicht von der Stelle. Stattdessen betrachtete er stumm das Kind, dessen Umrisse sich im schwachen Licht abzeichneten; den möglichen Augenzeugen.

»Vati?«, wiederholte der Junge, dessen Stimme jetzt aus Furcht lauter wurde, weil er keine Antwort bekam.

Gerade noch rechtzeitig riss der Mörder sich zusammen. »Ich bin's, mein Sohn, dein Vati. Geh wieder schlafen.«

»Ich dachte, du wärest fort, Vati.«

»Ich hatte was vergessen, Tommy. Leg dich wieder schlafen, bevor du deine Brüder weckst. Du weißt doch, wenn der Kleine aufwacht und plärrt, ist die Nacht gelaufen. Und gib Bucky einen Kuss von mir.« Er meinte Tommys Teddybär. Obwohl es ihm nicht gelang, die Stimme des Vaters genau zu treffen, wirkte es sicher beruhigend auf Tommy, dass er dessen Namen, die seiner Brüder und weitere familiäre Einzelheiten kannte.

Er hatte sich gründlich über die Robinsons informiert, wusste alles über sie, von den Spitznamen über die Sozialversicherungsnummern

und ihr Lieblingsrestaurant bis hin zu den Sportarten, denen die beiden älteren Söhne, Tommy und Jeff, sich widmeten: Tommy spielte Baseball, Jeff Fußball. Er wusste, dass Harold Robinson das Haus kurz vor Mitternacht verlassen hatte, um nach Washington zu fahren; dass ihre Mutter die Kinder sehr liebte; dass er sie ihnen heute für immer genommen hatte. Es war allein aus dem Grund geschehen, weil Mrs Robinson das Pech gehabt hatte, in sein Blickfeld zu geraten, als sie Milch und Eier eingekauft hatte. Es hätte jeden x-Beliebigen treffen können. Irgendeine andere Mutter. Doch zufällig war es Tommys Mutter gewesen, Mutter auch des zwölfjährigen Jeff. Und des kleinen, einjährigen Andy, der in den ersten sechs Lebensmonaten unter Nierenkoliken gelitten hatte. Wie viel Persönliches die Leute doch ausplauderten, wenn man nur zuhörte. Es war erstaunlich. Aber heutzutage hörte niemand mehr zu, außer vielleicht Priester. Und Mörder wie er.

Seine Hand löste sich vom Messer in der Tasche. Tommy bekam die Chance, aufzuwachsen. Ein Robinson war genug für diese Nacht.

»Geh wieder ins Bett, mein Sohn«, sagte er mit Nachdruck.

»Ist gut. Ich hab dich lieb, Vati.« Der kleine Junge drehte sich um und entschwand in den oberen Flur.

Viel zu lange verweilte der Mann mit der Sturmhaube und starrte in die leere Luft, wo vorhin Tommy gestanden und den Satz gesprochen hatte: Ich hab dich lieb, Vati. Nun musste er die abschließende Aufgabe erledigen und sich absetzen. *Ich hab dich lieb, Vati.*

Mit einem Mal beschämte es ihn, sich im selben Haus mit dem Kind aufzuhalten, das so etwas zu ihm gesagt hatte, wenn auch irrtümlich. Er schalt sich selbst.

Nichts wie weg! Wahrscheinlich ruft der Ehemann gerade die Polizei an. Hau ab, du Idiot!

Im noch unfertigen Keller richtete er den Lichtkegel der Taschenlampe auf ein verdeckeltes Rohr, das den Standort einer künftigen Toilette kennzeichnete. Er schraubte den Deckel ab, entnahm seiner Tasche den Plastik-Einkaufsbeutel, der eine Anzahl verschiedenartiger Gegenstände enthielt, steckte den Beutel in das Rohr und schraubte den Deckel wieder auf. Wenn man Beweise hinterließ, durfte man weder zu offensichtlich noch zu geheimnistuerisch vorgehen.

Er schlüpfte zurück ins Freie, huschte durch den hinteren Teil des Gartens und strebte zu seinem mehrere Häuserblocks weiter geparkten VW. Erst als er abfuhr, zog er die Sturmhaube vom Kopf. Dann tat er etwas, das ihm noch nie in den Sinn gekommen war: Er fuhr geradewegs zu dem Haus, in dem er eben das vielleicht heimtückischste seiner Verbrechen verübt hatte. Die ermordete Mutter lag im Elternschlafzimmer. Tommy schlief in seinem Zimmer, hinter dem dritten Fenster von links. Um sieben Uhr standen die Kinder auf, um sich für die Schule fertig zu machen. War ihre Mutter dann noch nicht aus den Federn, gingen die Kinder zu ihr und weckten sie.

Er schaute auf die Armbanduhr. Es war ein Uhr morgens. Vor Tommy lagen vielleicht noch sechs Stunden der Normalität. »Genieße sie, Tommy«, murmelte der Mann in Richtung des dunklen Fensters. *»Genieße sie... Es tut mir Leid.«*

Während er davonfuhr, leckte er sich salzige Tränen aus den Mundwinkeln.

K A P I T E L 82

Als Todd Williams mit Michelle telefonierte und ihr die Nachricht von Jean Robinsons Ermordung durchgab, war King bereits in einem Mietwagen abgefahren. Rings um das Horrorhaus standen etliche Polizei- und Ambulanzfahrzeuge, als Michelle dort eintraf. Entsetzte Nachbarn starrten aus Fenstern und von Terrassen herüber. Weit und breit war kein Kind zu sehen. Die drei Robinson-Sprösslinge und ihren Vater hatte man inzwischen ins Haus eines in der Nähe wohnenden Verwandten gebracht.

Michelle traf Todd Williams, Sylvia Diaz und Agent Bailey im Elternschlafzimmer an; alle drei hatten den Blick auf die tote Hausherrin gerichtet.

Michelle prallte zurück, als sie sah, was man der Frau angetan hatte. Sylvia schaute sie an und nickte. »Stigmata.«

Jean Robinsons Handflächen und Füße waren auf eine Art und Weise verletzt worden, dass die Wunden den Kreuzigungsmalen Jesu glichen. Auch lag ihr Leichnam so, wie der Gottessohn am Kreuz gehangen haben musste.

»Bobby Joe Lucas«, sagte Bailey matt. »Anfang der Siebziger hat er in Kansas und Missouri das Gleiche mit vierzehn Frauen gemacht, nachdem er sie vergewaltigt hatte.«

»Ich bin sicher«, meinte Sylvia, »dass hier keine Vergewaltigung vorliegt.«

»Ich habe nichts dergleichen behauptet. Lucas ist 1987 im Gefängnis an Herzstillstand gestorben. Und nach Aussagen des Ehemanns fehlt das Nachthemd. Das passt zum Profil unseres Mörders.«

»Wo ist Sean?«, erkundigte sich Williams.

»Unterwegs, um ein paar Fragen zu klären.«

Misstrauisch blickte Bailey sie an. »Wo?«

»Ich weiß es nicht genau.«

»Ich hätte nicht gedacht, dass Batman sich ohne Robin in ein Abenteuer stürzt«, sagte der FBI-Agent spöttisch.

»Willst du ihn nicht anrufen?«, fragte Williams, bevor Michelle eine unfreundliche Erwiderung von sich geben konnte. »Er möchte bestimmt Bescheid wissen.«

»Als Roger Canney auf uns Jagd gemacht hat, ist Seans Handy kaputtgegangen.«

»Er erfährt sowieso bald davon«, sagte Sylvia. »Schlechte Nachrichten verbreiten sich jedes Mal schneller als gute.«

»Wo steckt der Ehemann?«

»Bei den Kindern«, antwortete Williams. »Zur Tatzeit war er auf der Autobahn unterwegs. Er ist Vertreter einer Hightechfirma. Er sagt, er hat kurz nach ein Uhr morgens über das Handy seiner Frau einen Anruf erhalten. Die Stimme teilte ihm mit, seine Frau wäre tot. Er hat das Handy zurückgerufen, doch ohne Erfolg. Als er über den Festnetzanschluss anrief, war die Leitung tot. Das Kabel ist zerschnitten worden, haben wir inzwischen entdeckt. Robinson hat daraufhin die Polizei verständigt.«

»Wann ist er hier angekommen?«

»Ungefähr eine Stunde nach meinen Leuten. Er war auf dem Weg zu einer Vertreterkonferenz in Washington.«

»Er fährt wohl gern spätnachts durch die Gegend?«

»Seiner Aussage zufolge wollte er vor der Abfahrt die Kinder zu Bett bringen und noch ein wenig mit seiner Frau zusammen sein«, erklärte Bailey.

»Gibt es irgendeinen Grund, ihn zu verdächtigen?«, fragte Michelle.

»Abgesehen davon, dass sich keine Hinweise auf ein gewaltsames Eindringen finden lassen, eigentlich nicht«, antwortete Williams.

»Und niemand hat etwas beobachtet?«, lautete Michelles nächste Frage.

»Nur die drei Kinder waren im Haus. Der Jüngste kann uns natürlich keine Hilfe sein. Der Älteste...«

Ein weiblicher Deputy kam ins Zimmer. »Chef, ich habe gerade die Befragung Tommys abgeschlossen, des zweitältesten Jungen. Er sagt, er sei in der Nacht aufgewacht und habe seinen Vater im Haus gesehen. Um welche Uhrzeit, weiß er nicht. Sein Vater soll ihm gesagt haben, er hätte etwas vergessen und Tommy sollte wieder ins Bett gehen.«

Kaum hatte sie ausgesprochen, kam ein anderer Deputy ins Zimmer geeilt. »Das hier haben wir im Keller gefunden, in einem Abflussrohr.«

Sie legten den Plastik-Einkaufsbeutel auf den Esstisch und betrachteten durch das Klarsichtmaterial den Inhalt.

»Eine Christophorus-Medaille, ein Nabelring, ein goldenes Fußkettchen und ein Amethystring«, zählte Williams die Gegenstände auf.

»Sämtliche Gegenstände, die den ersten fünf Opfern weggenommen wurden«, sagte Bailey.

Unverzüglich wandte Williams sich an einen der Deputys. »Harold Robinson ist sofort festzunehmen.«

K A P I T E L 83

Kings erster Besuch galt einem befreundeten Arzt in Lynchburg, der auch als angesehener Pathologe galt. Eingehend besprachen sie die Ergebnisse der an Battle durchgeführten Autopsie. Mittlerweile lag ein detaillierter Bericht Sylvias vor, der auch die Ergebnisse der toxikologischen Untersuchung sowie der mikroskopischen Begutachtung des Battle'schen Hirngewebes einschloss.

»In Anbetracht des festgestellten Umfangs der ungewöhnlichen Verunzung der Halsschlagader und der mikroskopisch feinen, krankhaften Veränderungen des Gehirns kann ich es keinesfalls verneinen, Sean«, fasste Kings gelehrter Freund zu guter Letzt zusammen. »Auf alle Fälle sind es bekannte Symptome dieser Krankheit.«

»Kann es auf einen Fötus übergreifen?«

»Du meinst, durch die Gebärmutter? Ohne weiteres.«

Anschließend suchte King die Uniklinik auf, wo er sich mit einem Professor der pharmakologischen Abteilung zusammensetzte, denn pharmakologische Aspekte des Falls hatten den Stein ins Rollen gebracht, was seine neuen Nachforschungen betraf.

Rasch erhielt er eine Bestätigung seines Verdachts.

Der Professor klärte ihn darüber auf, dass »eine Person, die starke Betäubungsmittel missbräuchlich einnimmt«, eine immer größere Toleranzgrenze entwickelte. »Mit der Zeit wird die erwünschte Wirkung schwächer, und um sie zu erreichen, sind höhere Dosen erforderlich.«

King bedankte sich und kehrte zum Mietwagen zurück. *Nun, ich kenne da jemanden, der den Missbrauch starker Betäubungsmittel betrieben hat: Dorothea.*

Sein nächstes Ziel war ein Antiquitätenladen in der kleinen Altstadt von Charlottesville, den er schon früher mehrmals aufgesucht hatte. Dank der Beratung durch den Händler fand er den Gegenstand, der ihn interessierte.

»Das ist eine Dechiffrierscheibe«, erklärte der Händler, wobei er auf das runde Stück Metall deutete, das einen äußeren und einen inneren, mit Buchstaben versehenen Ring aufwies. »Damit kann man verschlüsselte Texte in Klartext übertragen. Man dreht die Ringe so, dass sich jeweils zwei Buchstaben gegenüberstehen: *A* für *E*, *S* für *W*, und so weiter.«

»Und wenn es bei einem Buchstaben nicht stimmt? Wenn man um einen *Tick* daneben ist? Verändert der Text dann seinen Sinn?«

»Das ist nicht schlecht ausgedrückt. Ja, ein *Tick* daneben verändert den Text.«

»Sie ahnen gar nicht, wie wichtig Ihre Auskünfte für mich sind.« King erwarb die Dechiffrierscheibe und verabschiedete sich. Verwundet blickte der Antiquitätenhändler ihm nach.

Wenig später unterhielt er sich mit Bobby Battles Hausarzt, einem in der Gegend weithin bekannten Mediziner, mit dem er auf gutem Fuß stand.

Er diskutierte mit ihm die Resultate der Autopsie. Der Arzt sah die Berichte genau durch und setzte dann seine Drahtgestell-Brille ab. »Wissen Sie«, sagte er vorsichtig, »ich bin nur in den letzten zwanzig Jahren sein Arzt gewesen.«

»Aber Sie haben Auffälligkeiten beobachtet?«

»Bezüglich seiner Persönlichkeit, ja, durchaus. Aber er kam auch in die Jahre. In diesem Alter entstehen bei der Hälfte meiner Patienten Persönlichkeitsveränderungen.«

»Und hatten Sie in Bobbys Fall einen Verdacht, was die Ursache betrifft?«

»Nicht unbedingt. Im Allgemeinen ist dafür leichte Demenz oder Alzheimer im Anfangsstadium verantwortlich. Autopsie-Ergebnisse lagen mir allerdings nicht vor.«

»Haben Sie Bobby in diesem Zusammenhang irgendwelchen Untersuchungen unterzogen, als er Ihr Patient war?«

»Wirklich kritische Symptome waren nicht zu erkennen, und was für ein Mensch er war, wissen Sie ja selbst. Wenn er Untersuchungen abgelehnt hat, konnte niemand ihn umstimmen. Die Ergebnisse der Autopsie könnten allerdings dafür sprechen, dass er sich in einem fortgeschrittenen Stadium befand. Ich betone: *könnten*.«

»Haben Sie je mit Remmy darüber gesprochen?«

»Das war weder meine Aufgabe, noch hatte ich eindeutige Beweise. Aber ich nehme an, sie wusste, dass etwas faul war.«

»Trotzdem wurde Savannah geboren.«

»Ja. In der Regel ist Penizillin ein wirksames Mittel gegen die Erkrankung. Und dass Savannah gesund und munter ist, lässt sich nicht bestreiten.«

»Wenn Bobby die Krankheit hatte – wie lange kann er sie im Körper gehabt haben?«

»Jahrzehntelang. Sie ist chronischer Natur. Bleibt sie unbehandelt, kann sie im menschlichen Körper eine lange Entwicklung durchlaufen.«

»Er könnte sie sich also erst nach Savannahs Geburt zugezogen haben?«

»Oder er hat vorher schon daran gelitten. Im Spätstadium ist sie nicht mehr durch Geschlechtsverkehr übertragbar, darum hätte es nach Savannas Zeugung keine Gefahr für den Fötus gegeben.«

»Aber Remmy hätte sich längst angesteckt haben können.«

»Ich kenne ihren Arzt nicht, aber ich kann mir vorstellen, dass sie sich hat behandeln lassen.«

Das Gespräch dauerte noch einige Minuten; schließlich bedankte King sich bei dem Arzt und verließ die Praxis.

Eine letzte Besorgung hatte er noch zu machen. Um sich zu vergewissern, dass das Geschäft geöffnet hatte, rief er vorher dort an. Zwei Stunden später fuhr er in D.C. in ein Innenstadt-Parkhaus. Kurz darauf betrat er ein hoch spezialisiertes Einzelhandelsgeschäft, wo er sich ausführlich von einem Verkäufer beraten ließ.

»Das tut's?«, fragte King den Angestellten und hob das Gerät hoch, das der Mann ihm auf seine Nachfrage gebracht hatte.

»Ohne jeden Zweifel.«

Mit zufriedenen Lächeln kehrte King zu seinem Hausboot zurück. Wer die richtigen Informationen besaß, lautete seine Erfahrung aus vielen Jahren, war König.

Kaum befand er sich im Hausboot, als er draußen Schritte hörte. Er schaute zum Fenster hinaus und sah Michelle zum Ufer eilen.

Er ging ihr entgegen.

»Ich habe dich überall gesucht«, sagte sie außer Atem.

»Was ist los?«

»Sie glauben, sie haben den Mörder geschnappt.«

Verwirrt blickte King sie an. »Was? Wo?«

»Komm mit, ich muss dir eine Menge erzählen.«

Die beiden liefen zu Michelles Wagen.

K A P I T E L 84

»Und der Junge ist *sicher*, dass es sein Vater war?«, fragte King zum dritten Mal.

Die Ermittler saßen im Polizeirevier und erörterten die Ereignisse, die sich in der Nacht zuvor im Haus der Robinsons zugetragen hatten.

»Seiner Aussage nach ja«, antwortete Williams. »Und ich wüsste nicht, weshalb er lügen sollte.«

»Aber er hat auch gesagt, er hätte im Obergeschoss auf dem Treppenabsatz gestanden und hinunter ins Dunkel geschaut.«

»Sein Vater hat ein paar Worte mit ihm gewechselt«, erwiderte Williams. »Er nannte den Namen des Jungen, wusste über die Brüder Bescheid, dass einer von ihnen noch ein Kleinkind ist, und kannte sogar den Namen von Tommys Teddybär. Wer anders als der Vater soll es gewesen sein?« King gab keine Antwort; er lehnte sich zurück und spielte mit dem Stift in seiner Hand. »Und wir haben im Haus sämtliche Gegenstände gefunden, die man den vorherigen Mordopfern weggenommen hat«, fügte Williams hinzu.

»Sind Fingerabdrücke darauf?«, fragte King.

»Nein. Aber das überrascht mich nicht. Auch an den anderen Tatorten wurden keine Fingerabdrücke entdeckt.«

»Kommt mir seltsam vor, alle Beweise im eigenen Haus aufzubewahren. Warum sollte jemand es der Polizei so leicht machen?«

»Es war nicht leicht. Wir hatten verdammtes Glück, dass wir darauf gestoßen sind. Der Deputy hat die Sachen nur deshalb gefunden, weil auf dem Rohr die Abdeckung schief aufgeschraubt war, während sie

bei den anderen Rohren korrekt saß. Er hatte im Keller nach Hinweisen gesucht, wie der Täter ins Haus gelangt sein könnte. Dabei ist ihm diese Unregelmäßigkeit aufgefallen.«

»Und welche Angaben macht Robinson?«

»Er habe das Haus um Mitternacht verlassen und sei auf halber Strecke nach D.C. gewesen, als der Anruf kam.«

»Hat er nirgends gehalten?«

»Nein. Ungefähr um die Tatzeit wurde er angeblich über das Handy seiner Frau auf seinem eigenen Handy angerufen. Wir haben das nachgeprüft. Es stimmt. Aber er könnte im Haus gewesen sein und selbst beide Handys benutzt haben.«

»Aber eingetroffen ist er erst eine Stunde später als die Polizei?«, meinte King mit hartnäckiger Skepsis.

»Er kann durch die Gegend gefahren sein, um sich ein Alibi zu verschaffen. Und er machte nicht den Eindruck, als würde der Tod seiner Frau ihm das Herz zerreißen. Er ist mit den Kindern ins Haus eines Verwandten abgezogen.«

»Und was für ein Motiv sollte er haben, alle diese Leute umzubringen?«

»Nun, er ist ein Serienmörder in Gestalt eines biedereren Vaters und Ehemanns. Es wäre nicht der erste derartige Fall. Er hat seine Opfer ausgewählt und sie ermordet.«

»Und was ist mit der Beziehung zwischen Deaver, Canney und Battle?«

»Entweder purer Zufall, oder dieser Zusammenhang besteht gar nicht.«

»Und wie lautet die Theorie«, fragte King, »weshalb er seine Frau erschlagen hat?«

»Vielleicht war sie misstrauisch geworden«, gab Bailey zur Antwort. »Darum musste er sie beseitigen, bevor ihr Argwohn ihm gefährlich werden und sie ihn als Serienkiller entlarven konnte. Der Mann war häufig nachts auf den Straßen unterwegs – überaus günstig für einen Serienmörder. Gegenwärtig überprüfen wir, wo er sich während der verschiedenen Tatzeiten aufgehalten hat. Sicher, es war riskant, die Frau im eigenen Haus zu töten. Aber möglicherweise hatte er das Gefühl, keine andere Wahl zu haben. Hätte der kleine Junge ihn nicht gesehen, wäre nie ein Verdacht auf ihn gefallen.«

»Für mich ist die Sache klar«, sagte Williams. »Er ist der Täter.«

»Warum hat er seinen Sohn am Leben gelassen, obwohl der Junge ihn gesehen hat?«, fragte King.

»Vielleicht hat sogar ein solches Ungeheuer noch gewisse Hemmschwellen«, erwiderte Bailey. »Oder er dachte sich, sein Sohn ist im Halbschlaf und vergisst die kurze Unterhaltung. Oder dass niemand dem Jungen Glauben schenkt, wenn er davon redet. Sie sind doch Anwalt. Ein Strafverteidiger könnte mit einem kindlichen Zeugen Schlitten fahren.«

King schwieg verdrossen. Bailey beobachtete ihn aufmerksam. »Ihre Partnerin hat erwähnt, Sie hätten gesonderte Nachforschungen betrieben. Haben Sie was herausgefunden?«

In der Frage des FBI-Agenten klang gerade genug Häme an, um bei King den Wunsch zu wecken, den Mann zu erwürgen. Als würde Michelle es spüren, legte sie ihm beschwichtigend eine Hand auf die Schulter. »Nur die Ruhe«, flüsterte sie.

»Ist das die Stelle, wo ich sagen muss: Du kannst mich mal, Michelle?«, raunte King, stand auf und sagte: »Nun, wenn er der Täter ist, gratuliere ich Ihnen. Halten Sie uns auf dem Laufenden.« Er holte

sein Deputy-Abzeichen heraus. »Soll ich die Dienstmarke abgeben, *Chef?*«

»Nein. Offiziell ist der Fall noch nicht abgeschlossen. Erst brauchen wir ein Geständnis oder weitere Indizien.«

»Gut, momentan ist es mir nämlich recht, Deputy zu sein. Es könnte sich vorteilhaft auswirken.«

Er verließ das Konferenzzimmer.

»So was nennt man kollegial«, sagte Bailey.

Sofort fühlte Michelle sich zu Kings Verteidigung bemüht. »Es steht noch nicht mit absoluter Sicherheit fest, dass Robinson der Täter ist.«

»Aber es kann nicht mehr lange dauern«, entgegnete Bailey.

Michelle stand auf, um ebenfalls zu gehen.

»Ach, Michelle«, fügte Bailey hinzu, »seien Sie doch so nett und informieren Sie uns auch weiterhin über die Fortschritte, die Sie beide machen. Ganz bestimmt erweisen sie sich als bahnbrechend für die Ermittlungen.«

»Das ist die geistreichste Bemerkung, die ich von Ihnen gehört habe, seit ich Sie kenne, Chip.«

Michelle folgte King auf dem Weg nach draußen. »Was denkst du?«, fragte sie ihn.

»Sollen sie Robinson doch einsperren. Im Gefängnis ist er wahrscheinlich sicherer.«

»Aber du hältst ihn nicht für den Täter?«

»Ich *weiß*, dass er nicht der Täter ist.«

»Dann kennst den wahren Mörder?«

»Ich komme ihm allmählich auf die Spur. Hast du eine Gelegenheit gefunden, noch mal mit den Battles zu sprechen?«

»Bis jetzt nicht. Soll ich es trotzdem versuchen?«

King überlegte einen Moment, wobei er mit den Fingern auf die Motorhaube ihres Wagens trommelte.

»Nein, wir kürzen das Verfahren ab. Die Zeit wird immer knapper.«
»Du meinst, dass der Kerl weitermordet?«

»Er hat alles so arrangiert, dass die Polizei denkt, der Mörder säße im Knast. Das ist sozusagen sein Abgesang. Allerdings besteht eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass Robinson für mindestens einen der Morde ein Alibi hat. Aber je länger wir warten, umso geringer wird die Aussicht, den wahren Mörder zu überführen.«

»Warum soll Robinson hinter Gittern bleiben, wenn der wahre Täter deiner Meinung nach nicht die Absicht hat, weitere Morde zu begehen?«

»Würde man Robinson freilassen, würde man ihn sehr bald mit einer Kugel im Kopf in einer Gasse finden, da bin ich sicher. Und in seiner kalten, toten Hand hält er gut sichtbar einen Zettel, auf dem fein säuberlich steht: *Ich war es.*«

»Und was fangen wir nun an?«

King öffnete die Tür des Wagens. »Es ist höchste Zeit, dass wir zuschlagen. Wollen wir hoffen, wir treffen ins Schwarze.«

K A P I T E L 8 5

Die Liste, die er in Junior Deavers Wohnwagen abgeschrieben hatte, war halb durchgearbeitet. Der Rest brauchte Zeit, doch er hatte sich eine Atempause verschafft. Harold Robinson war von der Polizei verhaftet worden. Insofern war es tatsächlich ein Glücksfall gewesen, dass Tommy aufgewacht war und im Elternhaus, wie die Zeitungen berichteten, seinen Vater zu sehen geglaubt hatte. Diese Aussage und das Auffinden der Gegenstände aus dem Besitz der ersten fünf Opfer galten als Bestätigung dafür, dass nur Harold Robinson als Täter für die Mordserie in Frage kam. Genau das war die Absicht des wahren Killers gewesen. Ob es dabei blieb, wusste er nicht. Falls Robinson auch nur für einen der Morde ein Alibi hatte, konnte das gesamte Täuschungsmanöver misslingen, doch bis dahin hatte er Zeit, seine Ziele zu verfolgen. Immerhin war Robinsons Frau tot, und sie wäre zur wichtigsten Zeugin für das Bewegungsprofil ihres Mannes geworden. Infolgedessen würde es schwierig für die Polizei werden, seine Alibis zu überprüfen. Eine Tötung plante der Mörder noch. Doch es sorgte ihn nicht, dass die Polizei ihn mit den vorherigen Morden in Verbindung bringen und Robinson aus der Untersuchungshaft entlassen könnte. Die Leiche des nächsten Opfers sollte nicht entdeckt werden. Er hatte nicht vor, irgendetwas übrig zu lassen, das gefunden werden könnte.

Kürzlich war er zu einer hochinteressanten Erkenntnis gelangt. Dank des im Büro der Detektei King & Maxwell versteckten Abhörgeräts hatte er sich eine Aufzeichnung des Telefonats zwischen Michelle Maxwell und dem Automechaniker Billy Edwards anhören können.

Vor gut dreieinhalb Jahren hatten der großmächtige Bobby Battle und seine herrschsüchtige Frau in der Garage einen Streit gehabt. Und der Rolls-Royce war beschädigt gewesen. Vor über dreieinhalb Jahren. Genau an dem Tag, bevor Edwards hinausgeworfen wurde.

Er dachte über diese vergangenen Geschehnisse nach. Irgendetwas hatte es damit auf sich... Wenn er sich nur daran erinnern könnte! Schließlich richtete er seine Aufmerksamkeit wieder auf die Liste, auf der Personen standen, für die Junior Deaver in letzter Zeit Arbeiten erledigt hatte. Seines Erachtens musste derjenige, der Junior den Einbruch in die Schuhe geschoben hatte, Zugang zu seinem Wohnwagen und seinen Sachen gehabt haben. Außerdem hatte er den Schluss gezogen, dass dieselbe Person, zu deren Lasten der Einbruch ging, aller Wahrscheinlichkeit nach auch Bobby Battle ermordet hatte. Diese Schweinerei hatte ihn nicht nur um den Ruhm gebracht, sie hatte alles ruiniert, für das er sich so sehr ins Zeug gelegt hatte. Für diese Sünde gab es nur eine Strafe: den Tod.

Michelle und King hatten es sich in ihrem Büro bequem gemacht.

»Also, Sean, ich will keine ausweichenden Antworten und keine dummen Sprüche mehr hören. Ich bin es leid, im Unklaren gelassen zu werden. Du hast gesagt, wir müssen nun zuschlagen und hoffen, ins Schwarze zu treffen. Ich will alles wissen, was du weißt, und zwar sofort.«

»Michelle...«

»Rück sofort mit der Sprache raus, oder du kannst dir für die Detek-
tei eine neue Partnerin suchen!«

King lehnte sich in den Sessel und stieß einen tiefen Seufzer aus.
»Ist ja gut, ist ja gut. Ja, ich weiß, wer Bobby Battle umgebracht hat. Ich habe mit mehreren Ärzten gesprochen, eine Antiquität erworben,

anderweitige Erkundigungen eingezogen und auf diese Weise jede Menge Teile ins Puzzle eingefügt. Es passt alles zusammen.«

»Wer ist es?«

»Du wirst es nicht glauben.«

»Schön, ich werde es also nicht glauben.«

King fummelte auf seinem Schreibtisch an einer Büroklammer herum. »Bobby Battle wurde von Harry Carrick getötet.«

»Bist du verrückt? Welches Motiv sollte Harry...?«

King fiel ihr ins Wort. »Das älteste aller Mordmotive. Er liebt Remmy. Seit Jahrzehnten schon.«

»Soll das heißen, er ist auch ins Haus der Battles eingebrochen?«

»O ja. Vergiss nicht, er ist ein alter Freund der Familie. Für ihn muss es vergleichsweise einfach gewesen sein, an einen Hausschlüssel und den Kode der Alarmanlage heranzukommen. Dann schlägt er einfach das Fenster ein und täuscht auf diese Weise einen Einbruch vor. Harry hat erwähnt, Junior hätte Arbeiten für ihn erledigt. Du hast Juniors Lieferwagen gesehen. Er war voller Werkzeug und Material. Da hat Harry sich reichlich bedienen können, um Junior zu belasten. Obendrein war er jahrelang als Staatsanwalt und Anwalt tätig und ist kein Anfänger, was Fingerabdrücke angeht. Gut möglich, dass er bei den Battles einen Fingerabdruck Juniors hinterlassen hat.«

»Aber was hätte er bei den Battles stehlen sollen?«

»Ich glaube, Bobby hatte bezüglich der Affäre belastende Beweise in seinem Geheimfach. Falls ich Recht habe, hat er wahrscheinlich vorspiegeln wollen, er hätte es auf Remmys Geheimfach abgesehen gehabt, während er in Wahrheit etwas aus Bobbys Fach an sich bringen wollte.«

»Was für belastende Beweise hätte Bobby denn haben können?«

Als Antwort öffnete King seine Schublade und holte ein Foto heraus. Er drehte es um und zeigte auf die Rückseite.

»Kc-pa? Ko-pa? Warum nicht Kodakpapier?«

Bedächtig streckte Michelle die Hand aus und nahm das Foto an sich. Mit den Fingern strich sie über das auf der Rückseite mehrfach aufgedruckte Wort *Kodakpapier*. »Ein Teil davon hat also auf den Boden der Schublade abgefärbt...«, sagte sie. King nickte. »Er hatte ein Foto, das Remmy und Harry in irgendeiner kompromittierenden Situation zeigt?«

»Es muss so sein«, sagte King. »Deshalb hat Harry uns die Theorie aufgetischt, aus Bobbys Geheimfach könnte jemand ein Testament entwendet haben – nämlich um uns irrezuführen. Nach meiner Auffassung haben Harry und Remmy eng zusammengearbeitet. Sie wollten an das Foto gelangen, mussten aber den Eindruck eines Einbruchs erwecken, bei dem Remmys Wertsachen gestohlen wurden. Meiner Theorie zufolge hat Remmy ihm den Hausschlüssel und den Kode des Sicherheitssystems überlassen. Wahrscheinlich wussten sie nicht, dass die Alarmanlage einen digitalen Speicher hat. Diesen Speicher habe ich ohne Remmys Wissen eingesehen. Um ein Uhr dreißig an dem Morgen, an dem der Einbruch verübt wurde, hat jemand, der den Zugriffscodex kannte, die Anlage abgeschaltet. Bisher hat niemand sich für den Speicher interessiert, weil jeder davon ausging, es wäre ein Einbrecher am Werk gewesen.«

»Sie haben also das Foto an sich gebracht...«

»... und mussten dann nur noch eines tun.«

»Bobby Battle töten«, folgerte Michelle. Ihre Stimme klang plötzlich brüchig. »Ich kann's nicht fassen, Sean. Ich kann es einfach nicht glauben. Doch nicht Harry...«

»Betrachte die Sache mal aus Harrys Warte. Die Frau, die er liebte, war mit einem Scheißkerl verheiratet. Denk daran, dass Harry sich am Morgen nach Bobbys Ermordung in der Klinik aufgehalten hat. Er hat uns weisgemacht, die Klinik hätte ihn hinbestellt, weil er sie als Anwalt vertritt.«

»Soll das heißen, er ist gar nicht ihr Rechtsberater?«

»Doch, aber er ist nicht in die Klinik bestellt worden. Er war aufgefordert dort und hat es so eingerichtet, dass wir ihm begegnet sind, als wir gehen wollten. Er sei ein alter Freund Bobbys, hat er uns gesagt. Und gefragt, ob wir Remmy gesehen hätten. Alles nur, um jeden möglichen Verdacht im Keim zu ersticken.«

»Was hat sich deiner Meinung nach in der Mordnacht abgespielt?«

»Remmy hat die Klinik gegen zweiundzwanzig Uhr verlassen. Sie gab Harry ein Zeichen, der vermutlich auf dem Parkplatz im Auto saß und Klinikkleidung trug. Als Rechtsberater der Klinik kennt er die Uhrzeiten des Schichtwechsels. Er geht hinein, verstellt die Kamera, spritzt das Gift in den Beutel, legt falsche Fährten und verschwindet.«

»Aber Remmys Anwesenheit wirft doch einen Verdacht auf sie. Wieso hätten sie es auf diese Weise machen sollen? Warum hat Remmy sich dort blicken lassen?«

»Deshalb haben sie ja vorgetäuscht, der Serienmörder wäre der Täter. Ich habe mich kundig gemacht. Remmy war schon reich, bevor sie Bobby beerbte. Insofern hatte sie kein Motiv. Und ihre Anwesenheit sollte der Allgemeinheit vorspiegeln, sie wäre in eine Falle gelockt worden. Anfangs konnte man sie für verdächtig halten, aber mit der Zeit hätten die Leute anders gedacht. Hätte Remmy es getan, hätten sie sich gesagt, wäre sie bestimmt nicht so dumm gewesen, sich in der Mordnacht in der Nähe des Krankenzimmers erwischen zu lassen.«

»Und welche Pläne verfolgen Remmy und Harry? Eine Zeit lang abzuwarten und dann zu heiraten?«

»Nein, ich könnte mir vorstellen, dass Remmy nach einer gewissen Zeit fortzieht. Später folgt Harry ihr, und am Ende treffen sie sich vielleicht auf einer privaten Insel in Griechenland.«

Michelle atmete tief ein und ließ den Atem langsam entweichen.
»Und was sollen wir jetzt unternehmen?«

»Wir essen mit Remmy und Harry zu Abend.«

»Was? Soll das ein Witz sein?«

»Nein, wir essen wieder bei Harry.« King beugte sich vor. »Ihnen ist ein Fehler unterlaufen, Michelle, ein belangloser Fehler zwar, aber es reicht. Dank eines kleinen Überwachungsgeräts, das ich in D.C. gekauft habe, liegen mir alle erforderlichen Beweise vor.«

»Wissen Todd oder Bailey darüber Bescheid?«

»Nein, wir sind die Einzigen. Natürlich kann ich niemals billigen, was Harry und Remmy getan haben, aber ich finde, sie haben es verdient, dass wir den Fall so diskret und anständig wie möglich handhaben.«

»Wann?«, fragte Michelle.

»Morgen um neunzehn Uhr. Harry ist bis morgen Nachmittag auswärts beschäftigt. Wir werden nur zu viert sein. Sobald sie erkennen, dass wir die Wahrheit wissen und Beweise haben, werden sie zweifellos ein Geständnis ablegen und ohne Aufsehen mit uns kommen, und dann übergeben wir sie Todd.«

»Irgendwie habe ich ein schlechtes Gefühl dabei, Sean. Ein richtig schlechtes Gefühl...«

»Glaubst du, mir gefällt das? Harry war in Virginia am Obersten Gerichtshof tätig und über Jahre hinweg ein guter Bekannter.«

»Ich weiß, aber...«

»Wie sympathisch Harry uns auch sein mag, wir müssen darüber hinweggehen. Bobby Battle war in mancher Hinsicht ein Mistkerl. Außerdem habe ich erfahren, dass er an einer chronischen Erkrankung litt, mit der er vielleicht Remmy angesteckt hat.«

»O Gott...«

»Aber ungeachtet dessen hatte er es nicht verdient, ermordet zu werden.« Fest blickte er Michelle an. »So, jetzt habe ich dir alles gesagt, was ich weiß.« Er schwieg einen Moment. »Ziehst du mit?«

»Ich ziehe mit«, antwortete sie ruhig.

K A P I T E L 86

King hatte Harry gebeten, Calpurnia freizugeben, damit er selbst für alle vier Personen kochen konnte.

»Sie haben eine tolle Küche, Harry«, sagte King, als er und Michelle das Essen auftrugen. »Es war mir eine Freude, dass ich frühzeitig kommen und sie benutzen durfte, um die Speisen vorzubereiten.«

Harry betrachtete das gediegen arrangierte Mahl. »Nicht doch, Sean«, sagte er. »*Ich* habe den größeren Vorteil davon.«

Harry trug seinen besten Anzug, der allerdings ein wenig spannte. »Mein Gewicht hat sich in vierzig Jahren nicht verändert, es hat sich bloß verschoben«, hatte er gescherzt.

»Tja, so ist das Leben«, erklärte Remmy, die sich ebenfalls mit bemerkenswertem Chic gekleidet hatte. Sie und Harry saßen in dem geräumigen Esszimmer Seite an Seite Sean und Michelle gegenüber.

»Ich hoffe nur, heute verläuft Ihre Heimfahrt angenehmer als nach dem letzten Mal, als Sie bei mir gegessen haben.«

»Auch heute Abend wird es voraussichtlich einige interessante Entwicklungen geben«, erwiderte King vage, während er sich anschickte, das Essen aufzutragen. Unterdessen hatte Michelle eine zerstreute Miene aufgesetzt.

»Was beschäftigt Sie, Michelle?«, fragte Harry.

Beinahe erschrocken sah sie ihn an. »Oh, nichts. Ich fühle mich heute nur ein bisschen unwohl. Hoffentlich kriege ich keine Frühlingsgrippe.«

Die Mahlzeit verlief ohne sonderliche Ereignisse. Nach dem Nachtisch wechselte das Quartett zum Kaffee hinüber in die Bibliothek. King schlenderte zu einem riesigen, aus Holz und geprägtem Zinn gefertigten Raumteiler, der schräg in einer Ecke stand.

»Ein schönes Stück«, sagte er.

»Achtzehntes Jahrhundert«, klärte Harry ihn auf. »Es wurde hier im Haus in Handarbeit hergestellt.«

Vor dem Kaminfeuer blieb King stehen. Nervös streifte sein Blick Michelle. »Leider muss ich gestehen«, bekannte er, »dass ich nicht ganz ehrlich gewesen bin, was den Zweck unserer Zusammenkunft am heutigen Abend angeht.«

Harry und Remmy unterbrachen ihr Geplauder und schauten ihn verwundert an.

»Wie meinen Sie das?«, fragte Remmy.

»Es ging mir nicht ausschließlich um ein gemütliches Beisammensein.«

Harry stellte die Kaffeetasse ab und sah erst Remmy an und dann Michelle, die den Kopf gesenkt hielt und plötzlich eine Hand in der Jackentasche hatte. »Ich verstehe nicht, was Sie damit sagen wollen, Sean. Möchten Sie doch noch einmal über die Mordserie diskutieren?«

»Nein, denn ich glaube, wir wissen alles darüber, was wir wissen müssen.«

Befremdet blickten Harry und Remmy in Kings Gesicht.

»Nun sag es endlich, Sean«, verlangte Michelle.

»Was soll er sagen?«, fragte Harry.

Die Hand, in der Remmy Tasse und Untertasse hielt, begann zu zittern.

Alle wandten sich um, als der Mann mit der schwarzen Sturmhaube ins Zimmer kam und der Laser-Zielpunkt seiner gezückten Waffe genau auf Harrys Herzgegend zeigte.

Sofort trat King zwischen den Maskierten und Harry.

»Damit ist Schluss!«, sagte King mit fester Stimme. »Das Morden hat ein Ende.«

»Aus dem Weg, oder Sie sind als Erster dran!«

Remmy sprang auf. Die Pistole schwenkte in ihre Richtung. »Hinsetzen!«, befahl der Mann mit scharfer Stimme.

King tat einen Schritt auf ihn zu, blieb jedoch stehen, als die Waffe wieder auf ihn zeigte. »Michelle«, sagte der Maskierte, »legen Sie Ihre Pistole auf den Tisch. Und versuchen Sie keine Heldentaten!«

Michelle fasste die Waffe am Lauf und kam dem Befehl nach.

»Sie können uns nicht alle umbringen«, sagte King.

»O doch. Ich denke sogar ernsthaft darüber nach«, erwiderte der Mann.

»Na, dann ist es wohl an der Zeit, Sie auf einen Irrtum hinzuweisen«, sagte King gelassen. »Harry und Remmy haben mit Bobbys Tod nichts zu tun. Das Ganze hier ist eine Falle. Eine Falle, um Sie zu fangen.« Er schwieg kurz. »Ich habe die Wanze gefunden«, fügte er dann hinzu.

Der Maskierte wich einen Schritt zurück und ließ die Mündung seiner Waffe ein Stückchen sinken. »Was?«

»Die Unterhaltung zwischen Michelle und mir, die Sie belauscht haben, war gespielt. Also dann!«

King schnippte mit den Fingern. Mit einem Mal wimmelte es in der Bibliothek von schwer bewaffneten Polizisten und FBI-Agenten. Sie kamen hinter dem riesigen Raumteiler hervor, hinter den dicken

Vorhängen und aus einem übergroßen Eckschrank. Von einem Dutzend Waffen bedroht, wich der Maskierte bis an die Wand zurück.

»Lassen Sie die Waffe fallen«, verlangte Todd Williams, dessen Pistole direkt auf das Fadenkreuz wies, das auf der Sturmhaube aufgenäht war.

Auch Michelle hielt ihre Waffe in der Hand und zielte auf diese Stelle. Dennoch spannte die Gestalt des Maskierten sich an; er schien mit dem Gedanken zu spielen, es auf einen Schusswechsel ankommen zu lassen.

»Fallen lassen!«, brüllte Williams, der offenbar spürte, was in dem Mann vorging.

»Sie sollten auf ihn hören«, sagte King mit ruhiger Stimme. »Dann können Sie uns wenigstens noch Aufschluss über ein paar Unklarheiten geben. Ich glaube, das sind Sie uns schuldig.«

»So, glauben Sie?« Trotz des Sarkasmus ließ der Mann die Waffe auf den Fußboden fallen. Sofort packten ihn die Polizeibeamten und legten ihm Handschellen an.

»Das Haus ist schon den ganzen Tag umstellt gewesen«, sagte King zu dem Maskierten. »Wir wussten jederzeit, wo Sie sind. Als ich vorhin den Raumteiler bewundert habe, war das in Wahrheit ein Zeichen an die Beamten, dass Sie im Haus sind und ich ein bisschen Theater spielen konnte.« Er schwieg einen Moment. »Wir hatten Harry und Remmy an sichere Orte gebracht, damit Sie uns nicht auf unliebsame Weise quer schießen. Dieses Mal haben wir die Ereignisse nach *unseren* Bedingungen ablaufen lassen. Hat mir richtig Spaß gemacht.« King trat vor den Gefangenen hin. »Darf ich Ihnen die Kopfbedeckung abnehmen?« Er senkte den Blick auf die Handschellen. »Sie selbst sind ja nicht mehr in der Lage dazu.«

»Jetzt ist es doch egal, oder?«

Harry drehte sich zu Remmy um. »Mir ist klar, dass Sie ihn längst an der Stimme erkannt haben, Remmy, aber es dürfte doch besser sein, Harry, Sie geben ihr ein bisschen Halt, damit sie uns nicht umkippt.«

Beschützend legte Harry einen Arm um Remmys bebende Schultern. Sie presste sich eine Hand auf den Mund und unterdrückte ein Aufschluchzen.

King zog dem Festgenommenen die Sturmhaube vom Kopf. Der Mann zuckte leicht zusammen, als der Stoff über seine markanten Gesichtszüge strich.

»Es ist aus, Eddie«, sagte King.

Obwohl man ihn auf frischer Tat ertappt hatte, Bewaffnete ihn umringten und er Handschellen trug, verstieg Eddie Battle sich zu einem dreisten Lächeln. »Glauben Sie wirklich, Sean?«

»O ja.«

»Ich würde nicht darauf wetten, alter Freund.«

K A P I T E L 87

»Ich begreife noch immer nicht, wie du dir das alles zusammengereimt hast, Sean«, gestand Williams.

Der Polizeichef, Sylvia und Chip Bailey saßen mit den Betreibern der Detektei im Büro von King & Maxwell.

King verbog eine Büroklammer zu einem Dreieck, ehe er antwortete. »Sieben Stunden«, sagte er. »Sieben Stunden. Dadurch bin ich darauf gekommen, mir über Eddie Gedanken zu machen.«

»Das hast du schon erwähnt«, sagte Williams.

»Allerdings war es kein Hinweis im wortwörtlichen Sinn. Aber es brachte mich auf den Gedanken an das Eddie verabreichte Betäubungsmittel – oder vielmehr, das er sich selbst verabreicht hatte.«

»Morphinsulfat«, stellte Michelle fest.

»Genau. Ich habe mit einem Betäubungsmittel Experten gesprochen. Er sagte mir, dass eine durchschnittliche Dosis jemanden für acht bis neun Stunden umhaut, es sei denn, die Person ist die Einnahme starker Drogen gewöhnt. Dann fällt die Wirkung schwächer aus. Dorothea nahm gewohnheitsmäßig Drogen. Ich gehe davon aus, dass Eddie ihr das Mittel heimlich etwa um zwei Uhr nachts gegeben hat, also im Anschluss an den Geschlechtsverkehr. Doch weil Dorothea an Drogen gewöhnt war, wurde die Wirkung abgeschwächt. Keine sechs Stunden später hatte sie sich fast vollständig erholt, jedenfalls vor acht Uhr – der Zeit, als Savannah völlig aufgelöst bei ihr erschien und ihr sagte, dass man Sally ermordet hatte.«

»Sie hat aber doch erwähnt, sie hätte sich benommen gefühlt«, warf Bailey ein.

»Das war wohl tatsächlich so, nur war die Wirkung eben schon weitgehend verflogen. Wir dachten, sie hätte gelogen, um etwas zu verbergen. Eddie dagegen konnte das Morphinsulfat erst eingenommen haben, nachdem er Sally umgebracht hatte... sagen wir, um sechs. Ungefähr um fünfzehn Uhr hat die Wirkung nachgelassen, etwa *neun* Stunden nach der Einnahme, also im Rahmen der durchschnittlichen Wirkungsdauer. Das aber konnte nur möglich sein, wenn er es *nach* Sallys Tod eingenommen hatte. Sally wurde weniger als sieben Stunden nach dem Gespräch mit mir ermordet. Deshalb fiel mir Ed-dies lange Bewusstlosigkeit auf. Sie passte einfach nicht ins Gesamtbild, zumal wir davon ausgingen, dass auch Dorothea betäubt worden war, sich aber viel früher davon erholte. Selbst unter Berücksichtigung ihrer Resistenz war die Abweichung viel zu groß.«

Williams schlug sich auf den Schenkel. »Verdammt, daran hab ich überhaupt nicht gedacht.« Er zeigte mit dem Finger auf Bailey. »Und Sie auch nicht.«

Bailey zuckte die Schultern.

»Sicher war es vorstellbar«, fuhr King fort, »dass der Mörder Eddie betäubt hätte, wäre es nicht Eddie selbst gewesen, aber dann wäre es einige Zeit vor Sallys Ermordung geschehen, sodass Eddie zum Zeitpunkt der Tat ganz bestimmt außer Gefecht gewesen wäre. Er hätte damit keinesfalls bis *nach* Sallys Ermordung gewartet. Welchen Sinn hätte es denn da noch gehabt? Im Normalfall will ein Mörder den Tatort schnellstens unbemerkt verlassen und nimmt sich nicht die Zeit, völlig grundlos jemanden zu betäuben.«

»Das leuchtet mir ein«, gab Bailey zu.

»Und die sieben Stunden Diskrepanz haben mich noch auf etwas anderes gebracht. Wenn Sally wegen der Informationen getötet worden war, die sie mir kaum sieben Stunden vorher gegeben hatte, musste in meinem Hausboot eine Wanze versteckt sein. Wie sonst hätte Eddie so rasch davon erfahren können? Vermutlich ist er Sally bis zu mir gefolgt und hat im Auto gelauscht. Ich musste etwas dagegen unternehmen, darum habe ich mir dieses Ding hier besorgt.«

Er hielt ein kleines Gerät in die Höhe. »Ein Sendemessgerät und Frequenzsucher mit einem Messbereich von ein bis drei Megahertz. Außerdem hat es eine sechzehnfach abgestufte Anzeige, auf der man die Frequenzstärke ablesen kann. Dadurch war es mir möglich, das Versteck der Wanze zu finden.«

»Sie haben die Wanze entdeckt, aber nicht entfernt?«, fragte Bailey.

»Genau. Solange Eddie glaubte, dass die Informationen stimmten, konnte ich die Wanze ja verwenden, um ihn aufs Eis zu locken.«

»Es war mutig von Harry und Remmy, bei dieser Sache mitzumachen«, meinte Michelle.

»Keiner der beiden ahnte, dass Eddie der Täter ist, bevor er etwas gesagt hat. Ich bedaure, dass ich Remmy eine so böse Überraschung bereitet habe, aber ich glaube, sie vorher darin einzuweißen, dass ihr Sohn der Gesuchte ist, wäre für sie noch viel schlimmer gewesen.«

»Ich war ziemlich nervös«, gestand Williams. »Klar, wir hatten das Haus umstellt, aber er hätte trotzdem jemanden erschießen können.«

»Ich war mir sicher, dass das nicht geschieht, wenn ihm deutlich wird, dass Harry an Bobbys Tod unschuldig ist. Eddie hat sich fair verhalten, das muss ich ihm lassen. Er hat gemordet, jedoch aus ganz speziellen Gründen. Für alle Fälle trug Harry eine kugelsichere Weste. Dadurch saß sein Anzug ein bisschen eng, aber Sicherheit musste vor Bequemlichkeit gehen. Und natürlich war es klug, in der Bibliothek

ein Dutzend Bewaffneter zu verstecken.« King griff in den Schreibtisch und nahm einen anderen Gegenstand heraus.

»Was ist denn das?«, fragte Sylvia neugierig.

»Eine Dechiffrierscheibe, um verschlüsselte Nachrichten in Klartext zu übertragen. Diese Version haben während des Bürgerkriegs die Konföderierten benutzt. Eddie hat ein Exemplar in seinem Atelier.« Er drehte die Scheibe in den Händen. »Verstellt man die Scheibe um nur eine einzige Drehung, etwa so wie eine Minute auf einem Uhrenziffernblatt, verändert sich die gesamte Bedeutung der Nachricht. Dazu braucht es nur einen Tick Abweichung. Ich bin sicher, dass Eddie dadurch auf die Idee mit den je nach Opfer abgewandelten Uhrzeiten gekommen ist. So was entspricht seiner Kreativität und seiner Vorliebe für die Bürgerkriegsgeschichte.«

»Aber ich begreife nicht, dass er Alibis hat«, wandte Bailey ein. »Wir haben ihn dahingehend überprüft. Als Steve Canney, Janice Pembroke und Diane Hinson ermordet wurden, hat er an Bürgerkriegs-Reenactments teilgenommen.«

»Ja, sicher, aber die Teilnehmer übernachteten in ihren Autos oder in Zelten. Eddie konnte ohne Schwierigkeiten über Nacht fort sein, ohne dass irgendwer es merkte. Ich habe es mir auf der Landkarte angesehen. Bei keinem der Morde war er mehr als zwei Fahrstunden entfernt. Er konnte mühelos am nächsten Tag wieder zur Stelle sein, um weiter Krieg zu spielen.«

»Moment mal«, sagte Bailey. »Es wurden auch andere Teilnehmer der Reenactments befragt. Sie konnten sich daran erinnern, dass Eds Lieferwagen die ganze Zeit in der Nähe gestanden hat. Das ist bewiesen.«

»Bestimmt *hat* sein Wagen dort gestanden. Allerdings hat das Fahrzeug eine Anhängervorrichtung. Auch ich habe nachgeforscht.

Bei zwei der fraglichen Reenactment-Veranstaltungen hatte er seinen Pferdetransport-Anhänger nicht dabei. Er kann also ein zweites Auto mitgeschleppt und es unweit des Veranstaltungsorts im Wald versteckt haben. Mit diesem zweiten Wagen ist er zu den Morden und zurück gefahren. Nur haben alle geglaubt, er sei nicht fort gewesen, weil sein Lieferwagen auf dem Gelände parkte. Wir werden das zweite Fahrzeug wohl noch irgendwo finden.«

»Großer Gott«, sagte Sylvia und stieß den Atem aus. »Wie blind wir alle waren...«

»Also gut, Sean, jetzt wissen wir, wie du ihn entlarvt hast«, meinte Williams. »Nun erklär uns, warum Eddie all diese Leute umgebracht hat.«

»Und bitte in Worten, die auch ein Normalsterblicher verstehen kann.« Sylvia lächelte, als sie wiederholte, was King im Leichenschauhaus zu ihr gesagt hatte, als sie ihm Ronda Tylers Todesursache erläuterte.

King erwiderte ihr Lächeln nicht. »Eddie Battle ist ein sehr komplizierter Mensch. Und sein Plan muss lange in ihm herangereift sein. Am Anfang stand, glaube ich, der Tod seines Zwillingbruders.«

»Bobby Junior, der schwerbehindert zur Welt kam«, sagte Bailey.

»Nein, er wurde nicht so geboren. Allerdings war er bei der Geburt bereits mit Syphilis infiziert. Die Hirnschädigung entwickelte sich erst später.«

»Syphilis?«, rief Bailey.

King nahm zwei Fotos vom Schreibtisch. »Als Michelle und ich in Remmys Schlafzimmer waren, hat Savannah uns dieses Bild der Zwillinge im Kindesalter gezeigt. Sie konnte sie nicht unterscheiden.« Er hob das andere Foto hoch. »Das ist ein Bild von Bobby kurz vor seinem Tod. Wir haben es von Mason. Die Entstellung seiner Gesicht-

szüge, das Entstehen des Wasserkopfs und die Zahn- und Augenprobleme sind deutlich zu erkennen. Er war im Leib seiner Mutter angesteckt worden.«

»Verkümmerter Kauapparat und Atrophie der Sehnerven«, stellte Sylvia fest, während sie das Foto des jungen Mannes betrachtete. »Wie hatte Remmy sich die Syphilis zugezogen?«

»Von ihrem Mann. Er muss krank gewesen sein, als er mit Remmy die Zwillinge zeugte, oder er hatte während des ersten oder zweiten Quartals der Schwangerschaft mit ihr Geschlechtsverkehr.«

»Und Syphilis kann durch die Plazenta übertragen werden«, sagte Sylvia mit gedämpfter Stimme.

»Ja. Da die Erkrankung nicht behandelt wurde, erlitt Bobby Junior die Hirnschädigung und die anderen Beeinträchtigungen. Später ist er an Krebs gestorben, aber ohne Zweifel hatte die Syphilis seinen Körper erheblich geschwächt.«

»Wieso ist keine Behandlung erfolgt?«, fragte Sylvia.

»Darüber hatte ich ein überaus peinliches Gespräch mit Remmy. Ihr zufolge hat Bobby es abgelehnt, mit dem Jungen zum Arzt zu gehen, als er sonderbare Symptome zeigte. Er wollte nicht wahrhaben, dass sein Sohn an einer Krankheit litt. Wahrscheinlich wollte er nicht einmal sich selbst eingestehen, dass er Syphilis hatte, denn anscheinend war auch er selbst nie in Behandlung. Als Remmy sich dann doch um medizinischen Beistand gekümmert hat, war es zu spät. Die Erkrankung hatte unwiderrufliche Schäden angerichtet. Man muss berücksichtigen, dass all das über dreißig Jahre her ist; das medizinische Wissen hatte damals längst nicht das heutige Niveau. Remmy lebt seit vielen Jahren mit dieser Schuld.«

»Man kann kaum glauben«, meinte Michelle, »dass eine Frau wie Remmy mit ihrem kranken Sohn nicht sofort zum Arzt gegangen ist.«

»Genau das dachte ich auch gerade«, sagte Sylvia.

»Was Remmy und das Verhältnis zu ihrem Mann betrifft, sind noch viele Fragen offen«, fuhr King fort. »Diese Frau spricht voller Bewunderung und Stolz über ihren Mann, trägt aber keinen Ehering, und es ist ihr einerlei, ob sie den Ring zurückbekommt. Ein solch merkwürdiges Verhalten werden wir wohl nie begreifen können.«

»Aber später wurde Savannah geboren«, wechselte Bailey das Thema, »und sie ist gesund.«

»Da war Bobbys Syphilis nicht mehr ansteckend, und Remmy hatte sich schon Jahre zuvor einer Behandlung unterzogen.« King legte die Fotos beiseite. »Es ist bekannt, dass eine der Hauptursachen für die Verbreitung der Syphilis der Geschlechtsverkehr mit Prostituierten ist. Wie wir wissen, stand Bobby in dem Ruf, sich mit solchen Frauen abzugeben. Er infizierte sich bei einer Prostituierten mit der Krankheit und steckte Remmy an, die die Krankheit ihrerseits unwissentlich auf Bobby Junior übertrug. Er und Eddie waren keine eineiigen Zwillinge, sondern hatten getrenntes Fruchtwasser. Wahrscheinlich wurde Eddie deshalb nicht angesteckt.«

»Und Eddie hat alles herausgefunden?«, fragte Bailey.

»Ja. Aber ich bin mir noch nicht sicher, wie er dahinter kam. Ich glaube allerdings, dass er schon seit langem Bescheid wusste. Die Situation glich einem Pulverfass. Ich glaube, auch Eddie hatte schreckliche Schuldgefühle. Er wusste, dass ihm nur durch pures Glück das Schicksal seines Zwillingbruders erspart geblieben war. Und er scheint ihn sehr geliebt zu haben.«

»Also war Rhonda Tyler...«, begann Williams.

»Sie musste gewissermaßen zur symbolischen Bestrafung jener Prostituierten herhalten, die vor vielen Jahren Eddies Vater angesteckt

hatte und so letztendlich das Verderben über seinen Bruder brachte. Rhonda hatte bloß Pech, Eddie über den Weg zu laufen.«

»Die ungewöhnlichen Runzeln an Bobbys Hauptschlagader und die krankhaften Veränderungen des Gehirns...«, sagte Sylvia bedrückt. »Das alles verweist auf Syphilis, ohne dass ich es bemerkt habe.«

»Du hast nicht danach gesucht, Sylvia«, tröstete King sie. »Diese Veränderungen könnten auch durch andere Erkrankungen hervorgerufen worden sein.«

Michelle setzte die Erklärungen fort. »Steve Canney musste sterben, weil seine Mutter eine Affäre mit Bobby hatte, aus der Steve hervorging. Seine Mutter war tot, darum musste Steve an ihrer Stelle sterben.«

»Eddie ist Remmy ergeben«, sagte King. »Sicher hat er den Bankert als Beleidigung Remmys empfunden. Janice Pembroke war einfach zur falschen Zeit am falschen Ort.«

»Um einen Tick zur falschen Zeit«, sagte Bailey.

»Ganz recht. Gleiches gilt für Diane Hinson. Einen Tick Abweichung, um die Fährte zu verwischen und den Zusammenhang mit den anderen Morden zu verschleiern.«

»Und Junior Deaver?«

»Eddie dachte, er hätte seine Mutter bestohlen. Das war ihm Grund genug, Deaver zu töten. Als er seinen Irrtum erkannte, ließ er seine Wut an Sally aus. Die Schuhabdrücke im Flur hätten mich sofort auf Eddie bringen müssen. Savannah hatte ausgesagt, sie wäre an der Tür geblieben, doch überall im Flur waren Schuhabdrücke. Sie stammten aber nicht von Savannahs Stiefeln, sondern von Eddies. Er stand unter Zeitdruck. Er wusste ja nicht, wann Dorothea aus der Betäubung erwachte, und er selbst musste das Mittel erst noch einnehmen. Wahrscheinlich hat er den Schmutz gar nicht bemerkt. Wenn man bedenkt,

wie er mit Sally umgesprungen ist, dürfte er ziemlich ausgerastet sein.«

»Vorsichtig ausgedrückt«, sagte Todd Williams.

»Und dann hat er Harold Robinson in eine Falle gelockt, um alles ihm in die Schuhe zu schieben. Warum er sich ausgerechnet Robinson ausgesucht hat, weiß ich auch nicht.«

»Moment mal«, sagte Michelle. »Der Mann, den der kleine Junge gesehen hat, war demnach Eddie?«

»Ja.«

»Wieso hat Eddie ihn nicht auch umgebracht?«

»Er könnte davon ausgegangen sein, dass Robinsons Schicksal besiegelt ist, wenn der Junge aussagt, seinen Vater gesehen zu haben. So wäre es ja fast auch gekommen. Oder er brachte es nicht über sich, ein Kind zu töten. Wie gesagt, Eddie ist ein sehr komplizierter Mensch.«

»Du meinst, ein Ungeheuer«, sagte Williams.

»Weiß Dorothea schon Bescheid?«, erkundigte sich Sylvia.

Bailey nickte. »Ich habe ihr alles berichtet. Remmy und Savannah standen mir dabei zur Seite. Diese Familie hat es verdammt hart getroffen.«

»Warum hat Eddie berühmte Serienmörder nachgeahmt?«, fragte Williams.

King nickte Bailey zu. »Ich glaube, das war gegen Sie gerichtet, Chip.«

»Gegen mich?«

»Unterstellt man, dass Eddie sich mit seiner Überlegenheit schmeicheln wollte, ergibt es einen Sinn. Ihm kam es darauf an, Sie auf Ihrem eigenen Gebiet zu übertrumpfen.«

»Aber warum? Wir waren doch Freunde. Ich habe ihm damals das Leben gerettet.«

»Nein, Sie haben ihm seinen Entführungsplan verdorben.«

Bailey sprang auf. »Was?«

»Ich bin sicher, dass er seine Entführung nur vorgetäuscht hatte. Der Mann, den Sie erschossen haben, war sein Komplize. Eddie wollte seinen Vater für den Tod des Bruders bestrafen, der zwei Jahre zuvor verstorben war. Die einzige Strafe, die dem zwanzigjährigen College-Studenten einfiel, bestand darin, seinem Vater ein Loch von fünf Millionen Dollar in die Brieftasche zu reißen. Ich bin sicher, dass er selbst nach dem Tod seines Komplizen das Geld verbrannt hat. Er wollte nicht, dass sein Vater es zurückbekommt. Aber ihm lief die Zeit davon. Er musste sich Fesseln anlegen und vor Ihnen den Dummen spielen. Wie gesagt, er hasste seinen Vater schon seit langem.«

»Das ist unglaublich«, sagte Bailey und setzte sich wieder. »All die Jahre hat er mir vorgespielt, mir ein Freund zu sein, obwohl er mich in Wahrheit hasst?«

»Eddie ist ein begabter Schauspieler und ein geschickter Lügner. Seien Sie froh, dass man Sie nicht tot und mit einer Armbanduhr am Handgelenk aufgefunden hat.«

»Großer Gott«, entfuhr es dem FBI-Agenten.

»Aber es sind zwanzig Jahre zwischen der Entführung und den jetzigen Morden verstrichen, Sean«, wandte Williams sich an King. »Was hat Eddie so plötzlich zum Loslegen veranlasst?«

»Ich halte den Schlaganfall seines Vaters für den Grund. Vielleicht sorgte er sich, Bobby könnte sterben, ehe er Gelegenheit bekommt, ihm sein Verständnis von Gerechtigkeit zu zeigen. Aber es könnte auch andere Gründe geben. Jedenfalls bin ich der Auffassung, dass der Zeitpunkt kein Zufall war.«

»Und was nun?«, fragte Michelle.

»Eddie wird morgen im Gericht zur Anklage vernommen«, erklärte Williams.

»Der Prozess wird Aufsehen erregen«, sagte King. »Falls es dazu kommt.«

»Zweifelst du daran? Glaubst du, Eddie könnte für geisteskrank erklärt werden?«, fragte Williams und schüttelte gleich selbst den Kopf. »Ausgeschlossen. Der Mistkerl wusste genau, was er tat.«

»In gewisser Weise hat er Dämonen ausgetrieben, die ihn sein Leben lang verfolgten«, erklärte King. »Ich will keineswegs rechtfertigen, was er getan hat, aber wäre nicht Bobby Battle sein Vater gewesen, wäre meines Erachtens nichts von alledem geschehen.«

Stumm blickten die Anwesenden einander an.

»Aber Gottes Gnade währt ewig«, sagte Sylvia mit kaum vernehmlicher Stimme.

K A P I T E L 88

Als Eddie Battle am nächsten Morgen in einer Fahrzeugkolonne der Polizei und des FBI zum Gericht gebracht wurde, hatte sich dort eine solche Menschenmenge aus Einwohnern und Medienvertretern versammelt, dass die Kolonne nicht zum Gebäude vordringen konnte. Es schien, als wären die Leute aus fünf Bundesstaaten herbeigeströmt, angelockt durch die überregionale Berichterstattung. Und die Menschenmenge machte einen aggressiven Eindruck.

»Scheiße«, stieß Todd Williams hervor, als er vom ersten Wagen aus das Gedränge beobachtete. »Das hatte ich befürchtet. Seit die Meldung über Battles Verhaftung durch die Medien gegangen ist, haben wir ständig Morddrohungen gegen ihn erhalten.« Sein Blick schweifte über das Gewimmel. »Wer weiß, ob nicht jemand von denen gleich eine Knarre zückt.« Er musterte eine Gruppe derber Kerle, die neben Kleinlastern standen, die mit Baumaterial beladen waren. »Das sind wahrscheinlich ein paar alte Kumpel von Junior Deaver. Die sehen mir nicht aus, als wollten sie Eddie nur die Hand schütteln.«

»Gibt es keinen unterirdischen Eingang zum Gerichtsgebäude?«, fragte Bailey, der hinter Williams auf der Rückbank saß.

»Wenn es einen gäbe, wäre ich längst dorthin unterwegs. Vielleicht sollten wir Eddie ins Gefängnis zurückschaffen und warten, bis die Lage sich beruhigt.«

»Die Lage wird sich monatelang nicht beruhigen. Es ist besser, wir bringen es hinter uns, solange uns genügend Männer zur Verfügung stehen.«

Einen Moment lang hielt Williams die Menschenmenge noch im Auge, dann erteilte er über Sprechfunkgerät Befehle. »Also, wir fahren mitten auf der Straße. Und zwar langsam. Ich will nicht, dass wir jemanden überrollen und deshalb verklagt werden. Wir halten auf dem Rasen direkt vor der Eingangstreppe. Sorgt dafür, dass der Zugangsbereich frei und geschützt bleibt. Ich will eine Absperrung aus Leibern, klar? Dann öffnen wir die Fahrzeugtür und bringen ihn schleunigst zu seinem Termin. Aber bevor wir die Rückfahrt mit ihm antreten, muss dieser verdammte Menschauflauf zerstreut sein. Außerdem müssen die Übertragungswagen das Gelände verlassen.«

»Dann kriegen Sie wegen der Pressefreiheit ernste Schwierigkeiten, Todd«, sagte Bailey.

»Zum Teufel mit der Pressefreiheit! Ich muss einen Untersuchungsgefangenen am Leben erhalten, und sei es nur zu dem Zweck, dass er hingerichtet werden kann.«

Der Eingang zum Gerichtsgebäude wurde im Halbkreis abgeriegelt; der Wagen fuhr vor, und man führte Eddie Battle eilig ins Gebäude, während es auf die Männer, die ihn abschirmten, Zurufe und Schmähungen hagelte, zusammen mit Flaschen, Getränkedosen und Steinen. Schüsse fielen Gott sei Dank nicht.

Vor dem Gerichtssaal wurde Eddie von den Pflichtverteidigern erwartet. Sie besprachen sich kurz mit ihm; dann gingen alle in den Saal, wo Eddie sich als »unschuldig« bezeichnete. Seine Verteidiger beantragten keine Kautions und hatten einen solchen Antrag wohl auch nicht ernsthaft in Erwägung gezogen. Ihnen schauderte eher bei der Vorstellung, Eddie könnte ihnen als freier Mann mitten in der Nacht einen Besuch abstatten.

»Wir bleiben in Verbindung«, sagte seine Chefverteidigerin zu ihm, eine große, stattliche Frau mit unvorteilhafter Frisur.

»Na klar«, antwortete Eddie, dessen muskulöser Körper beinahe die Nähte seines engen, orangefarbenen Gefängnisoveralls sprengte. »Glauben Sie, Sie können mich bei guter Führung rausbauen?«

Eddie und seine Aufpasser kehrten um, doch weit vor dem Ausgang fingen Williams und Bailey sie ab.

»Wir stehen da draußen kurz vor einem Krawall«, sagte Williams. »Wir müssen die Situation bereinigen, bevor wir Eddie zurückbefördern können. Ich habe für den Fall, dass die Leute die Belagerung nicht freiwillig aufgeben, Pfefferspray und Tränengas bestellt.«

Eddie schmunzelte. »Sieht so aus, als hätte ich endlich mal ein bisschen Leben in unser stinklangweiliges Wrightsburg gebracht, Todd.«

»Halten Sie den Mund!«, schnauzte Williams, erreichte damit aber nur, dass Eddies Lächeln noch breiter wurde.

»Nun müssen Sie mich wohl oder übel beschützen, *Todd*. Sie dürfen nicht zulassen, dass man mich lyncht. Das würde den Medien gar nicht gefallen. Sie können denen doch nicht die Schau stehlen. Denken Sie an die Einschaltquoten. Denken Sie an die zusätzlichen Dollars.«

»Sie sollen die Fresse halten!« Williams trat auf Eddie zu, doch Bailey ging dazwischen.

»Machen Sie keinen Unsinn, Todd, lassen Sie sich zu nichts hinreißen.«

»Mann, Chippy, vielen Dank«, sagte Eddie. »Du bist mir immer ein guter Freund gewesen.«

Bailey wirbelte herum, und seine Hand schnappte nach der Waffe.

Diesmal griff Williams ein. »Nichts da, Chip, den Gefallen tun wir ihm nicht.« Mit rauer Stimme erteilte er zwei seiner Deputys neue Anweisungen. »Sperren Sie ihn in die Durchgangszelle im zweiten Stock. Wir holen ihn ab, wenn wir mit dem Pöbel fertig sind.«

»Viel Glück!«, rief Eddie, während die beiden Deputys ihn abführten. »Lasst mich jetzt bloß nicht im Stich!«

K A P I T E L 89

Der eine Deputy stand an der Tür, der andere am Fenster.

»Das wird ein richtiger Scheißkrawall«, sagte der Deputy, der zum Fenster hinausschaute; er hatte Eddies Größe, lockiges Haar und einen muskulösen Körper. »Da fliegt das Tränengas.«

»Tränengas«, wiederholte der zweite Polizist, ein Mann mit einer Brust wie eine Bulldogge, dicker Taille und breiten Hüften, was zur Folge hatten, dass die Gegenstände an seinem Gürtel zu beiden Seiten herausstanden. »Ich wäre lieber auch da unten und würde den Pennern ein bisschen von dem Zeug verpassen.«

»Dann geh doch. Ich hab hier alles im Griff.«

»Nee, ist nicht drin. Der Chef hat befohlen, wir sollen hier bleiben.« Der Mann blickte in die Richtung der Durchgangszelle, in der Eddie hockte und sie stumm beobachtete. »Der Hurensohn hat 'ne Menge Leute abgemurkst. Wahrscheinlich hat er einen an der Waffel.«

»Wegen unvorsichtiger Passanten gibt es keinen Krawall, Jungs«, sagte Eddie.

Beide Deputys blickten ihn an. Der Hochgewachsene lachte. »Den muss ich mir merken. ›Wegen unvorsichtiger Passanten gibt es keinen Krawall.««

Der Kleinere blickte seinen Kollegen fragend an.

»Geh ruhig«, sagte der. »Unser Freund macht sich bestimmt nicht dünne.«

»Okay, aber wenn du den Chef kommen siehst, funk mich an. Dann bin ich wie ein Blitz wieder da.«

»Geht klar.«

Der Mann verließ den Raum, und Eddie war mit dem zweiten Deputy allein.

Er stand auf und schlenderte zur Zellentür. »Hast du mal 'ne Zigarette?«

»Für wie blöd hältst du mich? Meine Mutter hat doch keinen Idioten großgezogen. Du bleibst da, und ich bleibe hier.«

»Komm schon, Mann, an mir sind sämtliche Löcher durchsucht worden, die ich habe, und einige, von denen ich noch gar nichts wusste. Ich habe nichts, womit ich dir was tun könnte. Ich will nur gern eine rauchen.«

»Hm-hmm.« Unverwandt spähte der hoch gewachsene Polizist zum Fenster hinaus. Ab und zu fiel sein Blick auf Eddie, doch seine Aufmerksamkeit galt fast ausschließlich den Ereignissen vor dem Gebäude.

Eddie Battle hatte starke Unterarme mit dicken Venen. Eine dieser Venen war größer und dicker als die anderen – eine Tatsache, die den Polizisten, die ihn durchsucht hatten, wahrscheinlich aufgefallen war, doch ohne ihren Verdacht zu erregen. Denn die vermeintliche Vene bestand aus Plastik, Kunstharz und Gummi und war hohl. Während seiner Reenactment-Laufbahn hatte Eddie beachtliche Geschicklichkeit im Gebrauch von Schminke, Kostümierungen und Verkleidungen sowie dem Nachahmen von Wunden und Narben erworben. Er setzte sich eine Weile in den Schatten und schabte mit dem Fingernagel an der falschen Vene. Schließlich barst sie, und er zog die sehr dünnen Gegenstände hervor, die er darin versteckt hatte. Eddie hatte das Risiko, erwischt zu werden, immer sehr ernst genommen; deshalb hatte er gewisse Vorkehrungen getroffen, um sich auch unter solchen Umständen helfen zu können. Durch keine noch so gründliche Durch-

suchung wäre die in der hohlen Kunstvene verborgene Pinzette entdeckt worden.

Während Eddie den hoch gewachsenen Deputy, der nach wie vor aus dem Fenster schaute, im Auge behielt, schlich er sich lautlos zur Gittertür der Zelle und schob die mit Handschellen gefesselten Hände so durch die Stangen, dass sie das Türschloss verdeckten. Dann schob er das Werkzeug ins Schloss und machte sich behutsam daran, es zu öffnen. Stundenlang hatte er dies an einer alten, aus der Ruine eines abgebrochenen Zuchthauses geborgenen Zellentür geübt. Endlich spürte er, wie die Nocken sich bewegten. Der Lärm draußen wurde stärker, was Eddie nutzte, um das Knacken des Schlosses zu übertönen. Er hielt die Gittertür fest und zwängte das Werkzeug zwischen Handgelenk und Handschelle.

»He, Blödmann!«, sagte er. »Ich rede mit dir, du dämlicher Arsch!«

Der Deputy wandte sich um und musterte ihn. »Warum hältst du nicht endlich die Klappe? Mach dir ein paar warme Gedanken und denk an den elektrischen Stuhl.«

»Heutzutage nimmt man die Giftspritze, Schwachkopf.«

»Tot ist tot. Also, wer von uns beiden ist hier der Blödmann?«

»Aus meiner Sicht bist du es.« *Komm, Langer, komm her.*

»Red du nur.«

»Was denn? Glaubst du, du kannst hier den harten Hund spielen? Mann, ich weiß genau, was für ein Weichei du bist. Wie ist jemand wie du bloß Polizist geworden? Aber du bist ja gar kein richtiger Bulle. Du bist bloß so was wie 'n Landgendarm.« *Komm schon, du Arsch! Du würdest mir doch gern Saures geben. Na los, komm!*

»Wir Landgendarmen haben dich aber geschnappt.«

»Das war ein ehemaliger Secret-Service-Agent, Blödmann. Euren Polizeichef hätte ich in der Pfeife geraucht.« Eddie schaute auf die

Hand des Deputys und sah einen Ehering. »Das heißt, nachdem ich deine Alte gepimpert hätte. O Mann, dann hätte die mal 'nen richtigen Kerl im Bett gehabt...«

Im Nacken des Deputys bildete sich eine Schweißschicht. Seine Waffenhand spannte und lockerte sich unentwegt.

Gleich ist es so weit.

»Sind eure Bälger so hässlich wie du, oder hast du mit deiner fettär-schigen Trulla welche adoptiert, damit ihr keine kleinen Scheusale in die Welt setzt?«

Der Deputy fuhr herum und stapfte auf die Zelle zu. Seine flachen Kindersärge dröhnten bei jedem Schritt auf dem gestrichenen Betonboden. »Hör zu, du Stück Scheiße, du hast ein Riesenglück, dass du hinter...«

Eddie trat die Tür auf, und das schwere Gitter krachte dem Deputy mitten ins Gesicht. Mit voller Wucht prallte er auf den Fußboden. Eddie sprang aus der Zelle, schlang die Kette der Handschellen um den Hals des Mannes und spannte die kraftvollen Arme. Nach dreißig Sekunden war es vorbei. Eddie durchsuchte den Toten, fand die Schlüssel für die Handschellen und löste sie. Rasch verschloss er die Tür zum Korridor, schleifte den toten Deputy in die Zelle, tauschte die Kleidung mit ihm und setzte ihn auf die Pritsche, mit dem Rücken an die Wand gelehnt.

Eddie setzte sich die Sonnenbrille und den breitkrempigen Diensthut des Deputys auf, sperrte die Tür auf und spähte hinaus. Im Flur waren Polizisten postiert.

Kein Problem. Er konnte jederzeit den Weg durchs Fenster nehmen. Eddie schloss die Tür, eilte zum Fenster und blickte hinaus. Es erwies sich als Glück für ihn, dass die Polizeikräfte mittlerweile die Menschenmenge zur anderen Seite des Gerichtsgebäudes abgedrängt

hatten. Eddie blickte nach unten. Es war nicht ganz ungefährlich, aber er sah keine andere Möglichkeit. Und er hatte eine Aufgabe zu vollenden.

Eddie öffnete das Fenster, kletterte ins Freie und ertastete mit den Füßen das unterhalb des Fensters umlaufende Sims. Er kauerte sich nieder, ergriff die schmale Ziegelkante mit seinen starken Fingern, hielt sich am Sims fest und ließ sich herab. Sein Blick fiel nach rechts und links, als sein Körper am Fenstersims baumelte. Eddie verstärkte die Pendelbewegung. Beim vierten Mal ließ er los und flog wie ein Trapezartist durch die Luft. Er landete auf dem Dachvorsprung des Erdgeschosses, gewann das Gleichgewicht zurück und kletterte hinunter. Als er auf festem Boden stand, klopfte er den Schmutz von der Polizeiuniform.

Statt fortzulaufen, umrundete er das Gebäude, mischte sich unter die Leute und bahnte sich einen Weg durch das Getümmel. Er erreichte eine Anzahl leerer Polizeifahrzeuge und spähte in eines nach dem anderen, bis er in einem bulligen Ford Mercury den Zündschlüssel stecken sah. Eddie stieg ein und fuhr davon. Er grinste, als er daran dachte, dass den Medienvertretern das größte Ereignis entging: Eddie Lee Battles erfolgreiche Flucht.

Im Aschenbecher fand er ein Päckchen Kaugummi, steckte sich ein Stück Juicy Fruit in den Mund und schaltete den Polizeifunk ein, um sofort zu erfahren, wenn man seine Flucht entdeckte. Als er einen Jungen sah, der sein Fahrrad über den Bürgersteig schob, verlangsamte er den Wagen und ließ das Seitenfenster herunter.

»Na, mein Freund? Bist du auch schön artig? Oder klast du und belügst deine Eltern?«

»Nein, Sir«, rief der kleine Junge eingeschüchtert. »Ich will genauso werden Sie, Sir.«

Eddie warf dem Jungen ein Stück Kaugummi zu. »Nee, bestimmt nicht, mein Sohn.« *So wie ich willst du nicht werden. Mit mir geht es zu Ende. Von meinem Leben bleiben mir nur noch ein paar Tage.*

Doch Eddie betrachtete die Situation von der positiven Seite. Er war wieder frei und handlungsfähig. Und er hatte nur noch eine Sache zu erledigen. Eine letzte Sache.

Eddie fühlte sich sauwohl.

K A P I T E L 9 0

»Wer hat denn nun Bobby Battle und Kyle Montgomery umgebracht?«, fragte Michelle.

Nachdem sie mit den Sea-Doos eine morgendliche Spritztour über den See unternommen hatten, saß sie mit King auf dessen Ufergrundstück in der Sonne.

»In der Hinsicht ist bei mir noch kein Groschen gefallen. Vielleicht hat es meine kleinen grauen Zellen zu sehr strapaziert, Eddie zu überführen.«

»Dorothea hätte jedenfalls das schlüssigste Motiv gehabt, Montgomery zu töten.«

»Und auch die Gelegenheit, Bobby zu ermorden. Vielleicht sogar ein Motiv. Schließlich hat er sein Versprechen nicht eingelöst, ihr einen größeren Vermögensanteil zu vererben.«

Michelle sagte besorgt: »Ich weiß, eigentlich hast du die Komplizenschaft zwischen Harry und Remmy frei erfunden, aber findest du nicht, dass vielleicht doch...«

»Harry hat ein bombensicheres Alibi. Zu der Zeit, als Battle ermordet wurde, hat er in Charlottesville bei der Anwaltskammer von Virginia einen Vortrag gehalten.«

Michelle wirkte erleichtert. »Und Remmy?«

King blickte sorgenvoll. »Ich weiß es nicht, Michelle... Auf alle Fälle hatte sie gute Gründe, seinen Tod zu wünschen.«

»Oder es war jemand, der gern der nächste Hausherr geworden wäre.«

King blickte sie verdutzt an und wollte gerade eine Antwort geben, als sein Handy läutete.

Er meldete sich, lauschte und wurde aschfahl im Gesicht. Dann trennte er die Verbindung.

»Diesmal ist es etwas Schlimmes, nicht wahr?«, fragte Michelle erschrocken.

»Eddie ist geflohen.«

Die gesamte Familie Battle wurde an ihrem Wohnsitz rund um die Uhr unter Polizeischutz gestellt. Carrick, King und Michelle gesellten sich zu ihnen, weil nicht auszuschließen war, dass auch sie in Lebensgefahr schwebten. In drei Bundesstaaten fahndeten FBI und Polizei mit allem erdenklichen Aufwand nach dem Flüchtigen, doch zwei Tage später hatten sie von Eddie noch immer keine Spur gefunden.

King und Michelle saßen mit Sylvia, Bailey und Todd Williams im Esszimmer beim Kaffee und diskutierten den Fall.

»Eddie ist ein erfahrener Naturliebhaber«, erklärte Bailey. »Er kennt diese Gegend weit besser als die meisten anderen. Sein Leben lang hat er sie erkundet und ist auf Jagd gegangen. Er kann sich wochenlang von dem ernähren, was die Natur bietet.«

»Danke, Chip, das klingt richtig ermutigend«, sagte Williams mürisch. »Aber wir werden den Halunken schon aufspüren. Nur kann ich nicht versprechen, dass er lebend gefasst wird.«

»Ich rechne nicht damit, dass Eddie es ein zweites Mal dazu kommen lässt«, sagte King.

»Müssen wir nicht davon ausgehen, dass er die Gegend so schnell wie möglich verlassen hat?«, fragte Michelle.

King schüttelte den Kopf. »Es gibt zu viele Straßensperren, zu viel Polizei in den Bahnhöfen und Bus-Bahnhöfen. Den gestohlenen Stre-

ifenwagen hat er in einer Gasse zurückgelassen. Ich glaube, er hat sich in die Wälder geschlagen.«

Williams nickte. »Die größte Chance hat er, wenn er sich irgendwo in der Nähe versteckt hält, sein Aussehen so gründlich verändert, wie er nur kann, und endgültig das Weite sucht, sobald die Aufregung sich ein wenig gelegt hat.«

King wirkte wenig überzeugt, was Williams nicht entging. »Du bist anderer Meinung?«

»Ich glaube auch, dass er in der Nähe lauert, aber nicht zu dem Zweck, den du unterstellst.«

»Wieso dann?«

»Man muss bedenken, dass jemand seinen Vater ermordet hat«, sagte King.

»Und?«

»Und ich glaube, Eddie wollte alles selbst erledigen. Meines Erachtens sollte Bobby in Eddies großem Plan das letzte Opfer sein, wäre er nicht zuvor am Schlaganfall gestorben.« King sah Michelle an. »Bestimmt erinnerst du dich noch daran, wie wir im *Sage Gentleman* ein Glas mit ihm getrunken haben. Damals sagte er, sein Vater müsse am Leben bleiben.«

»Damit er ihn umbringen kann«, folgerte Michelle.

»Und was hat er nun vor?«, fragte Williams. »Will er sich denjenigen vorknöpfen, der Bobby ermordet hat? Wir wissen doch gar nicht, wer es war, Sean.«

»Aber wenn wir den Täter finden, bestehen gute Aussichten, auch Eddie wieder zu schnappen.«

»Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie die Gefangennahme und Hinrichtung des einzigen Sohnes, der mir geblieben ist, nicht in meinem eigenen Haus planen.«

Alle Anwesenden drehten die Köpfe und sahen Remmy vor sich stehen. In letzter Zeit zeigte sie sich wenig. Wenn sie sich blicken ließ, sprach sie mit niemandem, nicht einmal mit Harry. Die Mahlzeiten nahm sie in ihrem Zimmer ein.

King erhob sich. »Tut mir Leid, Remmy, wir haben Sie nicht bemerkt.«

»Nun, wieso sollte ich auch hier erscheinen? Es ist ja nur mein Haus, mein Esszimmer, und es sind auch meine Tassen, aus denen Sie da trinken.«

King schaute Williams an. »Ich weiß, das Arrangement ist ein bisschen peinlich...«

»Um es milde auszudrücken«, fuhr Remmy dazwischen.

»Der Polizeischutz ist viel leichter zu gewährleisten, wenn alle sich am gleichen Ort aufhalten, Remmy«, sagte Williams.

»Freut mich, dass es für einige einfacher ist. Für mich leider nicht.«

»Wir können in ein Hotel ziehen«, meinte Michelle, doch Remmy wies den Vorschlag mit einem verächtlichen Wink ab.

»Niemand soll mir nachsagen, ich hätte meine Bürgerpflicht geschaut, selbst wenn es bedeutet, meinen Sohn zu verlieren.« Sie verließ das Esszimmer mit schlurfenden Schritten.

Nervös blickten die anderen ihr nach.

»Das ist wirklich eine unerträgliche Situation für sie«, sagte Sylvia.

»Glauben Sie, wir fühlen uns wohl dabei?«, fragte Michelle. »Aber Eddie ist ein Serienmörder. Damit muss sie sich abfinden.«

King blickte nachdenklich drein, während er sich mehr Zucker in den Kaffee tat. »Da wir gerade davon sprechen... Allen Beteiligten ist hoffentlich klar, dass die Anklage gegen Eddie vorerst auf tönernen Füßen steht.«

»Was redest du denn da?«, brauste Williams auf. »Er hat sich mit einer Sturmhaube auf dem Kopf bei Harry eingeschlichen und wollte jeden umbringen, der im Haus war. Und jetzt hat er auf der Flucht einen Deputy ermordet.«

»Stimmt. Aber weil wir nicht wissen, was sich zwischen ihm und dem Deputy abgespielt hat, könnte er sich auf Notwehr berufen. Die Zellentür stand offen, und ein Verteidiger könnte darauf plädieren, dass der Deputy den Lauf der Gerechtigkeit beschleunigen wollte und Eddie sich bloß gewehrt hat. Ich bin mir allerdings sicher, dass er sämtliche Morde verübt hat – so sicher, als hätte ich es mit eigenen Augen gesehen. Mich braucht keiner zu überzeugen. Aber es gilt, ein neutrales Schöffengericht zu überzeugen, dessen Mitglieder vielleicht von auswärts oder sogar aus einem anderen Bundesstaat kommen. Wo also sind die hieb- und stichfesten Beweise, dass Eddie die Morde begangen hat?«

»Alles, was du dargelegt hast«, entgegnete Williams, »spricht doch dafür. Seine Motive, die Dechiffrierscheibe, dass er Dorothea betäubt hat...«

»Das sind Spekulationen, Todd«, sagte King mit Nachdruck. »Wir brauchen handfeste Indizien, die ihn eindeutig als Täter entlarven. Haben wir welche?«

Sylvia ergriff das Wort. »Wäre ich vor dem Mord an Jean Robinson gefragt worden, hätte ich wahrscheinlich verneint. Allerdings habe ich neben ihrem Bett ein Haar mitsamt Haarwurzel gefunden. Wie es dorthin kam, weiß ich nicht, aber nach Farbe und Beschaffenheit schließe ich aus, dass es von den Eheleuten stammt. Ich habe es zusammen mit einer DNA-Probe Eddies zur Untersuchung eingeschickt. Falls eine Übereinstimmung festgestellt wird, haben wir ihn, zumindest für diesen Mord.«

»Ich muss ihn nur in die Finger kriegen«, sagte Williams. »Dann liegt uns im Handumdrehen ein Geständnis vor.«

»*Falls* wir ihn fassen«, sagte Michelle.

»Vielleicht kann er sich eine Zeit lang verstecken, aber irgendwann geht er uns ins Netz«, meinte der Polizeichef zuversichtlich.

»Die Person, auf die er es abgesehen hat, ist der Schlüssel«, sagte King. »Ermitteln wir diese Person, erwischen wir Eddie.«

»Glauben Sie wirklich?«, fragte Bailey.

»Nein«, antwortete King. »Ich *weiß* es. Einmal muss Eddie noch zuschlagen. Nur einmal. Und wir müssen die Person finden, bevor Eddie sie findet.«

K A P I T E L 9 1

Eddie kauerte in seiner Höhle auf dem schmalen Feldbett. Er hatte sich ausgeruht, etwas gegessen und an seinem Plan gefeilt. Anhand eines batteriebetriebenen TV-, Rundfunk- und Polizeifunk-Suchgeräts hatte er sich darüber informiert, wie die Großfahndung sich entwickelte; Neuigkeiten aber blieben aus. Außerdem war Eddie in seiner Beweglichkeit doch ziemlich eingeschränkt. Er hatte nur des Nachts marschieren können, und es war ein langer Weg zu dem alten, verbeulten Lieferwagen gewesen, den er für einen solchen Notfall in einem Gehölz versteckt hatte.

Nach all den Jahren des Hin und Her, in denen er nie irgendwo eine echte Identität erlangt hatte, hatte er endlich seine Nische gefunden: flüchtiger Mörder. Er lachte, streckte sich auf dem Boden aus und machte erst einhundert Liegestütze, dann die gleiche Anzahl von Sit-ups. Zwischen zwei zerklüftete Gesteinsvorsprünge tiefer im Innern der Höhle hatte er eine Eisenstange geklemmt. Daran machte er fünfundzwanzig rasche Klimmzüge und anschließend noch fünf mit jedem einzelnen Arm. Als er auf den Boden sprang, atmete er schwer. Er war keine zwanzig mehr, aber für sein Alter schnitt er gar nicht mal so übel ab. Das hätte ihm zweifellos auch der Deputy zugestanden, den er ins Jenseits befördert hatte.

Er zog die Pistole aus dem Halfter und lud sie mit panzerbrechenden Geschossen, die er sich auf dem Schwarzmarkt beschafft hatte. Er grinste, als er daran dachte, dass kugelsichere Westen gegen diese Geschosse nichts ausrichten konnten. Das Internet war schon eine tolle

Sache. Man konnte sich fast alles besorgen: Waffen, Munition, Frauen, Kinder, Ehen, Scheidungen, Glück, Tod...

Tod, ja. Man würde ihn aufspüren und töten; da war er sicher. Aber das zählte nicht, wenn er nur vorher den Mörder seines Vaters umbrachte. Alles andere hatte keine Bedeutung mehr für ihn. Er hatte sein Leben auf Schmalspur reduziert. Wieder musste er grinsen.

Er holte die Liste aus der Tasche. Die Namen wurden weniger, doch inzwischen bezweifelte er, dass es ihm noch gelingen würde, sie sich alle vorzunehmen. Nach intensivem Nachdenken war er allerdings auf eine möglicherweise gangbare Abkürzung bekommen, die er heute Nacht erproben wollte.

Noch zwei Tote würde es geben: den Mörder seines Vaters und ihn selbst. Dann durfte in Wrightsburg wieder der Alltag einkehren und seine Familie ohne den monströsen Patriarchen ihr Leben erneuern.

Er legte sich zurück aufs Feldbett, lauschte mit einem Ohr auf den Rundfunk und mit dem anderen auf jedes Geräusch, das von draußen, aus dem Freien, zu ihm drang. Die Abgeschiedenheit der Höhle und der gut versteckte Eingang machten es unwahrscheinlich, dass in der Nähe jemand aufkreuzte. Aber sollte irgendjemand doch dieses Pech haben, wollte Eddie ihm ein anständiges Grab schaufeln. Er war schließlich kein Unmensch. Bei ihm war der Apfel weit vom Stamm gefallen. *Ich bin nicht meines Vaters Sohn. Und dafür danke ich Gott. Aber ich sehe dich bald wieder, Vater. Vielleicht quartiert der Satan uns zusammen ein. Für alle Ewigkeit. Dann können wir uns mal richtig aussprechen.*

Er lockerte seine dicken Fingerknöchel, dass sie knackten, und träumte von einem solchen Wiedersehen, während der Nachmittag in den Abend übergang und die Nacht näher rückte, in der Eddie sich auf den Weg machen wollte. Auf die Abkürzung. Zu seiner letzten

Zielperson. Und dann konnte bei der Eddie-Lee-Battle-Show der letzte Vorhang fallen. Eine Wiederauflage stand außer Frage.

Er wurde müde. *Lebt wohl, ihr alle, es war eine tolle Vorstellung. Und sie ist noch nicht ganz zu Ende. Nur noch einmal... oder vielleicht doch noch mehr? Ja, vielleicht noch mehr. Was spielt es schon für eine Rolle?*

K A P I T E L 9 2

Das kleine Redaktionsgebäude der *Wrightsburg Gazette* lag um diese späte Stunde dunkel und verlassen da. Es gab weder eine Alarmanlage noch einen Nachtwächter, denn was hätte man der altehrwürdigen, jedoch im Abwärtstrend befindlichen *Gazette* außer Papier schon klauen können? Im journalistischen Tagesgeschäft blieb das Geld stets knapp, und der Inhaber der Zeitung sah nicht ein, dass er seine Dollars für den Schutz von Gegenständen vergeudete, die seiner Meinung nach keines Schutzes bedurften.

Das Schloss der Hintertür knarrte und öffnete sich. Eddie huschte in die Redaktionsräume und zog die Tür zu. Er flitzte zu dem kleinen, fensterlosen Zimmer hinter der Druckerei, schwang die Tür auf, leuchtete mit seiner Stablampe umher, sah in deren Schein die flachen Aktenschränke, die man übereinander gestapelt hatte, und las die an den Vorderseiten angebrachten Schildchen.

Er entdeckte das gesuchte Fach, zog es heraus, entnahm die altmodische Rolle Mikrofilm und setzte sich damit an eines der Lesegeräte an der Rückwand der Kammer. Er legte den Mikrofilm ein und schaltete die Beleuchtung des Lesegeräts ein. Eddie suchte ein bestimmtes Datum und fand daher schnell den Bericht, der ihn interessierte. Wie sich herausstellte, passte alles zusammen: die Gerüchte, die er im Laufe der vergangenen Jahre gehört hatte, all die winzigen Hinweise. Ihm kam eine neue Erkenntnis, als er sich an etwas erinnerte, das Chip Bailey ihm einmal erzählt hatte. Etwas Ähnliches hatte sich schon mal zugetragen, allerdings in einem anderen Bundesstaat.

Ja, jetzt fügte sich alles ineinander. Aber würde es jemand glauben?

Eddie legte die Filmrolle in den Aktenschrank zurück und wandte sich zum Gehen, als er plötzlich verharrte und kurz überlegte, wobei sich ein Schmunzeln auf sein Gesicht stahl. *Warum nicht?* Aus dem Stifthalter eines der Schreibtische nahm er einen Filzstift, ging damit zur Wand und schrieb vier große Buchstaben auf den Beton. Nicht, dass irgendwem die wahre Bedeutung ersichtlich werden konnte. Schließlich wollte er ja als Erster bei der Zielperson sein. Später, wenn alles vorüber war, sollten sie getrost kommen und hinter ihm aufräumen.

Einen Augenblick bewunderte er sein Werk; dann schlüpfte er hinaus. Sein Lieferwagen parkte anderthalb Kilometer entfernt auf einem Feldweg, an dem die Polizei mit Sicherheit keine Streife fuhr. Auf dem Rückweg zum Wagen hielt Eddie sich dicht am Waldrand.

Chip Bailey schreckte aus dem Schlaf und war im ersten Moment verwirrt, bevor er begriff, welches Geräusch er hörte: sein Handy. Er tastete umher, fand die Nachttischlampe seines kleinen Motelzimmers und nahm den Anruf entgegen. Polizeichef Williams war am Apparat. Seine Mitteilung fiel kurz aus, riss Bailey aber aus dem Halbschlaf.

Jemand hatte soeben bei der *Wrightsburg Gazette* eingebrochen. Und die Beschreibung des Einbrechers passte zu Eddie Battle. Die Polizei riegelte derzeit das ganze Viertel ab. Im Handumdrehen hatte Bailey sich angekleidet, schnallte das Halfter um und steckte die Waffe ein. Er lief zu seinem Wagen und schwang sich hinters Steuer.

Das Messer bohrte sich mit solcher Wucht in Baileys Brust, dass das Heft ihm das Brustbein prellte. Der sterbende FBI-Agent versuchte sich umzudrehen und einen Blick auf seinen Mörder zu werfen,

doch die Klinge hatte ihm das Herz fast durchschnitten. Er sank auf dem Sitz zusammen; sein Kopf kippte zur Seite.

Eddie erhob sich vom Rücksitz und ließ das Messer los. Auf dem Weg zum Lieferwagen war er an dem Motel vorbeigeschlendert. Als er auf dem Parkplatz Baileys Auto gesehen hatte, war ihm die Idee gekommen, es seinem alten Bekannten heimzuzahlen, dass dieser ihn vor Jahren »gerettet« hatte. Eine zweite Chance gab es vielleicht nie. Von einem Münztelefon hatte er Baileys Handy angerufen, dessen Nummer er kannte. Er hatte Williams' Stimme überzeugend genug nachgeahmt, dass der FBI-Agent in seiner Schlaftrunkenheit keinen Unterschied bemerkt hatte.

Das war ihn teuer zu stehen gekommen.

Tut mir Leid, Chip, du hast es vermässelt. Du warst sowieso kein so toller FBI-Agent. Ehrlich gesagt, warst du ein ziemlicher Versager, dafür aber umso anmaßender. Und du wärest gern mein Stiefvater geworden. Der Schotter hat doch eine gar zu starke Anziehungskraft, was, mein Freund? Mein alter Kumpel. Alter Junge.

Eddie stieg aus dem Auto. Eine halbe Stunde später, in deren Verlauf er abseits der Straße und außer Sichtweite blieb, gelangte er zu seinem Wagen. Nun war es Zeit, zu schlafen und neue Vorbereitungen zu treffen, um dann nach den Informationen zu handeln, die er in dieser Nacht gewonnen hatte.

»Es ist *sein* Messer«, sagte Williams im Haus der Battles zu King und Michelle. »Man hat seine Fingerabdrücke gefunden. Eddie wollte gar nicht verheimlichen, dass er es getan hat. Scheiße, wahrscheinlich ist er sogar stolz darauf.«

Chip Baileys Leiche war am Morgen von einem seiner Kollegen entdeckt worden. Der Tod des altbewährten FBI-Agenten hatte alle tief getroffen.

»Verdammt dreist von Eddie, sein Versteck zu verlassen und Chip auf diese Weise zu beseitigen«, sagte King.

»Ich bin mir nicht sicher, ob das der einzige Grund war«, entgegnete der Polizeichef. »Komm mit.«

Er fuhr mit den beiden zum Redaktionsgebäude der *Gazette* und zeigte ihnen, was Eddie an die Wand geschrieben hatte.

TEAT

King betrachtete die Buchstaben und sah dann Williams an. »Teat? Was soll damit gemeint sein? Ist das eine Abkürzung? Da steckt bestimmt Eddie dahinter. Oder ist es nur die Schmiererei eines Jugendlichen?«

»Tja, Gewissheit habe ich nicht. Klar, es sieht wie irgendein Gesudel aus. Aber die Redaktion der *Gazette* ist nicht allzu weit von dem Motel entfernt, wo Chip ermordet wurde.«

King ließ den Blick umherschweifen. »Was kann er hier gesucht haben?«

Michelle deutete auf die zahlreichen Fächer mit Mikrofilmen. »Vielleicht hatte er es auf Informationen abgesehen.«

»Das ist jede Menge Zeug, wenn man nicht weiß, worauf man beim Suchen achten muss«, sagte King. Mit besorgter Miene wandte er sich wieder an Williams. »Du solltest vorsichtig sein, Todd.«

»Ich habe nicht vor, mich abstechen zu lassen. Ich trag 'ne schuss- und stichfeste Schutzweste. Hätte Chip es doch auch getan.«

»Vielleicht dachte er, ihm könnte so was nicht passieren«, meinte Michelle. »Oder er war zu stolz.«

»Oder er dachte, Eddie wäre wirklich sein Freund«, sagte Williams.

»Schöner Freund«, brummte King. »Wie geht's mit der Fahndung voran?«

»Man könnte meinen, inzwischen hat praktisch jeder Eddie gesehen, so viele Anrufe sind schon eingegangen. Er ist drei Meter achtzig groß und hat Krallen wie ein Bär, und aus seinem blutverkrusteten Rachen hängen Leichenteile. Ich schwöre bei allen Heiligen, ich weiß nicht, wie in diesem Land noch irgendwer überführt werden soll.«

»Wir brauchen nur eine entscheidende Spur«, rief Michelle ihm in Erinnerung.

»Vielleicht sterbe ich an Altersschwäche, bevor wir die finden«, knurrte Williams.

Michelle blickte ihren Partner an. »Was meinst du, Sean?«

Müde schüttelte King den Kopf. »Nach allem, was geschehen ist, würde ich sagen, Eddie ist auf der Zielgeraden, und wir sind zurück auf Start.«

K A P I T E L 9 3

King war aus dem Heerlager um das Casa Battle geflohen und hatte mit Sylvia in deren Haus in Ruhe zu Abend gegessen. Auch hier stand ein Deputy auf Posten.

Sylvia spielte mit dem Reif an ihrem linken Handgelenk. »Was glaubst du, wo er sich verbirgt?«

King hob die Schultern. »Schwer zu sagen. Er kann fünfzehnhundert Kilometer weit weg sein, aber genauso gut fünf Meter.«

»Diese Brutalität«, sagte Sylvia und schüttelte den Kopf. »Er hat Jean Robinson den Schädel zertrümmert und dem Deputy die Luftröhre zerquetscht. Und bei Chip Bailey hat er mit solcher Gewalt zugestoßen, dass die Messerspitze die Wirbelsäule getroffen hat. Ganz davon zu schweigen, was mit Sally Wainwright und all den anderen Opfern geschehen ist. Obendrein hätte er fast auch dich umgebracht.«

»Aber nur fast«, sagte King.

Eddie schwamm auf der Stelle, indem er Wasser trat, und verschaffte sich einen Überblick. Es war genauso, wie er erwartet hatte: Das Bootshaus und der Anlegeplatz wurden nicht bewacht.

Mit regelmäßigen Schwimmstößen legte Eddie das restliche Stück bis zum Ufer zurück. In seinem schwarzen Schwimmanzug war er nahezu unsichtbar. Er erreichte die Schwimmleiter, kletterte aus dem Wasser, blieb stehen und lauschte. Aufmerksam beobachtete er die Umgebung, ehe er sich weiter vorwärts wagte. Er nahm den wasserdichten Beutel an sich, den er sich ans Bein gebunden hatte, holte die

Pistole heraus und warf einen Blick auf die Armbanduhr. Er musste sich beeilen. Lautlos konnte er seinen Weg nicht fortsetzen, doch in der Ferne hörte er bereits Donnergrollen: Ein schweres Unwetter mit Orkanböen zog heran – so, wie die Wetterfrösche es vorhergesagt hatten.

Eine vorteilhaftere Nacht hätte Eddie sich nicht wünschen können. Die Elemente schienen stets seine Freunde zu sein. Gut so, denn andere Freunde hatte er nicht.

Er ging zum Bootshaus, öffnete das Zahlenschloss, schob die Tür auf und trat ein. Im Innern trug er die Ausrüstung zusammen, die er brauchte, setzte den elektrisch betriebenen Lift in Betrieb und eilte zurück ins Freie, die Fernbedienung in der Hand.

Der Lift ließ das FasTech-Schnellboot zu Wasser. Vor seiner Festnahme hatte Eddie die Weitsicht gehabt, dafür zu sorgen, dass das Boot einsatzbereit gemacht wurde. Der Händler, der es seinem Vater verkauft hatte, hatte behauptet, es sei eins der schnellsten Wasserfahrzeuge auf dem See, wenn nicht das schnellste überhaupt. Und es war gut möglich, dass Eddie auf jeden Knoten Geschwindigkeit angewiesen war.

Er schwang sich ins Cockpit. Als das Boot mit dem gesamten Rumpf im Wasser lag, drückte er auf der Lift-Fernbedienung die Stopptaste. Am See wurde es wieder still. Die Scheinwerfer wollte Eddie, falls überhaupt, erst weit draußen auf dem Wasser einschalten. Es war ein Glück, dass in seiner Familie außer ihm niemand großes Interesse an Booten hatte. Deshalb stand nicht zu befürchten, dass um diese Stunde jemand am Bootshaus erschien.

Eddie wartete, bis das Unwetter herangezogen war. Im Krachens des Donners warf er die beiden Mercury-Motoren an. Tausend PS erwachten zum Leben. Eddie nahm Gas weg, und das Boot tuckerte vor-

wärts. Er drehte den Bug in die Richtung, in der sich die Ausfahrt aus der Bucht befand, drückte den Gashebel nach vorn und lenkte das FasTech mit etwa zehn Knoten Geschwindigkeit vom Bootshaus fort. Er spürte, wie der Rumpf leicht bebte, als würden die Mercury-Motoren ungeduldig darauf warten, endlich ihre gewaltige Kraft entfalten zu können und jeden Konkurrenten abzuhängen. Eddie tätschelte das Armaturenbrett. *Das kommt später, ich verspreche es.*

Als er in eine freie Fahrrinne gelangte, schaltete er auf halbe Kraft, und die Geschwindigkeit erhöhte sich atemberaubend schnell auf fünfunddreißig Knoten, ein Tempo, das den Motoren merklich besser gefiel. Den Blick auf den GPS-Farbbildschirm in der Mitte des Armaturenbretts gerichtet, steuerte Eddie das Boot auf 150 Grad Südost. Andere Fahrzeuge verkehrten derzeit nicht auf dem See, den Eddie in- und auswendig kannte. Die Fahrrinnen waren mit Leuchtbojen gut sichtbar markiert; an roten Bojen leuchteten gerade Zahlen flussaufwärts, während grüne Bojen mit ungeraden Zahlen flussabwärts strahlten. Untiefen hatte man mit grellweißen Leuchtbojen gekennzeichnet. Doch Eddie wusste ohnehin, wo er sich befand. In Schwierigkeiten könnte er nur in Buchten geraten, in denen Untiefen nicht immer markiert waren und das Ufer unregelmäßige Landspitzen bildete. Aber sein Vater hatte für das FasTech zusätzlich ein Radargerät angeschafft; deshalb bestand kein Grund zu der Sorge, irgendwo auf Grund zu laufen. *Gut gemacht, Dad. Dafür bin ich dir wirklich zu Dank verpflichtet, du alter Drecksack.*

Eddie ließ die Scheinwerfer aus, erhöhte aber die Geschwindigkeit auf fünfzig Knoten. Abwechselnd spähte er über den Bug nach vorn und blickte auf den GPS-Monitor. Inzwischen liefen die Motoren rund, und der Rumpf zitterte nicht mehr. Obwohl das Gewitter nun heftig tobte, hielt Eddie das Boot mit steter Fahrt gleichmäßig auf

Kurs. Er schaltete das Hochfrequenz-Funkgerät ein und hörte sich den Wetterbericht an. Man forderte die Fahrer sämtlicher kleinen Wasserfahrzeuge zur Umkehr ans Ufer auf und empfahl den Leuten, die Schotten dichtzumachen.

Hab Dank, lieber Gott. Nun hatte Eddie seine Einmannshow. Nach Erreichen der Hauptfahrrinne wechselte er den Kurs nach Südwesten. Auf dem Wasser war der Weg gar nicht so weit. Mit dem Auto brauchte man länger; deshalb hatte er ja das Boot genommen. Außerdem waren auf den Straßen ganze Kolonnen von Streifenwagen unterwegs. Auf dem See dagegen gab es nur ein Polizeiboot, das ausschließlich am Wochenende zum Einsatz kam, wenn der meiste Freizeitbetrieb herrschte. In dieser Nacht kam ihm bestimmt keiner in die Quere.

Eddie stand am Steuerrad, ließ sich den Wind ins Gesicht peitschen und in seinen Haaren zerren. Der Wind schwoll an; die Wellen wurden höher. Gischt krönte die dunklen Wogen, doch das FasTech teilte unbeeindruckt die Fluten. Eddie blickte zum unheilvoll düsteren Himmel hinauf. Er hatte sich immer gern im Freien aufgehalten: Reiten, Soldat spielen, unter dem weiten Himmel kampieren, atemberaubende Sonnenuntergänge malen, Jagen, Fischen, Einsichten gewinnen, wie eines mit dem anderen harmonierte, wie sich eines vom anderen ernährte...

Nun aber bewegte sich alles dem Ende entgegen. Heute unternahm er seine letzte Spritztour. Es überraschte ihn, wie schnell der Schlusspunkt heranrückte. Er war gesund und kräftig; dennoch endete sein Leben mit knapp vierzig Jahren. Doch wenn es vorbei war, hatte er alles verwirklicht, was ihm etwas bedeutete. Wie viele Menschen konnten das von sich behaupten? Er hatte sein Leben zu seinen eigen-

en Bedingungen geführt, nicht nach denen seines Vaters, den Wünschen seiner Mutter oder dem Willen irgendeines anderen.

Das war die Lüge, die Eddie sich jeden Tag selbst auftrichtete.

Er stieß den Gashebel ganz nach vorn. Die Motoren brüllten auf, und das Boot beschleunigte auf über siebzig Seemeilen. Die Hügel, die den von Menschen geschaffenen See säumten, schienen nur so vorüberzusausen, und die Bäume, die auf den Anhöhen wuchsen, waren stumme Zeugen für Eddies letztes Hurra. *Angriff von Eddie Lee Battle und seiner getreuen Brigade.* Großer Gott, er war ganz und gar in seinem Element!

»Und von neuem in die Bresche geworfen!«, rief er in den finsternen, vom Flackern der Blitze durchzuckten Himmel, als der Regen einsetzte, und leckte sich die Tropfen vom Gesicht. »Die größte Tugend eines Mannes ist der Mut des Einen gegen alle!«, rief er die schwülstigen Worte eines Dichters der Bürgerkriegszeit, der wahrscheinlich nie eine Muskete geschultert hatte. »Wenn die Welt am dunkelsten ist, erscheint uns Licht, und sei es nur aus dem Pulsschlag eines lebendigen Herzens!« Wie auf ein Stichwort krachten Donnerschläge, und als das Gewitter seine ganze Kraft entfaltete, gleißte ein Milliarden Watt heller Blitz.

Das Heulen der Mercury-Motoren wetteiferte mit dem Tosen des Unwetters. Das dahinjagende Boot erzeugte eine riesige Bugwelle, doch die Fahrt blieb gleichmäßig, sicher und ruhig – ruhiger als Eddie selbst. Fast drei Viertel des elf Meter langen Rumpfes jagten *über* dem Wasser dahin, durchschnitt die fast meterhohen Wogen. Das Schnellboot erschien Eddie wie ein gewaltiges Projektil. Niemand konnte ihn einholen.

Niemand!

K A P I T E L 94

Im Casa Battle stapfte Michelle in ihrem Zimmer auf und ab wie ein eingesperrtes Tier, das verzweifelt nach einer Lücke sucht, um in die Freiheit zu entfliehen. King war zum Abendessen bei Sylvia. Michelle war nicht eingeladen worden. Aber sollte sie das wundern?

Schließlich verließ sie das Zimmer, eilte die Haupttreppe hinunter, indem sie immer zwei Stufen auf einmal nahm, und betrat den Salon. Sie hatte Remmy den ganzen Tag nicht gesehen. Und Dorothea schlief wahrscheinlich, wie so oft in letzter Zeit. Wer hätte es ihr verübeln können? Sie war finanziell ruiniert, hatte ein Drogenproblem, man verdächtigte sie noch immer, Kyle Montgomery ermordet zu haben, und ihr Ehemann hatte sich als irrer Serienmörder erwiesen, der sich auf der Flucht befand.

Michelle blieb stehen, als sie Savannah über den Flur gehen sah. Die junge Frau kleidete sich nicht mehr nach dem Vorbild ihrer Mutter; vielleicht schwand Remmys bislang so unantastbare Autorität. Stattdessen trug Savannah eine tief sitzende Jeans, die den oberen Rand ihres schwarzen Tangas frei ließ, und ein kurzes Top, aber keine Schuhe; die Zehennägel hatte sie in Bratapfelrot lackiert.

Als sie Michelle bemerkte, hob sie verdutzt den Blick, als wäre sie sich gar nicht bewusst, dass sie schon seit Tagen im selben Haus mit ihr wohnte.

»Wie geht's?«, fragte Michelle.

Savannah zog ein misstrauisches Gesicht. »Einfach toll. Vater tot, Schwägerin zerrüttet, Mutter fix und fertig, Bruder ein Serienmörder. Und wie geht es Ihnen?«

»Entschuldigung, war eine blöde Frage.«

»Schon gut. Es ist ja nicht so, dass Sie es in letzter Zeit leicht gehabt hätten.«

»Im Vergleich zu Ihrer Familie hat es vermutlich jeder auf Erden in letzter Zeit leicht gehabt«, erwiderte Michelle. »Ich wollte mir Kaffee aufbrühen. Möchten Sie auch welchen?«

Savannah zögerte, bevor sie antwortete. »Klar, ich hab nichts Besonderes vor.«

Die beiden Frauen nahmen im Salon Platz.

Michelle blickte aus dem Fenster; draußen prasselten soeben die ersten Regentropfen gegen die Scheibe. »Hört sich an, als würde ein Unwetter aufziehen«, sagte sie. »Hoffentlich ist Sean bald wieder da.«

»Ist er bei Sylvia?«

»Ja, zum Abendessen.«

»Schlafen Sie beide miteinander?«

Bei dieser unverblühten Frage zuckte Michelle zusammen. »Sylvia und ich?«, scherzte sie.

»Sie wissen, wen ich meine.«

»Nein, tun wir nicht. Nicht, dass es Sie etwas angehe.«

»Wäre Sean mein Kollege, würde ich mit ihm schlafen.«

»Das wäre schön für Sie persönlich, aber einer guten Zusammenarbeit wär's abträglich.«

»Sie haben ihn doch gern, oder?«

»Ja, und ich respektiere ihn. Und ich bin froh, dass wir Geschäftspartner sind.«

»Und sonst nichts?«

»Wieso interessieren Sie sich so dafür?«

»Weil ich wohl niemals erleben werde, dass ich einen mir teuren und lieben Menschen habe.«

»Unsinn, Savannah. Sie sind jung, schön und reich. Sie können sich jeden Mann Ihrer Wahl aussuchen.«

Savannah seufzte tief. »Nein, so kommt es nicht.«

Aufmerksam musterte Michelle sie. »Was soll diese Mitleidsnummer?«

Unerwartet fuhr Savannah aus der Haut. »Mitleidsnummer? Was soll denn werden, wenn ich so wahnsinnig bin wie der Rest der Familie? Mein Vater war übergeschnappt. Mein Bruder ist ein Mörder. Inzwischen weiß ich, dass mein anderer Bruder Syphilis hatte. Meine Mutter ist eine alte Hexe. Sogar meine Schwägerin hat einen an der Waffel. Es ist wie eine Seuche. Kommt man mit den Battles in Kontakt, ist man verloren. Unter solchen Voraussetzungen habe ich keine Chance.« Sie zerschmetterte die Kaffeetasse auf dem Fußboden, krümmte sich zusammen und schluchzte.

Michelle zögerte, nahm Savannah dann aber fest in die Arme und redete besänftigend auf sie ein. Während draußen das Unwetter tobte, verebbte Savannahs Schluchzen allmählich, und sie klammerte sich an Michelle, als wäre sie die einzige Freundin, die sie jemals gehabt hatte und jemals haben würde.

Eigentlich wollte Michelle nichts anderes, als aus diesem Haus verschwinden, wollte sich Eddie zum Kampf stellen, statt noch länger im Casa Battle herumzutrödeln. Und doch blieb sie und hielt Savannah in den Armen, als wäre sie ihre kleine Schwester. Doch insgeheim dankte sie dem Himmel, dass dem nicht so war. Denn wer wusste, ob Savannah nicht mit allem, was sie eben gesagt hatte, Recht hatte? Vielleicht waren die Battles tatsächlich verflucht.

K A P I T E L 9 5

»Das war ein wunderschöner Abend, Sean.«

King und Sylvia saßen in dem kleinen, verglasten Innenhof neben der Küche und blickten den dunklen Unwetterwolken entgegen, die rasch näher kamen.

»Ich schaue mir gern Gewitter über dem See an«, sagte Sylvia. »Tagüber ist es noch schöner, weil man die dunklen Wolken dann über dem Bergkamm heranziehen sieht.«

Sie drehte den Kopf und sah, dass King sie anschaute. »Was ist?«

»Ich habe gerade gedacht, dass ich hier etwas viel Reizvolleres sehe als das Unwetter, und es sitzt gleich neben mir.«

Sie lächelte. »Ist das eine deiner eingeübten Schmeicheleien aus der College-Zeit?«

»Ja, aber der große Unterschied ist, dass ich es dieses Mal ernst meine.«

Sie rückten näher zusammen. King legte einen Arm um ihre Schultern, und sie bettete den Kopf an seiner Brust.

»Es ist zur Abwechslung mal richtig nett, wenn jemand sich um einen kümmert«, murmelte Sylvia.

»Ihr zwei gebt ein niedliches Paar ab.«

Sylvia stieß einen gellenden Schrei aus und sprang auf. King erhob sich halb von der Couch, ehe er einsah, dass er angesichts der auf ihn gerichteten Waffe keine Chance hatte. Er setzte sich wieder.

Am Türrahmen lehnte Eddie Battle in einem nass glänzenden Schwimmanzug und zielte mit der Waffe erst auf King, dann auf Sylvia. Der Laserzielpunkt huschte zwischen ihren Oberkörpern hin und her.

»Ich würde glatt ein Foto von euch Turteltauben machen, hätte ich eine Kamera dabei.«

»Verdammt, was wollen Sie, Eddie?«

»Was ich will, Sean?«

Als Eddie den Innenhof betrat, schützte King Sylvia mit dem Körper.

»Ich mag Sie, Sean, wirklich. Ich bin nicht sauer auf Sie, weil Sie es waren, der mich überlistet hat. Wir haben einen netten kleinen Zweikampf der Gehirne ausgetragen. Ich hatte mir schon gedacht, dass nur Sie in Frage kämen. Deshalb habe ich versucht, auf Ihrem Hausboot Sie und Michelle aus dem Weg zu räumen.«

»Warum ersparen Sie uns nicht eine Menge Aufwand und stellen sich der Polizei? Gleich vor der Haustür steht ein Deputy.«

»Nein«, berichtigte Eddie. »Er sitzt vor der Zufahrt in seinem Streifenwagen. Solange das Gewitter tobt, kann ich Sie beide erschießen und danach eine Party feiern, ohne dass der Bursche etwas merkt.«

»Na schön, und wohin führt das Ganze?«

»Es führt dahin, dass Sie mich begleiten. Wir machen einen Ausflug auf den See.«

Langsam senkte King eine Hand und presste sie auf die Seitentasche seines Jacketts, in der sich sein neues Handy befand.

»Auf den See?«, fragte Sylvia. »Bei dem Gewitter ist das Selbstmord!«

Durch den Stoff spürte King das Tastenfeld. *Beschäftige ihn, Sylvia. Lenk ihn ab.*

»Und über den See können Sie nirgendwohin fliehen«, fügte Sylvia hinzu, als hätte sie Kings Gedanken gelesen.

»Ich will nicht fliehen«, sagte Eddie. »Diese Absicht habe ich schon lange aufgegeben.«

King drückte hastig die Kurzwahl-Rufnummer und betätigte die Anruftaste.

»Verflucht noch mal, Eddie, das ist doch Wahnsinn«, rief er, als er hörte, dass ein »Hallo?« aus dem Handy drang. »Was soll das? Verlegen Sie sich jetzt auf Entführungen?«

»Ja, ich bin es leid, immer nur zu morden. Gehen wir.«

»Wir steigen nicht in Ihr Boot. Basta.«

Eddie richtete das Laserzielgerät auf Sylvias Stirn. »Dann erschieße ich sie gleich hier an Ort und Stelle. Sie haben es in der Hand, Sean. Mir ist es wirklich scheißegal.«

»Es genügt doch«, sagte King, »wenn ich Sie begleite.«

»Mein Plan sieht es aber anders vor, alter Freund. Sie kommen *beide* mit.«

»Wollen Sie uns nicht sagen, wohin?«

»Und die Überraschung verderben?« In diesen schrecklichen Augenblicken sahen King und Sylvia sich der Kaltblütigkeit eines Mannes gegenüber, der neun Menschen ermordet hatte. »Vorwärts, und zwar sofort!«

Michelle war in Eddies Atelier gegangen, nachdem sie Savannah wieder sich selbst überlassen hatte, um sich dort ein letztes Mal umzuschauen. Natürlich glaubte sie nicht, dass der Flüchtige in der Nähe seines Wohnsitzes lauerte; hier wimmelte es von bewaffneter Polizei, und Eddie war kein Dummkopf. Doch während Michelle sich nun Bild um Bild ansah, drängte sich ihr die Frage auf, wie Eddie

solch schöne Gemälde geschaffen haben konnte. Es erschien ihr unmöglich, dass ein und derselbe Geist zugleich einem begabten Künstler und irren Mörder gehörte. Michelle erschauerte, als sie daran dachte, dass sie sogar etwas für Eddie empfunden hatte. Was sagte das über ihr Urteilsvermögen aus? Über ihre Wahrnehmung anderer Menschen? Konnte sie jemals wieder ihrem Gespür trauen? Diese Gedanken schlugen ihr auf den Magen. Mit einem Mal verspürte sie Schwindel und Übelkeit; sie stützte die Unterarme auf die Knie und kämpfte gegen das Verlangen, sich einfach auf den Boden sinken zu lassen.

Wie konnte ich nur so blind sein?

Doch sie wusste, was für einige der berüchtigtsten Mörder der Weltgeschichte galt: Dass sie nicht wie Killer aussahen und auch keine Verhaltensauffälligkeiten zeigten. Dass sie charmant und humorvoll waren; Menschen, die man spontan gern mochte. Das war der furchterregendste Aspekt. *Sie sind Menschen wie du und ich.*

Michelle richtete sich auf, als ihr Handy läutete. Sie meldete sich, erhielt aber keine Antwort. Doch plötzlich hörte sie Kings Stimme etwas rufen. Obwohl sie nur ein einziges Wort verstand, fuhr es ihr durch Mark und Bein.

»Eddie!«

Während Michelle ins Handy lauschte und sich darüber klar zu werden versuchte, was am anderen Ende der Verbindung geschah, sah sie sich um, bemerkte neben einer Staffelei ein Telefon und rief sofort Todd Williams an.

»Um Gottes willen!«, stieß Williams hervor, als Michelle geendet hatte. »Aber Sean wurde doch von einem Deputy begleitet.«

»Der Mann kann längst tot sein.«

»Bin schon unterwegs.«

»Ich auch.«

Michelle hielt das Handy ans Ohr gedrückt, während sie zurück zum Casa Battle eilte. Sie stürmte in ihr Zimmer, griff sich die Autoschlüssel und rannte ins Freie. Gerade wollte sie in den Kleintransporter steigen, als sie verharnte und noch einmal ins Haus eilte. Sie lief zu Savannahs Zimmer und riss die Tür auf. Savannah lag auf dem Bett. Sie schreckte auf, als Michelle hineinstürzte. Michelle bedeckte das Mikro ihres Handys mit der Hand, damit Eddie nichts hören konnte.

»Mein Gott, was ist los?«, rief Savannah.

»Ich brauche Ihr Handy.«

»Was?«

»Geben Sie mir Ihr Scheißhandy!«

Gleich darauf schwang sich Michelle, das eigene Handy noch immer ans Ohr gedrückt, in ihren Wagen und lauschte angestrengt, um vielleicht zu erfahren, wo Sean sich befand. Plötzlich war von einem Boot die Rede. Sean fragte Eddie, wohin es gehen sollte. Michelle verstand die Worte ganz deutlich.

Sie tippte auf Savannahs Handy die Nummer von Todd Williams ein.

»Sie sind mit einem Boot auf den See gefahren, Todd.«

»Mit einem Boot? Woher hat Eddie ein Boot, zum Henker?«

»Die Battles haben welche. Darunter ein Schnellboot.«

»Scheiße!«

»Haben Sie ein Motorboot verfügbar, Todd?«

»Nein«, antwortete Williams. »Soviel ich weiß, hat der Jagd- und Angelverein eins, aber ich habe keine Ahnung, wo es im Moment liegt.«

»Wie schnell können Sie am Bootshaus sein?«

»In ungefähr zehn Minuten.«

»Versuchen Sie's in fünf. Es ist ein ziemliches Stück, aber Sie können einen Golfplatz-Elektrowagen benutzen. Der Weg ist beleuchtet und beschildert.«

»Und Sie, Michelle?«

»Was soll mit mir sein?«

»Brauchen Sie diesen Golfwagen nicht?«

»Zu Fuß bin ich schneller. Und nun hören Sie mir ganz genau zu. Unterwegs müssen Sie diesen Angelverein kontaktieren, das Boot beschlagnahmen und Bewaffnete auf den See schicken. Und lassen Sie sämtliche Straßen sperren, die Verbindung zum See haben. Verständigen Sie das FBI und die State Police. Die sollen schleunigst einen Hubschrauber mit Scheinwerfern einsetzen. Und sie sollen ein SWAT-Team ausrücken lassen. Außerdem brauchen wir Scharfschützen.«

»Das wird seine Zeit dauern, Michelle.«

»Wir haben aber keine Zeit, also reden Sie Klartext mit denen!«

»Der See hat über achthundert Kilometer Ufer...«

»Danke für die lehrreichen Informationen. Und jetzt beeilen Sie sich!«

Michelle unterbrach die Verbindung, sprang aus dem Wagen und rannte den beleuchteten Fußweg hinunter zum Bootshaus. Ständig lauschte sie ins Handy, um weitere Informationen aufzuschnappen, doch jetzt ließ sich nur noch ein tiefes Dröhnen vernehmen. Wahrscheinlich übertönten die Bootsmotoren alle anderen Geräusche.

Michelle erreichte den Anlegeplatz und betätigte einen Kippschalter. Sofort war die gesamte Anlage in helles Licht getaucht. Im selben Augenblick zuckte ein greller, beinahe waagerechter Blitz über den

Horizont, gefolgt von einem dermaßen lauten Donnergrollen, dass Michelle sich die Hände auf die Ohren drückte.

Auf Anhieb bemerkte sie die leere Schlipp. »Scheiße, er hat das Schnellboot!«, stieß sie hervor. Noch einmal rief sie den Polizeichef an. »Todd, er hat ein FasTech. Elf Meter Länge, mit rotem...«

»Ich kenne das Modell. Haben Sie eine Vorstellung, was für Motoren der Kahn hat?«

»Ja. Zwei Mercurys mit je fünfhundert PS. Wenn Sie in drei Minuten nicht hier sind, lege ich ohne Sie ab.« Sie beendete das Telefonat.

Und was nun, fragte sie sich selbst, während sie von Schlipp zu Schlipp eilte. Die Sea-Doos waren leicht und schnell, hatten aber keine Scheinwerfer; außerdem konnte Michelle sich Todd Williams nicht auf dem Rücksitz vorstellen, während sie ein solches Gefährt steuerte, und dass Todd ein Sea-Doo lenken konnte, war nicht anzunehmen.

Michelle blieb vor der Schlipp mit dem großen Sea-Ray-Cruiser stehen. Was die Geschwindigkeit anging, konnte er es mit dem Schnellboot nicht aufnehmen, doch es war ein großes Boot mit starken Maschinen, und mehr benötigte sie im Augenblick nicht. Sie öffnete das Türschloss am Bootshaus, machte die Schlüssel des Sea Ray und die Lift-Fernbedienung ausfindig und schickte sich an, das Boot zu Wasser zu lassen.

Ein paar Minuten später kam Todd Williams auf dem Golfwagen. Er schnappte sich eine Schwimmweste und kletterte an Bord.

»Ich hab alles im Griff. Der Verein setzt sein Boot ab Haley Point Bridge ein, rund dreißig Kilometer flussaufwärts von hier. Das FBI und die State Police bringen Hubschrauber und Scharfschützen zum

Einsatz, so schnell es geht. An sämtlichen Zufahrten zum See habe ich Straßensperren errichten lassen.«

»Sehr gut. Und nun übernehmen Sie das hier und lauschen Sie aufmerksam. Vielleicht gibt Sean uns irgendwelche Hinweise auf seinen Aufenthaltsort.« Williams nahm das Handy und hielt es sich ans Ohr.

Michelle ließ den Motor an und legte den Rückwärtsgang ein. Das Boot bewegte sich so schnell aus der Schlipp, dass Williams gegen das Schanzkleid kippte und beinahe über Bord fiel.

»Verdammt!«, fluchte er und rappelte sich auf. »Wissen Sie wirklich, wie man den Kahn bedient? Der ist kein lausiges Ruderboot.«

»Ich lerne schnell. Sagen Sie mir lieber, wie weit Sylvias Haus ungefähr entfernt ist, und nennen Sie mir den Kompasskurs.«

Todd nannte ihr seine beste Schätzung, und Michelle überschlug im Kopf rasch Zeit, Entfernung und Kurs. Während ihrer Dienstzeit beim Secret Service war sie eine gute Bootsfahrerinnen geworden, die alle Arten von Wasserfahrzeugen beherrschte, angefangen bei ultraschnellen Rennbooten, mit dem sie einmal einen Ex-Präsidenten mit einer Vorliebe für halsbrecherische Geschwindigkeiten auf dem Wasser geschützt hatte, bis hin zu harmlosen Kajaks, in denen als Passagiere die Enkel des besagten Ex-Präsidenten saßen.

»Halten Sie sich fest!«

Michelle schwenkte den Bug in Richtung der schmalen Ausfahrtrinne und stieß den Gashebel bis zum Anschlag nach vorn. Zuerst ächzte das große Sea Ray, als müsste es noch zu sich kommen. Dann aber wühlten die Schrauben kraftvoll das Wasser auf und versprühten nach allen Seiten Gischt. Der Bug richtete sich auf, als machte ein wilder Junghengst Anstalten, seinen Reiter aus dem Sattel zu werfen; im nächsten Moment schoss das Boot vorwärts. Binnen weniger

Sekunden befand es sich in voller Fahrt und jagte mit vierzig Knoten über den See. Michelle lenkte es geradewegs in den Rachen des nahen Unwetters, ohne zu wissen, wohin der Weg sie führte.

K A P I T E L 9 6

»Kommen Sie, Eddie, rücken Sie schon damit raus. Wohin bringen Sie uns?«, rief King über das Lärmen der beiden Mercury-Motoren und des Unwetters hinweg.

Mit Angelschnur an Händen und Füßen gefesselt, lag er neben dem Kapitänssessel auf dem Deck. Sylvia, auf ähnliche Weise gefesselt, saß auf der Heck-Sitzbank. Eddie steuerte das Boot im Stehen; sein dichtes Haar stob im Wind.

»Wozu die Neugier? Wir sind auf einer Fahrt ohne Wiederkehr.«

»Warum wollen Sie uns umbringen? Sie sind mit Ihrer Liste durch. Sie haben jeden erwischt, auf den Sie es abgesehen hatten.«

»Nicht jeden, alter Freund. Übrigens habe ich die Wette gewonnen.«

»Welche Wette?«

»Bei meiner Festnahme haben Sie behauptet, es wäre aus, und ich habe erwidert, das sei nicht der Fall.«

»Herzlichen Glückwunsch.«

Eddie wechselte den Kurs nach Osten und kreuzte eine hohe Welle, die das Schnellboot merklich ins Schlingern brachte. King stieß mit dem Kopf gegen die Glasfaser-Verkleidung.

»Wenn Sie nicht langsamer fahren, werden wir alle dran glauben, bevor Sie Ihr Ziel erreichen.«

Statt auf die Warnung zu hören, drückte Eddie den Gashebel erneut nach vorn.

»Eddie, bitte«, rief Sylvia ihm von hinten zu.

»Halt's Maul!«

»Eddie...«, sagte sie ein zweites Mal.

Eddie wandte sich um und feuerte eine Kugel dicht an Sylvias linkem Ohr vorbei. Sie schrie auf und warf sich aufs Deck.

Mit ohrenbetäubendem Krachen fuhr ein Blitz in einen Baum auf einer kleinen Insel, als das Boot daran vorbeijagte. Die Eiche zerbarst. Glühendes Holz hagelte aufs Wasser. Diesmal war der Donnerschlag viel lauter als das Dröhnen der Mercury-Motoren.

King schob sich vorwärts. Wegen der Fesseln hatte er keine Chance, sich mit einem körperlich so starken Mann wie Eddie anlegen zu können. Selbst in einem fairen Kampf hätte King wahrscheinlich den Kürzeren gezogen. Er schaute sich nach Sylvia um. Sie lag noch auf dem Deck. Er sah, dass sie schluchzte. Endlich gelang es ihm, sich aufzusetzen. Er rutschte zur Seite und schaffte es zu guter Letzt, sich auf den Sitz neben Eddie zu schwingen.

Eddie schaute ihn an und lächelte. »Gefällt Ihnen die Aussicht?«

King spähte ins Dunkel. Kurz darauf passierten sie eine ihm bekannte Landmarke, ein fünfstöckiges Gebäude mit Luxus-Eigentumswohnungen, das man auf einer bis an die Hauptfahrrinne des Sees ragenden Landzunge erbaut hatte. »Sieht mir so aus, als führen wir nach Osten, zum Wehr«, rief King. Er hoffte, dass die Handy-Verbindung zu Michelle noch stand. Wenn nicht, konnte er den Anruf nicht entgegennehmen, falls Michelle ihn zurückzurufen versuchte, und außerdem hätte ihn das Klingeln sowieso verraten.

»Östlich zum Wehr?«, rief er noch lauter.

»Sie kennen den See, das muss ich Ihnen lassen«, lobte Eddie.

»Ich weiß, warum Sie alle diese Menschen ermordet haben, Eddie.«

»Nein, das wissen Sie nicht.«

»Ich habe mir auf alles einen Reim gemacht. Tyler, Canney, Junior, Sally. Und nur zur Ablenkung Diane Hinson und Janice Pembroke.

Es gab da eine Minute Abweichung, nicht wahr? Einen *Tick* Abweichung.«

»Einen Scheiß wissen Sie.«

»Ihr Vater war ein schrecklicher Mensch, Eddie. Mir ist klar, dass Sie von ihm zu diesen Taten getrieben worden sind. Seinetwegen haben Sie getötet, wegen all der schlimmen Dinge, die er Ihrer Mutter und Ihrem Bruder angetan hat.«

Eddie setzte King die Pistole an den Kopf. »Sie wissen einen Dreck, weshalb ich es getan habe.«

King biss sich auf die Lippen und versuchte die Nerven zu behalten, obwohl es ihm unter den gegebenen Umständen wahrlich nicht leicht fiel. »Na schön, dann erklären Sie mir die Gründe.«

»Was soll das denn jetzt? Ich bin ein Psycho, klar? Wenn ich nicht auf dem elektrischen Stuhl gebraten werde, locht man mich ein und wirft den Schlüssel weg. Soll mir doch jemand in meiner Zelle im Schlaf den Bauch aufschlitzen. Dann kann endlich jeder aufatmen. Kein Eddie mehr. Was für eine Erleichterung. Kein Eddie mehr, und die Welt dreht sich weiter wie zuvor.« Er musterte King und grinste. »Wenn *Sie* tot sind, werden bestimmt viele Leute um Sie trauern. Ich habe niemanden.«

»Und Dorothea?«

»Na gut, von mir aus.«

»Auch Remmy würde um Sie trauern.«

»Glauben Sie?«

»Sie nicht?«

Eddie schüttelte den Kopf. »Lassen Sie uns das nicht vertiefen.«

»Erklären Sie mir die Sache mit Steve Canney.«

»Was gibt's da viel zu reden?«

»Sie sind ein Mann mit Ehrgefühl, Eddie. Sie hätten vor hundertfünfzig Jahren leben sollen. Also gewähren Sie einem Todgeweihten seinen letzten Wunsch. Reden Sie ein bisschen mit mir.«

Wieder lächelte Eddie. »Na schön, was soll's. Ich war gerade vom College nach Hause gekommen. Meine Eltern waren außer Haus. Savannah war erst zwei Jahre alt, aber Vater war sie damals schon leid. Ich wusste, dass der Lump es wieder mit anderen Frauen trieb. Ich bin ihm gefolgt und habe ihn zusammen mit Canneys Ehefrau gesehen. Nachdem sie ihren Sohn geboren hatte, bin ich in die Klinik eingebrochen und hab mir die Unterlagen über die Blutgruppen angesehen. Roger Canney war nicht der Erzeuger. Aber ich kannte den Vater genau.«

»Ist Savannah denn Bobbys und Remmys Kind?«

»O ja. Ich glaube, Vater befürchtete, dass Remmy sich diesmal wirklich von ihm scheiden ließe. Da wurde sie ganz plötzlich schwanger. Man müsste Remmy mal fragen, ob die Zeugung einvernehmlich stattfand oder nicht.«

»Warum haben sie nicht einfach die Scheidung eingereicht?«

»Bobby Battle, von seiner Frau verlassen? So was konnte einer wie er unmöglich dulden. Er hätte es als Versagen empfunden. Und der große Bobby Battle kannte kein Scheitern. Niemals.«

»Remmy hätte auch gegen seinen Willen die Scheidung betreiben können.«

»Vermutlich wollte sie es nicht.«

King überlegte sich gründlich, ob er die nächste Frage wirklich stellen sollte. Schließlich sagte er sich, dass sich ihm vielleicht nur diese eine Gelegenheit bot. Zudem musste er berücksichtigen, dass Sylvia und er umso länger am Leben blieben, je länger er Eddie zum Sprechen brachte. Vielleicht gelang es ihm ja noch, Eddie zu überre-

den, sie am Leben zu lassen. »Warum haben Sie den Jungen nicht getötet, Eddie? Den kleinen Tommy Robinson.«

»Weil ich mir sagte, dass der Junge mir die Sache leichter macht, wenn er den Verdacht auf seinen Alten lenkt.«

»Da konnten Sie doch gar nicht sicher sein.«

»Ich sah keinen Grund, den Jungen zu töten. Na und? Werde ich zum Vorbild aller Pfadfinder, bloß weil ich darauf verzichtet habe, irgendeinen Scheißbengel abzumurksen? Sie haben doch gesehen, was ich mit Sally angestellt habe. Und sie hatte mir nie was getan. Trotzdem hab ich ihr das Gesicht bis auf die Knochen zertrümmert.« Eddie senkte den Blick und zog den Gashebel zurück.

Das Gewitter wurde von Minute zu Minute heftiger, und selbst das Formula Fastech hatte nun Schwierigkeiten, die immer höheren Wellen zu durchpflügen. Formula baute einige der besten Motorboote der Welt, sodass King Grund zu der Hoffnung sah, dass die Glasfaser der Beanspruchung durch die tosenden Fluten widerstand. Doch von der Einäscherung trennte sie nur ein Blitzschlag, der den Treibstofftank entzünden konnte.

»Und Junior?«

»Wegen Junior habe ich mich echt beschissen gefühlt. Diese bescheuerte Sally... Warum hat sie keine Aussage gemacht? Mann, ich fand Junior sympathisch.«

»Er war dagegen, dass sie die Wahrheit sagte. Er wollte ihre Gefühle nicht verletzen.«

»Sehen Sie, da haben wir's. Es ist immer besser, bei der Wahrheit zu bleiben. Hätte sie sich daran gehalten, wären beide noch am Leben.« Eddie bewegte den Kopf hin und her, um die kräftigen Halsmuskeln zu lockern. »Sie haben auch schon Menschen getötet, Sean.«

»Nur wenn sie mich umbringen wollten.«

»Ich weiß. Ich wollte uns keineswegs in einen Topf werfen. Was haben Sie empfunden, unmittelbar bevor die Leute starben?«

Zuerst dachte King, Eddie redete leichtfertig daher, doch als er bemerkte, wie fest er den Blick in die Finsternis gerichtet hielt, verstand er plötzlich genau, wohin die Frage tatsächlich ging.

»Ich hatte das Gefühl, mit ihnen würde auch ein Teil von mir sterben.«

»Was das angeht, besteht zwischen uns beiden wohl ein großer Unterschied.«

»Sie hatten Vergnügen am Töten?«

»Nein. Ich will damit sagen, ich war schon tot, bevor ich mit dem Töten anfang.« Eddie spannte die Arme und schüttelte den Kopf, als wollte er trübe Gedanken verscheuchen. »Ich war nicht immer so wie heute. Ich habe keinem Menschen etwas Böses getan. Ich habe nicht zu denen gehört, die schon von Kindesbeinen an Tiere quälen und später ihren Hang zur Grausamkeit an Menschen austoben. Nie habe ich solchen Scheiß getrieben wie den, worüber Chip Bailey sich lang und breit ausgelassen hat.«

»Für einen gewöhnlichen Serienmörder habe ich Sie nie gehalten.«

»Wirklich nicht?« Eddie lächelte. »Ich hätte gern in der NFL gespielt. Gut genug war ich. Am College bin ich ein verdammt guter Spieler gewesen. Ich hätte Profi werden können. Na ja – vielleicht, vielleicht auch nicht. Ich war bärenstark, flink wie ein Windhund, und ich hasste das Verlieren. Mann, das Verlieren hat mich angekotzt! Aber es kam nicht zur Profikarriere. Das war mir vom Schicksal nicht bestimmt. Sie haben Recht. Ich bin zu spät geboren. Ich hätte besser ins neunzehnte Jahrhundert gepasst. Heutzutage bin ich nur ein auswegloser Sonderling.«

»Wann haben Sie die Wahrheit über Ihren Bruder herausgefunden?«

Eddies Blick maß King; dann schaute er zum Heck, wo Sylvia sich inzwischen wieder auf den Sitz gekauert hatte. »Warum fragen Sie danach?«, erkundigte er sich und richtete den Blick erneut auf King.

»Weil ich glaube, dass damit alles angefangen hat.«

»Ach? Sie bilden sich ein, nun komme ich Ihnen mit meinem großen Rechtfertigungsmonolog?«

»In Ihrer Lage würden die meisten Menschen darum flehen, sich rechtfertigen zu dürfen, sich zu verteidigen, eine Erklärung zu geben...«

»Ich bin anders als die meisten Menschen.«

»Wann haben Sie von der Syphilis erfahren?«

Eddie zog den Gashebel nochmals ein wenig zurück, und das FasTech verlangsamte auf dreißig Knoten, eine immer noch beachtliche Geschwindigkeit; zumindest blieben die Antriebsschrauben nach wie vor unter Wasser.

»Als ich neunzehn war«, antwortete Eddie leise und blickte wieder über den Bug in die Ferne, als stellte er über den Daumen gepeilte Berechnungen an. »Meine Eltern wussten nicht, dass ich alles herausgefunden hatte. Was die Todesursache angeht, haben sie mir nichts als Lügen aufgetischt. Aber ich kannte die Wahrheit. O ja, ich wusste über alles Bescheid. So einen Scheiß konnte mir keiner einreden.«

»Das war kurz vor dieser Entführungsgeschichte.«

Eddie lächelte. »Ich kann selbst nicht glauben, dass ich die Sache so viele Jahre lang geheim halten konnte. Vermutlich war Chip Bailey schwer überrascht.«

»Um es mild auszudrücken.« King schaute sich nach Sylvia um, doch sie blickte nur über das dunkle Wasser und zuckte bei jedem Blitz- und Donnerschlag zusammen. Der Seegang war so rau, dass King spürte, wie sein Abendessen zurück an die frische Luft wollte. Verbissen kämpfte er den Brechreiz nieder. »Haben Sie Ihren Vater jemals zur Rede gestellt?«

»Wie hätte jemand ihn zur Rede stellen dürfen? Er war doch der unvergleichliche Bobby Battle! Der Schweinehund war immer im Recht. Er konnte nicht mal dazu stehen, was er seinem eigenen Sohn angetan hatte. Und er machte sich an jede Nutte ran, die ihm über den Weg lief, schleppte zu Hause die Scheißkrankheit ein, die Bobby das Leben gekostet hat, und scherte sich um alles einen Dreck. Aber das hat mich nicht überrascht. Sein eigen Fleisch und Blut hat er auf dem Gewissen, und es hat ihn einen Scheiß gekümmert. Gehirnerweichung, Augen kaputt, Zahnfäule... Im letzten Lebensjahr hatte Bobby ständig Schmerzen, und ›ständig‹ können Sie wörtlich nehmen. Mir kam es vor, als hätte jemand mit Terpentin über ein wunderschönes Gemälde gewischt. Ich wusste, das ist noch Bobby, aber ich erkannte ihn nicht mehr.« Hektisch zwinkerten Eddies Lider. »O Mann, Tag für Tag musste ich mit ansehen, wie er verfiel. Als er richtig schwer krank war, sagte ich: Geht mit ihm zum Arzt. Verdammt noch mal, helft Bobby, so helft ihm doch. Aber sie taten nichts. Ich sei unreif, hieß es, ich könne das nicht verstehen. Aber ich hab gesehen, was los war, Mann, und dann hab ich alles genau durchschaut – bloß zu spät für Bobby.«

»Wie ich hörte, war Ihr Bruder trotz der Schmerzen, die er ertragen musste, ein wunderbarer Mensch.«

Plötzlich strahlte Eddie. »Sie hätten ihn erleben sollen, Sean. Ein richtig feiner Kerl. Er hatte alle Vorzüge, die mir fehlen. Ehe sein Ver-

stand den Bach runterging, war er blitzgescheit. Hat mir alles Mögliche beigebracht, hat mir geholfen und sich meiner angenommen. Er war eben mein großer Bruder. Es gab nichts, das wir nicht füreinander getan hätten. Was für eine tolle Zeit wir hatten...« King sah Tränen über Eddies Wangen rinnen und sich mit dem Regen vermischen. »Doch seine Krankheit wurde schlimmer. Irgendwann ist Mutter endlich mit ihm zu einem Facharzt gegangen. Sie hat mir aber nie erzählt, was der Mann gesagt hat. Jedenfalls wurde es immer noch schlimmer mit Bobby. Vier Tage nach unserem achtzehnten Geburtstag ist er gestorben. Vater war auf Geschäftsreise. Mutter hat das Sterbezimmer nicht betreten. Ich habe Bobby in den Armen gehalten, hab ihn an mich gedrückt, bis er starb, und noch danach wollte ich ihn nicht loslassen... Ich hab ihn festgehalten, bis man mich von ihm losgerissen hat.« Eddie schwieg einen Moment. »Bobby war der einzige Freund, den ich je hatte. Er war der einzige Mensch, von dem ich weiß, er hatte mich wirklich gern.«

»Sie sagten, das Verhalten Ihres Vaters wäre keine Überraschung für Sie gewesen«, sagte King. »Hat er denn noch mehr... solche Dinge getan?«

»Sie wollen wissen, warum ich nicht überrascht war? Sie wollen es wirklich wissen?«

Jetzt wirkte Eddie wie ein kleiner Junge, den es drängte, unbedingt ein lange gehütetes Geheimnis weiterzugeben.

»Ja.«

»Dass meine Mutter, meine liebe, stahlharte Mama, keinen Finger gerührt hat, um ihrem Sohn das Leben zu retten, ihrem eigenen Sohn, verdammt noch mal... Können Sie mir so was erklären?«

»Nein, Eddie. Ich verstehe es nicht.«

Eddie nahm einen tiefen Atemzug. »Ich auch nicht.« Er verringerte weiter das Tempo. »So, wir sind da.« Während das Boot langsamer wurde, blickte King sich erneut um, um festzustellen, wo sie sich befanden. Es war stockdunkel, und er hatte die Orientierung verloren, doch irgendetwas an der Umgebung kam ihm bekannt vor.

Aus einem wasserdichten Beutel holte Eddie ein Messer und richtete die Spitze auf King, der erschrocken zurückzuckte.

»Eddie, das wollen Sie doch nicht wirklich. Wir... wir können Ihnen Hilfe vermitteln.«

»Für mich gibt's keine Hilfe mehr, Sean, aber vielen Dank für das Angebot.«

»Bitte, Eddie, tun Sie es nicht«, rief Sylvia vom Heck.

Eddie sah sie an, grinste plötzlich und winkte sie zu sich. Als sie sich nicht von der Stelle rührte, zückte er von neuem die Pistole. »Die nächste Kugel kriegen Sie direkt in den Kopf, Doc. Also kommen Sie schon.«

Sylvia zitterte vor Furcht, als sie zu ihm humpelte. Eddie durchtrennte die Angelschnüre, mit denen er sie gefesselt hatte, schob sie die Stiege hinunter in die vordere Kabine und schloss hinter ihr die Tür. Dann setzte er die Klinge an Kings Fußfesseln und schnitt auch sie durch.

»Zum Heck mit Ihnen, Sean.« Um seiner Aufforderung Nachdruck zu verleihen, drückte Eddie ihm die Pistolenmündung in den Rücken.

»Was soll das werden, Eddie?«

»Der Kreis schließt sich, Mann. Steigen Sie aufs Schanzdeck und drehen Sie sich um.«

»Wollen Sie mich auf Deck erschießen, oder wenn ich im Wasser schwimme?«

Zur Antwort nahm Eddie das Messer, durchtrennte auch Kings Handfesseln und befreite ihn vollends. Argwöhnisch forschte King in Eddies Gesicht.

»Ich kapiere das nicht, Eddie.«

»Es ist ganz einfach. Sie sterben.« Unversehens stieß Eddie mit dem Unterarm gegen Kings Brust. Rücklings fiel King vom Schanzendeck und stürzte kopfüber ins Wasser.

Eddie sprang zurück ins Cockpit und drückte den Gashebel nach vorn. Das Boot nahm wieder schnellere Fahrt auf, ehe King die Chance hatte, sich Halt zu verschaffen.

Als er auftauchte, sah er, dass das FasTech eine Kurve drehte und auf ihn zuraste.

King warf sich herum und schwamm davon. Warum hatte der Mistkerl ihn nicht erschossen? Weshalb wollte er ihn mit dem Boot überfahren? Während das Schnellboot herangerast kam, glaubte King schon zu spüren, wie die scharfen Schrauben sein Fleisch zerfetzten, glaubte zu sehen, wie das Wasser sich von seinem Blut rot färbte.

Im letzten Moment drehte das Boot bei und jagte an ihm vorbei. »Danke, dass Sie sich nach meinem Bruder erkundigt haben, Sean«, rief Eddie ihm zu. »Es hat Ihnen gerade das Leben gerettet. Schönen Tag noch!«

Das Boot brauste davon und verschwand in der Finsternis.

»Sylvia!«, rief King. »Sylvia!« Doch es hatte keinen Zweck. Er trat Wasser, blickte in die Runde und erkannte, weshalb die Umgebung ihm bekannt vorkam: Am Ufer war seine Anlegestelle zu erkennen. Er befand sich in der eigenen Bucht. Und da ruhte sein Motorboot in der Schlipp.

Doch das FasTech war längst außer Sichtweite. Wie sollte er Eddie noch rechtzeitig finden?

Plötzlich kam ihm eine Bemerkung Eddies in den Sinn. *Der Kreis schließt sich.*

Mit aller Kraft schwamm King auf den Anlegeplatz zu.

K A P I T E L 9 7

Michelle fuhr mit dem Sea Ray durch die Dunkelheit, als Williams an ihrer Seite erschien.

»Die Verbindung Ihres Handys ist abgebrochen«, sagte er.

»Wahrscheinlich wegen des Gewitters.«

»Ja, wahrscheinlich.«

Michelle hob den Blick zum Himmel. »Ich sehe keinen Hubschrauber.«

»Verdammt, Michelle, was erwarten Sie bei diesem Wetter? Sie können doch nicht das Leben von Dutzenden Menschen aufs Spiel setzen.«

»Ich habe im Secret Service neun Jahre lang mein Leben aufs Spiel gesetzt.«

»Aber das kann man doch nicht...«

»Was ist das?«, fiel Michelle dem Polizeichef ins Wort.

»Was ist was?«

»Es ist das Handy!«, rief Michelle. »Mein Handy, wo ist es?«

»Hinten auf der Sitzbank.«

»Übernehmen Sie das Ruder!«

Hastig ergriff Michelle das Handy und drückte eine Taste. Als die Männerstimme ertönte, machte ihr Herz einen Satz.

»Konntest du was hören, Michelle?«

»Ja, Todd und ich sind gerade mit dem Boot zu Sylvia unterwegs. Wir haben alles alarmiert.«

»Hör zu. Sylvia ist noch in Eddies Gewalt. Er fährt zu der Bucht unterhalb der Stelle, wo die erste Leiche gefunden wurde. Weißt du, wo das ist?«

»Ja.«

»Ich fahre jetzt in meinem Motorboot hin.«

Michelle eilte ins Cockpit zurück, das Handy ans Ohr gepresst, packte das Ruder und zwang das Sea Ray zu einem wilden Wendemanöver, sodass es von einer nahezu senkrechten Wassersäule übergossen wurde. Williams kam zum zweiten Mal zu Fall.

»Ich bin in zehn Minuten da. Wir leiten auch alle Einsatzkräfte um. Noch was, Sean...«

»Ja?«

»Danke, dass du noch am Leben bist.«

Eddie lenkte den Bug geradewegs auf den Halbkreis aus rotem Gestein zu, der die Bucht säumte, stellte die Motoren ab und ließ das FasTech aufs Ufer laufen. Dann öffnete er die Kabinentür.

»Also los, Doc, weiter geht's.«

Der Strahl Feuerlöschflüssigkeit traf ihn voll ins Gesicht. Er taumelte zurück und bekam mit dem Feuerlöscher einen Schlag auf den Schädel. Geblendet schlug Eddie die Hände vors Gesicht und sank auf die Knie. Doch er spürte, dass Sylvia an ihm vorbei wollte, um die Flucht zu ergreifen. Blitzschnell streckte er einen Arm aus und brachte sie ins Stolpern.

»Mir wollen Sie ausreißen, Sie Drecksau? *Mir?*«, brüllte er.

Mit der Hand wischte Eddie sich das Gesicht ab. Seine Augen brannten wie Feuer. Er bekam Sylvia am Kragen ihrer Bluse zu fassen, hob sie in die Luft und schleuderte sie auf das harte Felsufer, wo sie mit einem dumpfen Geräusch aufprallte und reglos liegen blieb.

Eddie klappte einen Werkzeugkasten auf, nahm eine Axt mit kurzem Stiel heraus und sprang vom Bug an Land. Von dort watete er ins Wasser und tauchte den Kopf unter, um sich von der Flüssigkeit zu säubern, die Sylvia ihm ins Gesicht gesprüht hatte. Er richtete sich auf, blickte über den See, über dem in der Ferne Blitze zuckten, atmete tief durch, drehte sich um und stapfte zu Sylvia.

»Stehen Sie auf.«

Sylvia schwieg.

»Aufstehen, verdammt!« Eddie verlieh seinem Befehl Nachdruck, indem er sie in die Rippen trat.

»Ich glaube, mein Arm ist gebrochen«, jammerte sie.

»Welcher?«

»Der linke.«

Eddie beugte sich vor, packte ihren linken Arm und zerrte sie daran hoch, obwohl sie vor Schmerzen kreischte.

»O Gott... Sie bringen mich um, Sie Mistkerl!«

»Ja«, sagte Eddie. »Genau das hab ich vor.« Er zog sie mit sich in den Wald.

Kings Motorboot pflügte durchs Wasser. Er blickte sich um und sah ungefähr 500 Meter hinter sich Lichter näher kommen. Er griff zum Handy, das irgendwie das Bad im See überstanden hatte.

»Bist du das hinter mir?«, erkundigte er sich.

»Ja, und ich hole zügig auf«, gab Michelle zur Antwort.

King verringerte das Tempo und steuerte das Boot in die kleine Bucht. Als er das aufs Ufer gelaufene FasTech sah, schaltete er die Scheinwerfer aus.

»Ich sehe das Boot«, sagte er ins Handy. »Anscheinend sind sie von Bord gegangen.«

An der Mündung der Bucht erschien Michelle mit dem Sea Ray. Sie stellte den Antrieb ab, löschte ebenfalls die Scheinwerfer und bugsierte das Fahrzeug im Flachwasser neben Kings Motorboot.

»Hast du eine Waffe?«, rief sie zu ihm herüber.

Er hielt seine Pistole in die Höhe. »Ich war noch schnell im Hausboot, bevor ich ausgelaufen bin.«

Michelle und Todd Williams holten Taschenlampen aus der Kabine des Sea Ray; dann stieg das Trio von Bord und watete an Land, wobei sie für den Fall, dass Eddie ihnen auflauerte, die Schusswaffen auf das FasTech gerichtet hielten.

Indem sie sich gegenseitig Deckung gaben, durchsuchten sie das Boot in aller Eile, fanden aber nichts außer einem benutzten Feuerlöscher.

Sie strebten landeinwärts und in den Wald.

»Wir schwärmen aus, bleiben aber in Sichtkontakt«, sagte King. »Vorerst lassen wir das Licht aus, sonst könnte er uns leicht abknallen.«

Voraus schmetterte ein Blitz mit solcher Wucht in einen Hügel, dass es den Anschein hatte, der Untergrund geriete ins Beben.

»Falls wir nicht vorher vom Blitz erschlagen werden«, murmelte Williams.

Sie suchten sich einen Weg zur Hügelkuppe und spähten die andere Seite hinunter.

»Knapp zweihundert Meter weiter links muss die Stelle des ersten Leichenfonds sein, wenn ich nicht irre«, flüsterte King.

»Kommt ungefähr hin«, raunte Michelle.

»Wir sollten die Sache mit aller Vorsicht angehen«, riet Williams. »Der Kerl ist zwar verrückt, aber brandgefährlich. Ich habe keine Lust, ähnlich wie Chip...«

Sylvias Schrei ging allen durch Mark und Bein.

Sofort stürmten King und Michelle den Abhang hinunter. Williams folgte ihnen auf seine unbeholfene Weise.

K A P I T E L 98

»O Gott... Bitte, tun Sie das nicht!« Sylvia kniete am Boden; ihr Kopf lag auf einem morschen Baumstumpf, Eddie drückte mit dem Knie ihren Rücken nieder, um sie in dieser Stellung zu halten.

»Bitte nicht!«, schrie Sylvia. »Bitte...«

»Halt die Klappe!«

»Warum tun Sie das? Warum?«

Eddie schob die Pistole unter den Werkzeuggürtel, den er auf dem Boot angelegt hatte, zog aus dem Innern des Schwimmanzugs eine schwarze Sturmhaube hervor, setzte sie auf und rückte die Gucklöcher zurecht. Zwar besaß er nicht mehr die Sturmhaube mit dem Fadenkreuz – die Polizei hatte sie beschlagnahmt –, doch die vorhandene Haube wurde dieser improvisierten Hinrichtung durchaus gerecht.

Mit starker Faust hob er die Axt.

»Möchten Sie ein letztes Wort sagen?«

Anscheinend war Sylvia vor Schmerz und Furcht fast besinnungslos und wimmerte nur vor sich hin.

Eddie lachte. »Beten Sie? Ach du Scheiße. Gut, Sie hatten Ihre Chance.«

Er hob die Axt. Doch bevor er sie auf Sylvias Nacken niedersausen lassen konnte, zerbarst ihm der Griff in der Hand.

»Teuflisch guter Schuss, Michelle«, schnaufte Williams, während er und die beiden Detektive zum Schauplatz des Geschehens rannten.

Doch falls sie geglaubt hatten, dass Eddie nun aufgab, mussten sie ihren Irrtum rasch einsehen.

Er hechtete zur Seite, sodass er eine Böschung mit starkem Gefälle erreichte, die er sich hinunterrollen ließ. Am Fuß des Hangs sprang er auf und rannte davon.

King lief zu Sylvia und nahm sie in die Arme.

»Es ist alles gut«, sagte er sanft. »Es ist vorbei.«

Etwas huschte an ihm vorüber.

»Michelle!«, rief King. »Nicht!«

Sie übersprang die Böschung, rollte sich hinunter und kam unten an; ebenso schnell wie Eddie war sie wieder auf den Beinen und setzte ihm nach.

»Verdammt noch mal!«, wettete King. Er überließ Sylvia der Obhut von Williams und rannte seiner Partnerin nach.

Beim Laufen konnte King die Richtung nur erkennen, wenn in der Schwärze der Nacht ein Blitz die Landschaft erhellte oder wenn er voraus Schritte durchs Unterholz krachen hörte.

»Zum Teufel, warum tust du so was?«, rief er Michelle zu, obwohl ihm klar war, dass sie ihn wahrscheinlich nicht hörte.

Nachdem King die vergangene halbe Stunde in der Gesellschaft Ed-die Battles verbracht hatte, verspürte er nicht den Wunsch, sich nochmals in die Nähe dieses Irren zu wagen – es sei denn, Eddie befand sich hinter Gittern und unter Aufsicht von einem Dutzend Wächter. Aber vielleicht würde King selbst dann noch einen Bogen um ihn machen.

Abrupt verharrte er, weil vor ihm die Geräusche verstummten.

»Michelle?«, zischte er. »Michelle!« Mit erhobener Pistole drehte er sich im Kreis und blickte immer wieder über die Schulter für den

Fall, dass Eddie einen Haken geschlagen hatte, um seine Verfolger hinterrücks anzugreifen.

Weiter voraus starrte Michelle voller Konzentration in dichtes Gesträuch. Immer wieder schaute sie an sich hinunter, um nachzusehen, ob der winzige rote Laserzielpunkt über ihren Körper glitt. Sie schob den Pistolenlauf durch eine Lücke im Dickicht wilder Stechpalmen, hinter dem sie Deckung genommen hatte, und teilte vorsichtig die Zweige. Auf der rechten Seite bemerkte sie schwache Bewegungen, derer Verursacher sich jedoch als harmloses Eichhörnchen erwies.

Ein plötzliches Geräusch in ihrem Rücken ließ sie herumwirbeln.

»Michelle?«

Ein halbes Dutzend Schritte entfernt erschien King zwischen dichten Brombeersträuchern. Er hatte einen anderen Weg genommen.

»Bleib, wo du bist!«, zischte sie durch zusammengegebissene Zähne.

»Er ist gleich vor uns!«

Ein Blitz zuckte über den Nachthimmel. Wieder hörte sie auf der rechten Seite ein Geräusch. In einer einzigen, fließenden Bewegung drehte sie sich dorthin und feuerte. Dicht vor ihr ertönte ein peitschender Knall. Flüchtig sprühte ein Funke glutroten Lichts und erlosch.

Michelle konnte es nicht wissen, doch Eddie hatte sich im Halbkreis angeschlichen und im selben Augenblick geschossen wie sie. Gegen eine Wahrscheinlichkeit von einer Milliarde zu eins waren die beiden Projektilen zusammengeprallt und hatten den von Michelle beobachteten feurigen Funken erzeugt.

Eddie sprang vor, prallte mit dem vollen Körpergewicht gegen sie und trieb Michelle den Atem aus dem Leib, bevor er sie packte und ihr

Gesicht ins Erdreich drückte, sodass sie kaum noch Luft bekam. Sie wand sich mit aller Kraft, versuchte Eddie zu treten und abzuschütteln, doch er kauerte auf ihr und drückte sie nieder. Er besaß Bärenkräfte. Michelle hatte praktisch keine Chance, sich mit den bloßen Händen aus seinem ehernen Griff zu befreien oder sich gegen die mehr als hundert Kilo Gewicht aufzubäumen, die auf ihr lasteten.

Verdammt! Sie spie feuchte Erde und fauliges Laub. Könnte sie ihn nur von sich wälzen! Dann hätte sie die Möglichkeit gehabt, ihm ein paar wuchtige Tritte zu verpassen, die ihr vielleicht eine Chance verschafft hätten. Doch er war viel zu stark. Michelle fühlte, wie sich eine Hand um ihre Kehle schloss, während die andere ihre Unterarme festhielt. Wieder wand sie sich mit verzweifelter Wildheit, um ihn abzuwerfen, bekam ihn aber nicht zu packen, um einen Hebel anzusetzen. Sie versuchte zu schreien, brachte aber nur ein heiseres Krächzen hervor. Ihr Bewusstsein schwand, und die Kraft strömte aus ihren Gliedern.

War das ihr Ende?

Plötzlich verschwand sein Gewicht, und sie konnte sich wieder bewegen.

Stöhnend vor Schmerz und keuchend vor Erschöpfung, setzte Michelle sich auf und hob den Blick.

In der Nähe stand King. Er hielt die Pistole mit beiden Fäusten. Die Mündung zielte genau auf Eddie, der sich aufgerappelt hatte und nun einen Schritt zurückwich. Offensichtlich hatte King sich durch das Brombeergesträuch gekämpft. Sein Gesicht und die Hände waren blutig, seine Kleidung zerrissen.

»Ich hätte sie nicht umgebracht, Sean«, stieß Eddie hervor.

King bebte vor Wut. »Nein, ganz bestimmt nicht, Sie Dreckskerl.« Die Hände erhoben, wich Eddie weiter zurück.

»Noch einen Schritt, und Sie kriegen eine Kugel zwischen die Augen, Eddie.«

Eddie blieb stehen, doch nun senkte er die Hände.

»Lassen Sie die Flossen oben!«, herrschte King ihn an.

Michelle rappelte sich auf und suchte nach ihrer Waffe.

»Na los, Sean«, sagte Eddie matt, »nun schießen Sie schon. Sie ersparen dem Staat viel Geld, wenn ich nicht in der Todeszelle sitzen muss.«

»So läuft das nicht.«

»Doch.«

Eddie machte einen Satz zur Seite, griff auf seinen Rücken und schwang die Pistole hoch.

Michelle schrie.

Ein Schuss dröhnte.

Eddie wurde halb herumgewirbelt und stürzte schwer zu Boden.

King eilte zu ihm, trat die Waffe fort und sah das Blut, das aus Ed-dies Schulter strömte, wo die Kugel ihn getroffen hatte. Sie hatte die Schulter durchschlagen und war am Rücken ausgetreten.

»Dieses Mal habe ich die Wette gewonnen, Eddie.«

Schlaff lächelte Eddie ihm zu. »Nur einen Tick daneben, Mann. Nur einen Tick.«

K A P I T E L 99

Eddie Battle bekannte sich sämtlicher Morde als schuldig. Er zeigte sich kooperativ und beantwortete alle Fragen. Da es seinen Anwälten gelang, ihren Antrag auf Unzurechnungsfähigkeit durchzupauken, wurde eine Haftstrafe ausgehandelt – allerdings ohne Aussicht, dass Eddie je wieder ein freier Mann wurde. Dieser Handel zwischen Staatsanwaltschaft und Verteidigung löste in der Öffentlichkeit heftige Reaktionen aus. In Wrightsburgs Straßen demonstrierten Befürworter der Todesstrafe. Es gab Amtsenthebungsforderungen gegen den Gouverneur, die Staatsanwaltschaft und den Richter. Die Battles wurden mit Drohbriefen bombardiert. Eddie, so wurde ihnen prophezeit, sei binnen eines Monats tot, egal, in welches Hochsicherheitsgefängnis man ihn einwies.

King verfolgte das alles nur mit mäßigem Interesse. Nachdem er Eddie niedergeschossen hatte, hatte er dabei geholfen, ihn und Sylvia zu den Motorbooten am Ufer zu schaffen; von dort hatte man sie in die Klinik gebracht. Beide waren inzwischen vollständig genesen, wenngleich King bezweifelte, dass Sylvia nach diesem schrecklichen Erlebnis je wieder die Alte sein würde.

Mann Gottes, ging es King durch den Kopf, *vielleicht werde ich auch nie mehr der Alte sein.*

Mit seinem Motorboot hatte er lange Fahrten über den See unternommen und war am helllichten Tag die Strecken abgefahren, die er in jener schrecklichen Nacht hatte zurücklegen müssen. Er hatte mit Michelle nur noch ein letztes Mal über die ganze Angelegenheit

gesprochen. Bei der Erinnerung hatte sie immer wieder den Kopf geschüttelt. »Ich habe mich noch nie so wehrlos gefühlt, Sean«, hatte sie gesagt. »Einem solchen Menschen bin ich noch nie begegnet. Es schien, als wäre er von etwas besessen, das nicht von dieser Welt ist.«

»Ich glaube«, sagte King, »so war es tatsächlich.«

Das Ganze hatte King am Ende zu jenen Überlegungen veranlasst, die ihn jetzt beschäftigten, als er an seinem Schreibtisch saß: Die Frage, was Eddie mit den Äußerungen gemeint haben mochte, als er blutend auf dem Hügel lag, ließ ihm keine Ruhe.

»Bloß einen Tick daneben...«

Immerzu kreisten diese fünf Wörter durch Kings Gedanken; er wurde sie einfach nicht los. Schließlich verließ er seinen Schreibtisch und fuhr zu den Battles. Mason empfing ihn und führte ihn zu Remmy.

Im Hausflur standen etliche Gepäckstücke.

»Will jemand verreisen?«, erkundigte sich King.

»Savannah tritt in Übersee eine Stelle an«, erklärte Mason. »Sie reist morgen ab.«

Remmy wirkte wie ein Schatten ihrer selbst. King war sicher, dass der Kaffee, den sie gerade trank, zu neunzig Prozent Jim Beam enthielt.

»Wie ich höre, verlässt Savannah das Haus«, sagte King, nachdem Mason sie beide allein gelassen hatte.

»Ja, aber vielleicht ist sie zu Weihnachten wieder da«, meinte Remmy hoffnungsvoll.

Oder auch nicht, dachte King.

»Ist Dorothea aus der Entzugsklinik zurück?«, fragte er.

»Ja. Sie sitzt nebenan. Ich werde ihr bei der Lösung ihrer finanziellen Probleme helfen.«

»Freut mich zu hören. Es gibt keinen Grund, weshalb man Reichtum nicht gleichmäßig verteilen sollte. Wird sie im Zusammenhang mit Kyle Montgomerys Tod nicht mehr von der Polizei verdächtigt?«

»Ich glaube nicht. Es steht zu bezweifeln, ob der Fall jemals aufgeklärt wird.«

»Man hat schon Pferde kotzen sehen.«

Kein Wort fiel über Eddie. Was hätte man auch noch über ihn sagen sollen?

King wollte nicht lange bleiben; daher beschloss er, gleich zur Sache zu kommen. »Remmy, ich habe Sie aufgesucht, um Ihnen noch eine einzige Frage zu stellen. Sie betrifft Ihren früheren Angestellten Billy Edwards.«

Scharf sah Remmy ihn an. »Den Automechaniker?«

»Genau den.«

»Und wie lautet Ihre Frage?«

»Ich brauche das genaue Datum seiner Entlassung.«

»Das wird sich den Gehaltsabrechnungen entnehmen lassen.«

»Darauf hatte ich gehofft.« Erwartungsvoll musterte King sie.

»Wollen Sie die Unterlagen sofort?«

»Sofort.«

Als Remmy ihm die Akten ausgehändigt hatte, wollte King sich verabschieden, als er plötzlich stutzte.

Er betrachtete »Remmy« Remington Battle, die adrett frisiert und elegant gekleidet in einem kostbaren alten Sessel saß, die Verkörperung einer aristokratischen Dame aus dem alten Geldadel der Südstaaten.

Remmy hob den Blick. »Ist noch etwas?«, fragte sie kühl.

»Hat es sich gelohnt?«

»Was soll sich gelohnt haben?«

»Bobby Battles Ehefrau zu sein. Hat es sich gelohnt, dafür beide Söhne zu verlieren?«

»Wie können Sie es wagen!«, fuhr sie ihn an. »Ist Ihnen nicht klar, dass ich durch die Hölle gegangen bin?«

»Für mich war es auch kein Spaziergang. Warum versuchen Sie nicht, meine Frage zu beantworten?«

»Warum sollte ich?«, hielt sie ihm entgegen.

»Nennen wir es die Huld einer gebildeten, würdevollen Lady.«

»Ihren Sarkasmus können Sie sich sparen.«

»Dann will ich mal Tacheles reden. Bobby junior war Ihr Sohn. Wie konnten Sie ihn verrecken lassen?«

»So war es nicht!«, rief Remmy mit schriller Stimme. »Denken Sie etwa, ich hatte eine Wahl? Glauben Sie, ich hätte meinen Sohn nicht geliebt?«

»Worte kosten nichts, aber Taten sprechen für sich, Remmy. Sie hätte sich bemühen können, sich gegen Ihren Ehemann zu behaupten. Sie hätten ihm sagen können, dass es Ihnen scheißegal sei, woher er Syphilis hatte, aber dass Ihr Sohn in Behandlung müsse. Selbst damals war die Krankheit schon leicht zu diagnostizieren. Hätten Sie dem Jungen Penicillin verabreichen lassen, hätten Sie heute noch beide Söhne. Haben Sie die Sache einmal unter diesem Aspekt betrachtet?«

Remmy setzte zu einer Entgegnung an, verkniff sie sich aber. Sie stellte die Kaffeetasse ab und faltete die Hände im Schoß. »Vielleicht war ich damals innerlich nicht so stark wie heute«, sagte sie schließlich, und King sah Tränen in ihren Augen funkeln. »Aber letzten Endes habe ich dennoch die richtige Entscheidung getroffen. Ich bin mit Bobby bei allen möglichen Fachärzten gewesen.«

»Aber zu spät.«

»Ja«, bestätigte Remmy, deren Stimme nun vollkommen ruhig war. »Dann bekam er Krebs. Und er war längst zu schwach, um diese Krankheit zu besiegen.« Sie wischte ihre Tränen fort und langte nach der Tasse, zog jedoch die Hand zurück und sah stattdessen King ins Gesicht.

»Jeder muss im Leben Entscheidungen treffen, Sean«, fügte sie hinzu.

»Und viele Menschen treffen falsche Entscheidungen.«

Remmy schien eine bissige Antwort geben zu wollen, doch King kam ihr zuvor, indem er ein Foto vom Regal nahm und es ihr hinhielt. Das Bild zeigte Eddie und Bobby als Kinder. Mit einem Ruck fuhr Remmys Hand an ihren Mund, als müsste sie ein Aufschluchzen ersticken. Wieder blickte sie in Kings Gesicht, und nun liefen ihr Tränen über die Wangen. »Als wir geheiratet haben, war Bobby ein ganz anderer Mensch. Vielleicht war es Wunschdenken, an das ich mich geklammert habe – die Hoffnung, dass er eines Tages wieder so wird wie früher.«

King stellte das Foto zurück ins Regal. »Ein Mann, der seinen Sohn sterben lässt, ohne einen Finger zu rühren, ist einen Dreck wert. Ich würde einen solchen Mistkerl eher in die Wüste jagen, als darauf zu warten, dass er zur Vernunft kommt.«

Ohne sich umzuwenden, ging King davon.

Als er das Haus verließ, sah er, dass ein Fahrer Savannahs Gepäck in eine schwarze Limousine lud. Savannah stieg aus dem Wagen und kam zu ihm.

»Gut, dass ich dich noch sehe, bevor ich abreise«, sagte sie. »Ich habe einiges von dem gehört, was du mit meiner Mutter besprochen hast...«

»Offen gestanden, ich weiß nicht, ob ich sie bemitleiden oder verabscheuen soll.«

Savannah starrte auf das Haus. »Sie wollte immer Matriarchin unserer altehrwürdigen Südstaaten-Familie sein. Einer Art Dynastie, verstehst du...?«

»So ganz hat sie es nicht geschafft«, bemerkte King.

Savannah richtete den Blick auf ihn. »Ich glaube, sie hat sich eingeredet, sie *hätte* es geschafft. In ihrem Innern hat sie meinen Vater gehasst, ihn in der Öffentlichkeit aber zum Idol erhoben. Sie hat ihre Söhne geliebt und sie trotzdem geopfert, um ihre Ehe zu retten. Kann man so etwas begreifen?« Sie wischte sich über die Augen. »Ich weiß nur eins, ich mache mich auf und davon. Ich werde die nächsten zehn Jahre wohl mit dem Versuch verbringen, das alles irgendwie zu verstehen. Aber nicht hier, sondern weit weg.«

Sie umarmten sich, und King öffnete ihr den Wagenschlag.

»Viel Glück, Savannah.«

»Richte Michelle meinen Dank für alles aus, Sean.«

»Mach ich.«

»Und dass ich ihren Rat bezüglich meiner Tätowierung befolgt habe.«

Erstaunt forschte King in ihrer Miene, sagte aber nichts. Er winkte, als der Wagen davonfuhr.

King fuhr zur *Wrightsburg Gazette* und setzte sich, ohne es zu ahnen, an denselben Mikrofilmbetrachter, den Eddie bei seinem nächtlichen Einbruch benutzt hatte. King ging die Aufzeichnungen früherer Ausgaben der *Gazette* durch, bis er zu dem Datum gelangte, das ihn interessierte: dem Tag, an dem die Battles den Mechaniker Billy Edwards entlassen hatten. Doch er fand nicht, was er suchte. Er suchte weiter, schlug am folgenden Tag nach und entdeckte die Mel-

dung auf der ersten Seite. Aufmerksam las er den Bericht. Schließlich lehnte er sich langsam zurück und blickte ins Leere, während sein Verstand versuchte, in Bereiche vorzudringen, die sich dem Vorstellungsvermögen entzogen.

Als er sich schließlich wieder vorbeugte, fiel sein Blick auf die von Eddie beschmierte Wand. Der Schriftzug war abgewaschen worden, doch man konnte noch Spuren erkennen.

TEAT

Einige Tage zuvor hatte King über verschiedene Bedeutungsmöglichkeiten dieser Buchstaben nachgegrübelt, doch ohne Ergebnis. Aber er konnte nicht glauben, dass Eddie das Wort an die Wand geschrieben hätte, wenn es nicht irgendeine Bedeutung besäße.

King holte die Dechiffrierscheibe aus der Tasche. Er hatte sie nicht ohne Grund dabei. Schon vor langer Zeit hatte man entdeckt, dass eine Häufigkeitsanalyse einen verschlüsselten Text mittlerer Länge einigermaßen zuverlässig in Klartext umwandeln konnte. Diese Methode war relativ unkompliziert. Manche Buchstaben des Alphabets fanden weit öfter Verwendung als anderen. Und der allerhäufigste Buchstabe war das E. Diese Erkenntnis hatte den Kode-Knackern für einige Zeit einen beträchtlichen Vorsprung verliehen, bis die Verschlüsselungsexperten wieder die Oberhand gewannen.

King drehte den äußeren Ring der Scheibe, bis der Buchstabe E dem Buchstaben A gegenüberstand. *Einen Tick daneben.* King richtete den Blick erneut auf die Wand, und in seinem Geist wechselte ein Buchstabe, das A wich einem zweiten E. Nun lautete das Wort TEET. Auch das ergab auf den ersten Blick keinen Sinn.

Resigniert verließ King die Redaktion der *Gazette*, suchte sein Büro auf, ging ins Internet und gab einer Suchmaschine die Wörter *Teet* und *Verbrechen* ein. Eigentlich erwartete er keine Ergebnisse, doch auf dem Monitor erschien eine lange Liste.

Schon beim Lesen des ersten Eintrags setzte King sich plötzlich kerzengerade hin.

»Mein Gott«, entfuhr es ihm. Er las den gesamten Text, lehnte sich zurück und betastete seine Stirn: Sie war feucht vor Schweiß, und er zitterte am ganzen Körper. »Mein Gott«, wiederholte er.

Bedächtig stand er auf. Er war froh, dass Michelle außer Haus war. Er hätte ihr nicht in die Augen schauen können. Im Moment ganz und gar nicht.

Um ganz sicher sein zu können, mussten noch einige wenige Nachforschungen angestellt werden.

Und dann musste King sich der größten Herausforderung seines Lebens stellen.

K A P I T E L 1 0 0

Zwei Tage später bog King auf einen Parkplatz ab und stieg aus dem Auto. Er betrat das Verwaltungsgebäude und erkundigte sich nach Sylvia. Man wies ihm den Weg zu ihrer Praxis.

Sylvia saß an ihrem Schreibtisch, den linken Arm noch in einer Schlinge. Sie hob den Kopf und lächelte, kam um den Tisch und drückte King.

»Fühlst du dich wieder halbwegs wie ein Mensch?«, fragte sie.

»Allmählich«, antwortete King. »Wie geht's dem Arm?«

»Fast so gut wie neu.«

King nahm vor dem Schreibtisch Platz, während Sylvia sich auf die Kante setzte.

»In letzter Zeit habe ich dich wenig gesehen.«

»Ich war ziemlich beschäftigt«, gab King zur Antwort.

»Ich habe Karten für ein Spiel in D.C. am nächsten Samstag. Hättest du Lust, mich zu begleiten? Getrennte Hotelzimmer, versteht sich. Du wärst sicher vor mir.«

Kings Blick schweifte zur Garderobe. Ordentlich waren Damenmantel, Sweater und Schuhe aufgereiht.

»Stimmt was nicht, Sean?«

King richtete den Blick wieder auf Sylvia. »Was meinst du, weshalb Eddie über uns beide hergefallen ist?«

Sie sah ihn verwundert an. »Weil er verrückt ist. Wir haben zu seinem Scheitern beigetragen – du auf jeden Fall. Darum hat er dich gehasst.«

»Aber von mir hat er abgelaassen. *Dich* hat er in seiner Gewalt behalten. *Deinen* Kopf hat er auf einen Baumstumpf gelegt und war drauf und dran, dich zu enthaupten. Wie ein Henker.«

Zorn verdüsterte Sylvias Miene. »Dieser Irre hatte bereits neun Menschen ermordet, die meisten davon wahllos und willkürlich.«

King nahm ein Stück Papier aus der Jackentasche und reichte es ihr. Sylvia setzte sich hinter den Schreibtisch und las den Text langsam durch.

Schließlich blickte sie auf. »Das ist der Zeitungsartikel über den Tod meines Mannes.«

»Er kam bei einem Unfall ums Leben. Der Täter war flüchtig, und der Fall wurde nie aufgeklärt.«

»Das ist mir bekannt«, sagte Sylvia mit frostiger Stimme und schob ihm das Schriftstück zu. »Und?«

»In der Nacht, als George Diaz starb, bekam Bobby Battles Rolls-Royce einen Blechschaden ab. Am folgenden Tag war der Rolls verschwunden – und ebenso der Mechaniker, der bis dahin Bobbys Oldtimer-Sammlung betreut hatte.«

»Willst du darauf hinaus, dieser Mechaniker könnte meinen Mann umgebracht haben?«

»Nein. Bobby Battle.«

Entgeistert starrte Sylvia ihm ins Gesicht. »Aber... warum?«

»Um dich zu rächen. Um die Frau zu rächen, die er liebte.«

Sylvia stand auf. »Verdammt, was versuchst du hier eigentlich abzuziehen?«

»Setz dich. Ich habe noch allerhand zu sagen.«

»Ich...«

»Setz dich!«

Langsam ließ Sylvia sich in den Sessel sinken, ohne den Blick von King zu wenden.

»Du hast bei Gelegenheit erwähnt, du hättest einmal Lulu Oxley bei eurer gemeinsamen Gynäkologin getroffen und dass Lulu die Ärztin gewechselt hätte. Aber nicht sie hat die Ärztin gewechselt, sondern du.«

»Ist das ein Verbrechen?«

»Darauf komme ich noch. Von deiner früheren Gynäkologin habe ich den Namen deiner neuen Ärztin erfahren und ihr einen Besuch abgestattet. Sie hat ihre Praxis in D.C. Warum so weit weg, Sylvia?«

»Das geht dich einen Dreck an.«

»Als du dich vor dreieinhalb Jahren operieren lassen musstest, hat dein Mann den Eingriff vorgenommen. Er war der Beste, hast du gesagt. Allerdings hatte er bei der Operation weitergehende Pläne. Ein befreundeter Chirurg sagte mir, eine Darmrissoperation biete eine der wenigen Möglichkeiten, bei denen der Chirurg etwas ›Zusätzliches‹ erledigen kann, ohne dass die anderen beteiligten Ärzte und Schwestern es merken.«

»Würdest du *bitte* zur Sache kommen?«

»Ich weiß Bescheid, Sylvia.«

»Worüber?«

»Ohne dein Wissen wurde bei dir ein Eileitereingriff vorgenommen, durch den du letzten Endes unfruchtbar geworden bist.«

Lastende Stille senkte sich herab. Dann sagte Sylvia: »Ich weiß wirklich nicht, wovon du sprichst...«

King unterbrach sie. »George Diaz hat die Divertikulitis und den dadurch entstandenen Darmriss operativ behoben, gleichzeitig aber deine Eileiter abgeklemmt. Und zwar mit voller Absicht. Danach aber konntest du unmöglich zu deiner bisherigen Gynäkologin gehen. Wie

hättest du es ihr erklären sollen? Also bist du zu einer anderen Gynäkologin gewechselt, wahrscheinlich mit gefälschten Krankenunterlagen, und sie hat die Klemmen entfernt. Ich bin mit einer erfundenen Geschichte über Eileiterprobleme meiner ›Ehefrau‹ bei ihr gewesen und habe ihr gesagt, sie wäre mir von dir empfohlen worden, weil sie bei dir so hervorragende Arbeit geleistet hätte. Sie durfte mir wegen der Schweigepflicht nur wenig verraten, aber es genügte, um meinen Verdacht zu bestätigen. Der Schaden war unwiderruflich, nicht wahr? Du kannst niemals Kinder haben.«

»Du Schweinehund, was erlaubst du...«

Wieder fiel King ihr ins Wort. »Dein Mann hatte von deiner Affäre mit Bobby erfahren. So wie Hunderte von Frauen vor dir warst du dem alten Macho auf den Leim gegangen. George hat sich dafür gerächt. Und dann hast du Vergeltung geübt.« Er nahm das Foto von George Diaz, das auf dem Schreibtisch stand, und legte es auf die Vorderseite. »Mich kannst du mit der Fassade der armen, geknickten Witwe nicht täuschen.«

»Als George starb, lag ich halb betäubt im Klinikbett!«

»Stimmt. Aber ich bin sicher, dein Mann hatte dir alles offenbart. Seine Rache war ja nur süß, wenn du *wusstest*, auf welche Weise er dir die Affäre mit Bobby heimgezahlt hatte. Daraufhin hast du Bobby angerufen und ihm alles erzählt. Und Bobby stieg in seinen Rolls-Royce, fuhr zu eurem Haus, sah George herauskommen – und schon war's geschehen. Anfangs dachte ich, Bobby hätte Roger Canneys Frau von der Straße abgedrängt und sie auf diese Weise ermordet, denn sie starb ungefähr um die gleiche Zeit, als George getötet wurde. Aber sie kam tatsächlich bei einem Verkehrsunfall ums Leben. Der Tod deines Mannes dagegen war Mord.«

»Das alles sind Zufälle! Und selbst wenn es so gewesen sein sollte, wie du es dir zusammenreimst – ich habe nichts Unrechtes getan.«

»Doch. Später, als du Bobby Battle eine tödliche Dosis Kaliumchlorid in den Beutel mit der Nährlüssigkeit injiziert hast.«

»Scher dich aus meinem Büro!«

»Ich gehe, wenn ich fertig bin«, erwiderte King.

»Erst behauptest du, Bobby Battle wäre mein Geliebter gewesen, dann soll ich seine Mörderin sein. Was für ein Motiv sollte ich denn gehabt haben, ihn umzubringen?«

»Furcht vor einer möglichen Bloßstellung«, sagte King. »Am selben Tag, als Bobby getötet wurde, haben wir dich in Diane Hinsons Haus getroffen. Dort hat Michelle dir mitgeteilt, dass Bobby bei Bewusstsein war, aber wirres Zeug redete und Namen faselte. Da bekamst du es mit der Angst, denn er konnte ja auch deinen Namen nennen und von eurer Affäre reden. Und dann wäre vielleicht alles aufgefliegen. Vielleicht hatte er dich damals schon fallen lassen, und du hast dich ihm nicht mehr verbunden gefühlt. Jedenfalls steht für mich fest, dass du die Klinik aufgesucht und ihn ermordet hast. Für eine Ärztin ist das kein Problem. Du weißt, wie es in der Klinik zugeht. Du hast das Gift in den Beutel gespritzt, nicht in den Schlauch, und dann hast du die Feder und die Uhr zurückgelassen, weil du die Tat dem anderen Mörder anlasten wolltest. Meine Theorie, ein Familienmitglied hätte Bobby getötet, hast du eifrig unterstützt. Aber dir ist trotz allem ein Fehler unterlaufen. Aus dem Krankenzimmer wurde nichts entwendet. Dass bei den anderen Opfern etwas gestohlen worden war – ein Christophorus-Anhänger, ein Ring und dergleichen –, war nämlich weder der Öffentlichkeit noch dir bekannt. Darum hast du diese Eigenart des Mörders nicht nachgeahmt.«

Sylvia schüttelte den Kopf. »Du bist verrückt. Du bist genauso hirnverbrannt wie Eddie. Wenn ich mir vorstelle, dass ich unsere alte Beziehung wieder aufleben lassen wollte...«

»Ja. Da habe ich wohl noch mal Glück gehabt.«

Auf Sylvias Gesicht spiegelten sich Hass und Wut. »Gut, du hast gesagt, was du zu sagen hattest. Jetzt raus mit dir. Und wenn du irgendwo ein Wort von diesem Unsinn wiederholst, verklage ich dich wegen Verleumdung.«

»Ich bin noch nicht fertig, Sylvia.«

»Du willst noch mehr Blödsinn verzapfen?«

»Noch eine ganze Menge. Du warst es doch auch, die den Einbruch im Haus der Battles verübt hat.«

»Du findest einfach kein Ende, was?«

»Wahrscheinlich hattest du von Bobby den Kode der Alarmanlage und einen Schlüssel erhalten. Junior hatte Arbeiten für dich erledigt; du hast es uns selbst erzählt. Du konntest dir problemlos Werkzeug von ihm besorgen, um den Verdacht auf ihn zu lenken. Und wer könnte Fingerabdrücke besser fälschen als eine Rechtsmedizinerin? Wie du es hingekriegt hast, ist mir noch schleierhaft, aber ich weiß, dass so etwas möglich ist.«

»Weshalb hätte ich bei den Battles einbrechen sollen? Was sollte ich denn mit Remmys Ehering anfangen?«

»Der Ehering war dir völlig egal. Du warst hinter etwas anderem her. Bobby Battle lag in der Klinik im Koma. Du konntest nicht sicher sein, ob Remmy von Bobbys Geheimfach wusste oder nicht. Du wusstest nicht einmal genau, was du gesucht hast, aber du *musstest* nachschauen. Wo in Bobbys Wandschrank das Geheimfach ist, wusstest du, nur hattest du keinen blassen Schimmer, wie man es öffnet, also gab es keine andere Wahl, als es aufzubrechen. Und weil die

Spuren sich nicht vertuschen ließen, hast du auch Remmys Wandschrank geknackt, um einen gewöhnlichen Einbruch vorzutäuschen, und den Verdacht auf Junior Deaver gelenkt. Wahrscheinlich hattest du durch Bobby von Remmys Geheimfach erfahren, hast aber nicht gewusst, wo es sich befindet, und deshalb alles zertrümmert, als du danach gesucht hast...«

»Und was soll ich geklaut haben?«

»Ein Foto von dir und Bobby. Von der Rückseite des Kodakpapiers haben ein paar Buchstaben auf den Boden der Schublade abgefärbt. Vielleicht hatte er dir anvertraut, dass er das Foto dort aufbewahrt. Auf jeden Fall musstest du es an dich bringen. Denn wäre das Foto nach seinem Tod entdeckt worden, hätten die Leute möglicherweise zwei und zwei zusammengezählt, was das Ableben deines geliebten Mannes angeht. Und selbst wenn du keine Schuld daran trägst, hätte niemand dir geglaubt. Eine Ironie, dass dir Remmys Ehering in die Hände fiel, nicht wahr? Hast du ihn zu Hause manchmal übergestreift?«

»So, das reicht! Raus mit dir!«

King ließ sich nicht einschüchtern. »Und war es wirklich nötig, Kyle Montgomery zu beseitigen? Warum hast du es getan? Hat er versucht, dich zu erpressen?«

»Ich habe ihm nichts getan, du Schwachkopf! Der Kerl hat *mich* bestohlen!«

King richtete den Blick wieder auf die Garderobe. »In der Nacht, als Bobby ermordet wurde, hast du bei Diane Hinson die Autopsie vorgenommen. Nach deinen Angaben ist Kyle in derselben Nacht im Leichenschauhaus gewesen, aber du hast nicht erwähnt, dass du ihn gesehen oder mit ihm gesprochen hättest, nur, dass er sich ordnungs-

gemäß Zutritt verschafft und der Speicher der Alarmanlage es registriert hatte.«

»Ich habe ihn wirklich nicht gesehen. Ich war hinten mit Diane Hinsons Leiche beschäftigt.«

»Nicht um zweiundzwanzig Uhr. Und aller Wahrscheinlichkeit nach hat Kyle Montgomery genau das gesehen. Oder vielmehr, er hat dich nicht gesehen.« King zeigte auf die säuberlich aufgehängten Kleidungsstücke an der Garderobe. »Deine Jacke, die Schuhe und das alles befinden sich *immer* dort, wenn du hier arbeitest. Außerdem ist es sehr sonderbar, eine Autopsie spätabends und ohne Mitarbeiter oder Zeugen vorzunehmen, wie du es im Fall Diane Hinson getan haben willst. Du hast Todd Williams oft kritisiert, weil er sich vor Autopsien drückt, aber bei Diane Hinson war er dir als Zeuge gar nicht erwünscht, denn in Wirklichkeit wolltest du woandershin. Um es klipp und klar zu sagen – du hattest den Vorsatz, Bobby während des Schichtwechsels in der Klinik zu ermorden. Als Todd Williams dich später angerufen und von Bobbys Tod verständigt hat, hast du Unwohlsein vorgetäuscht, weil du noch an Diane Hinson die Autopsie vornehmen musstest oder weil du es nicht über dich gebracht hast, dich so kurz nach dem Mord an Bobby mit seiner Leiche zu befassen.«

»Du bist ja verrückt. Ich wollte die Autopsie so schnell wie möglich vornehmen. Eine Leiche gibt nur innerhalb einer gewissen Frist Hinweise...«

»Heb dir die Schulmeisterei für jemand anders auf«, sagte King. »Ich bin mir sicher, Kyle Montgomery hat sich einen Reim auf seine Beobachtungen gemacht und versucht, dich zu erpressen. Also hast du mir erzählt, dass Kyle Medikamente stiehlt und illegal verkauft, womit du ausnahmsweise die Wahrheit gesagt hast. Und ich versprach dir, Todd davon zu erzählen, damit er sich Kyle am nächsten Morgen

vorknüpft. Aber durch Kyles Ermordung bist du Todd zuvorgekommen. Wahrscheinlich hast du ihn gleich nach unserem Abendessen abserviert. Und bei der Autopsie hast du selbstverständlich genug Indizien für einen Mord festgestellt. Natürlich musste der Verdacht auf Dorothea fallen, ganz wie du's erwartet hattest. Ich würde sogar wetten, du hattest sie im *Aphrodisia* erkannt und wusstest daher, dass sie eine Drogenkundin Kyles war.«

Sylvia erwiderte nichts, starrte ihn nur noch ausdruckslos an.

»Hat sich das alles gelohnt, Sylvia? Für einen so miesen Kerl wie Battle? Für ihn warst du nur eine von Hunderten. Er hat dich nicht geliebt. Er hat niemanden geliebt.«

Sylvia langte nach dem Telefonhörer. »Wenn du nicht auf der Stelle verschwindest, rufe ich die Polizei.«

King stand auf. »Nur damit du Bescheid weißt – Eddie hat mich auf die richtige Fährte gebracht. Er wusste, dass du seinen Vater ermordet hast. Deshalb wollte er dich töten.«

»Glaubst du dem Geschwätz überführter Mörder?«

»Hast du jemals von einem Mann namens Teet Haerm gehört?«

»Nein.«

»Er lebte in Schweden. In den Achtzigern wurde er beschuldigt, mehrere Menschen ermordet zu haben. Man hat ihn verhaftet und verurteilt, nach einem Revisionsverfahren aber freigelassen.«

»Und was hat das mit mir zu tun?«, fragte Sylvia mit eisiger Stimme.

»Teet Haerm war *Amtsarzt* in Stockholm. Es heißt, er hätte einige seiner eigenen Opfer obduziert. Ganz schön verrückt, was? Wahrscheinlich ein einzigartiges Vorkommnis – bis jetzt. Eddie hat einen schriftlichen Hinweis hinterlassen, allerdings vorsätzlich falsch geschrieben. Schließlich wollte er dich ja selbst zuerst in die Finger krie-

gen.« King schwieg einen Moment. »Ob Teet schuldig war oder unschuldig, weiß ich nicht, aber ich weiß, du bist schuldig.«

»Schwachsinn. Außerdem könntest du gar nichts beweisen.«

»Stimmt«, bestätigte King. »Zurzeit jedenfalls nicht. Aber ich werde nicht lockerlassen, bis ich alles beweisen kann. Und ich hoffe, dass dir bis dahin die Gewissensbisse das Leben vermiesen.«

K A P I T E L 1 0 1

King und Michelle gingen an Bord der kleinen Maschine nach South Carolina. Vom dortigen Flughafen war es eine Stunde Autofahrt zu dem Hochsicherheitsgefängnis, in dem Eddie einsaß und den Rest seines Lebens verbringen sollte. Als King ihn besuchte, zog Michelle es vor, draußen zu warten.

Vier kräftige Wärter, die Eddie nicht aus den Augen ließen, obwohl er Ketten trug, führten ihn herein. Die Haare waren ihm bis auf die Kopfhaut geschoren worden, und an Gesicht und Händen sah King Narben und Verletzungen, von denen er wusste, dass sie nach Eddies Einlieferung ins Gefängnis entstanden waren. King fragte sich, wie viele weitere Wunden sich wohl unter Eddies Sträflingsoverall verbergen mochten. Zolldickes Plexiglas trennte ihn von Eddie. King war über sämtliche Regeln informiert worden, die Besucher zu beachten hatten, darunter die, plötzliche Bewegungen zu vermeiden oder körperlichen Kontakt zum Häftling aufzunehmen.

King wusste, dass es ihm keine Mühe bereiten würde, diese Vorschriften einzuhalten.

»Ich könnte Sie jetzt fragen, wie es Ihnen geht, aber ich sehe es ja selbst.«

Eddie zuckte die Schultern. »Es ist gar nicht so schlimm. Im Grunde sind es altbekannte Verhältnisse. Töten oder getötet werden. Ich weile noch unter den Lebenden.« In seinem Blick lag Verwunderung. »Ich hätte nicht damit gerechnet, Sie wiederzusehen.«

»Ich habe noch ein paar Fragen an Sie. Außerdem habe ich Ihnen etwas zu sagen. Was möchten Sie zuerst?«

»Erst die Fragen. Die Leute hier haben kaum welche. Die meiste Zeit verbringe ich in der Bibliothek, im Fitnessraum und mit Ballspielen. Ich versuche, ein paar Jungs zu einem Team zu formen. Malen darf ich leider nicht. Vermutlich haben die hier Angst, ich könnte jemanden in einem Farbeimer ersäufen. So ein Quatsch.«

»Erste Frage: War der Schlaganfall Ihres Vaters für Sie der Auslöser für die Mordserie?«

Eddie nickte. »Ich hatte schon längere Zeit daran gedacht. Nur hatte ich meine Zweifel, ob ich den Mumm dafür habe. Doch als mein Alter dann aus den Latschen kippte, rastete bei mir irgendwas aus, und ich sagte mir, jetzt oder nie.«

»Zweite Frage: Warum musste Steve Canney sterben? Anfangs dachte ich, Sie hätten es für Ihre Mutter getan, aber inzwischen weiß ich, dass es nicht so war.«

Eddie rückte sich auf seinem Stuhl zurecht, und die Ketten rasselten. Einer der Wärter schaute herüber. Eddie lächelte und winkte, bevor sein Blick wieder King traf. »Meinen Bruder haben unsere Eltern krepieren lassen, und mein Alter geht hin und zeugt mit irgendeiner Schlampe einen weiteren Sohn. Ich wollte und brauchte keinen neuen Bruder. Dieser Canney war zu einem gesunden und kräftigen Burschen herangewachsen. Aber so hätte es mit *Bobby* sein sollen, verstehen Sie? So hätte es *Bobby* verdient gehabt.« Seine Stimme war lauter geworden, und nun schauten alle vier Wärter ihn an. King hätte nicht sagen können, ob er sich mehr vor ihnen fürchtete oder vor Eddie.

»Dritte Frage: Heute weiß ich, dass es Ihnen egal war, ob Junior Deaver Ihre Mutter bestohlen hatte oder nicht. Stellt sich also die Frage, weshalb Sie ihn ermordet haben.«

»Beim Einbruch wurde eine Zeichnung meines Bruders zerrissen.«

»Ihre Mutter hat sie mir gezeigt.«

»Die Zeichnung ist entstanden, bevor Bobby erkrankte.« Eddie schwieg kurz und legte die geketteten Hände vor sich auf die Holzplatte. »Die Zeichnung war mir lieb und teuer. Ich wollte sie in Mutters Zimmer haben, um sie stets daran zu erinnern, was sie getan hatte. Als ich die Beschädigung sah, wusste ich sofort, dass ich den Drecksack umbringen musste, der das getan hatte.«

»Das alles hat Remmy schwer getroffen, obwohl sie versucht, sich nichts anmerken zu lassen.«

»Ach, Scheiße. Sie soll froh sein, dass ich zu viel Anstand habe, auch *sie* fertig zu machen.«

»Haben Sie wegen Chip Bailey den Plan ausgeheckt, berüchtigte Serienmörder nachzuahmen?«

Eddie feixte. »Der alte Chippy... Pausenlos hat er geprahlt, wie viel gerissener als jeder andere er doch wäre und was er nicht alles über Serienmörder wüsste und über ihr Profil. Er hat behauptet, er könne selbst den abgezocktesten Hurensohn zur Strecke bringen. Tja, da hab ich ihn beim Wort genommen. Ich würde sagen, die Ergebnisse sprechen für sich.«

»Letzte Frage: Was hätten Sie unternommen, wäre Ihr Vater nicht ermordet worden?«

»Ich selbst hätte ihn kaltgemacht und dabei alles benutzt, was ich vorher bei den anderen verwendet hatte, die ich gekillt hab. Der Alte hätte erkannt, was er angestellt hat. Er hätte zum ersten Mal im Leben Verantwortung übernehmen müssen. Doch als er krepirt war, hab ich

den Kram stattdessen bei Robinson versteckt, damit der Tatverdacht auf ihn fällt.« Er runzelte die Stirn. »Vermutlich bin ich genau wie mein Dad«, fügte er dann leise hinzu.

King begriff, dass es das härteste Urteil war, das über Eddie gefällt werden konnte, und er selbst hatte es gesprochen.

»Und was wollten Sie mir sagen?«, fragte Eddie.

King senkte nun ebenfalls die Stimme. »Dass Sie Recht haben, was Sylvia angeht. Ich habe sie zur Rede gestellt, kann allerdings nichts beweisen. Aber ich werde es weiterhin versuchen.«

»Ist Ihnen bei ›Teet‹ ein Licht aufgegangen?«

»O ja.«

»Ich hab von dem Mann erfahren, als ich mal mit Chip in Quantico beim FBI gewesen bin.«

»Sylvia ist aus Wrightsburg weggezogen. Wahrscheinlich hat sie woanders unter falschem Namen ein neues Leben angefangen.«

»Da hat sie ja echt Glück.«

»Ich habe noch niemanden eingeweiht, nicht einmal Michelle.«

»Ich glaube, das ist jetzt ohne Belang.«

»Nein, es *ist* von Bedeutung, Eddie. Nur kann ich die Situation vorerst nicht ändern. Ich habe keine Beweise. Sie hat ihre Spuren hervorragend verwischt. Aber ich bleibe dran.« King erhob sich. »Das war mein letzter Besuch hier.«

»Ist mir klar.« Auch Eddie stand auf. »Sean«, rief er King nach, »richten Sie Michelle bitte aus, ich hätte ihr damals in der Nacht nichts Schlimmes angetan. Und dass unser Tanzabend mir großes Vergnügen bereitet hat.«

Als letztes Bild Eddies sah King ihn inmitten der Wärter in Ketten davonschlurfen. Dann entschwand Eddie Battle aus seinem Blickfeld. Für immer, hoffte King.

Als er das Gefängnis verließ, wurde ihm am Besucherempfang ein Paket ausgehändigt. Es sei an die Gefängnisanschrift verschickt worden, sagte man ihm, und man habe es für ihn aufbewahrt. Doch adressiert war es an Michelle.

King stieg ins Auto.

»Was ist das?«, fragte Michelle und blickte auf das Paket.

»Ist für dich. Wir machen in dem Restaurant Halt, das wir auf der Hinfahrt gesehen haben, und essen zu Abend, dann kannst du es öffnen.«

Das »Restaurant« erwies sich als miefige Fettpfütze, in dem vorwiegend Fernfahrer verkehrten, aber das Essen war einigermaßen, und der Kaffee war stark und heiß. King und Michelle setzten sich im hinteren Teil in eine Nische.

»Willst du nicht wissen, was in dem Paket ist?«, fragte King, nachdem sie gegessen hatten.

»Nein, eigentlich nicht. Sag mal, hat Eddie sich nach mir erkundigt?«

King zögerte. »Nein«, sagte er dann. »Er hatte kein Sterbenswörtchen für dich übrig.«

Ein Ausdruck der Bitterkeit erschien aufs Michelles Gesicht. »Eine Kleinigkeit ist mir noch immer ein Rätsel«, sagte sie dann.

»Nur eine?« King versuchte ein Lächeln.

»Was war in dem Geheimfach, das Remmy so dringend zurückhaben wollte?«

»Ich glaube, es waren Briefe von einem gewissen Gentleman aus ihrem Bekanntenkreis.«

»Sie hatte also *doch* eine Affäre?«

»Nein. Es blieb eine unerwiderte Liebe. Der bewusste Gentleman wollte sich nicht mit einer verheirateten Frau einlassen. Aber Remmy wollte die Briefe zurück.«

»Ich frage mich, wer...« Michelle verstummte und machte große Augen. »Doch nicht...?«

»Doch«, sagte King rasch. »Aber das war vor langer Zeit, und er hat nichts getan, für das er sich schämen müsste. Er hat bloß Achtung vor einer Frau bewahrt, von der sich später gezeigt hat, dass sie diese Achtung gar nicht verdient hatte.«

»Gott, wie traurig.«

King half ihr, das Paket aufzureißen. Beide betrachteten den Inhalt. Es war Eddies Gemälde, das Michelle im Ballkleid zeigte.

King sah sie an, dann das Bild, schwieg jedoch. Sie beglichen die Rechnung und verließen das Lokal. Ehe sie ins Auto stiegen, warf Michelle das Gemälde in einen Müllcontainer.

»Alles klar zur Heimfahrt?«, fragte King, als Michelle auf dem Fahrersitz Platz nahm.

»Aber sicher.«

Michelle gab Gas, und in einer Staubwolke fuhren sie los.

